Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm Giesebrecht.

Dritter Band.

Erste Abtheilung.

Erhebung des Papstthums.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1862.

Vorbemerkung.

Auf den Wunsch, den dritten Band vollständig der Lesewelt zu übergeben, mußte der Verfasser verzichten, wenn er die Fortsetzung dieser Kaisergeschichte nicht zu lange zurückhalten wollte. Vielfache Amtsgeschäfte haben ihn in der Bearbeitung dieses Bandes mehr gehemmt, als er erwarten konnte, und die bevorstehende Veränderung des Wohnortes und Wirkungskreises wird ihm auch in nächster Zeit nicht größere Muße vergönnen. Nichts liegt ihm übrigens mehr am Herzen, als die zweite Abtheilung dieses Bandes möglichst bald folgen zu lassen: sie stellt die Geschichte des Investiturstreits im Zusammenhange dar und bringt eine Quellenbeilage, wie sie die beiden früheren Bände enthalten. Was jetzt geboten wird, hat in sich einen gewissen Abschluß und dürfte deshalb den Lesern dieser Kaisergeschichte nicht unerwünscht kommen, wenn sie auch eine umfassendere Publikation erwartet haben und namentlich die Beweise vermissen sollten.

Einige Versehen bittet man zu berichtigen: Seite 7 Zeile 4 ist statt „mochte" zu lesen: mochten, S. 301 Z. 21, S. 311 Z. 19 und S. 312 Z. 21 statt „Eckard": Ekbert.

Königsberg, 23. December 1861.

W. Giesebrecht.

Sechstes Buch.

Erhebung des Papstthums in Heinrichs IV. Jugend.

1057—1077.

1.

Das deutsche Kaiserthum und Hildebrands Entwickelung.

Ein Jahrhundert war seit der Herstellung des abendländischen Kaiserthums verflossen, und die Nachfolger Ottos hatten unleugbar ihre Stellung bei weitem ehrenvoller behauptet als die Karolingischen Kaiser. Wenn die christlichen Völker des Abendlandes, welche einst das Reich Karls des Großen in einen engeren Verband gebracht und mit gleichen kirchlichen und politischen Ideen durchdrungen hatte, sich jetzt nicht allein gegen die Angriffe der heidnischen Völker behauptet, sondern diese zum großen Theil dem Christenthum gewonnen und in den Ideenkreis der christlichen Völker hineingezogen hatten, so geschah es vor Allem durch die Mannhaftigkeit der deutschen Kaiser. Ihr unbestreitbares Verdienst bleibt es, in dem vielleicht gefahrvollsten Wendepunkt die Zukunft der abendländischen Welt gerettet zu haben.

Das Karolingische Reich war untergegangen, aber nicht mit ihm die Ideen seines großen Begründers. Die deutschen Ottonen und Heinriche waren es, welche die Institutionen der Karolingischen Monarchie, auf deren Fortpflanzung die Entwickelung der europäischen Kultur beruhte, vor dem Untergang schützten. Jene Begriffe von Staat und Kirche, von Recht und Gesetz, welche die Karolingische Zeit ausgeprägt hatte, haben sie, so weit es die veränderten Weltverhältnisse erlaubten, in Geltung zu erhalten gewußt. Die kirchlichen Bestrebungen Karls haben sie aufgenommen, der Mission hülfreiche Hand geboten, die Einheit der Kirche geschützt, mehr als einmal das Papstthum mit starker Hand vom Rand des Verderbens gerissen. Von ihnen begünstigt, gingen Kunst und Wissenschaft ihren stillen Gang durch eine Welt, die im Waffenlärm lebte und den Musen nicht eben hold war. So gaben sie, und

mit ihnen das deutsche Volk, den Ideen Karls ein neues Leben. Deutsche Kraft durchströmte gleichsam aufs Neue den hinsiechenden Leib der Karolingischen Monarchie und gab ihr wieder frische Triebe. Es konnte wohl scheinen, als sei in dem deutschen Reich sie lediglich erneut und ihr in dieser erneuten Gestalt eine festere Existenz gesichert.

In der That gingen unsere Kaiser durchaus auf die ursprünglichen Absichten Karls zurück: er war und blieb das große Ideal, dem sie nachstrebten, und ihr letztes Augenmerk war kein anderes als die Herstellung des Karolingischen Erbkaiserthums mit seiner ganzen Machtfülle in Staat und Kirche, eine Restauration in der Weltgeschichte ohne Gleichen. Man wird darüber keinen Zweifel hegen, daß eine solche Restauration an sich eine Unmöglichkeit war und sich unsere Kaiser eine Aufgabe stellten, welche in dieser Weise nicht bewältigt werden konnte. Wenn das deutsche Kaiserthum, so glänzend aufgestiegen, auf seiner Siegesbahn mit Sturmesschritten forteilend, nie zu einem festen Zielpunkte gelangte, sondern meist gerade in dem glücklichsten Anlauf sich plötzlich gehemmt sah, wenn es immer von Neuem alle Gefahren einer ungesicherten Stellung fühlen mußte, so lag der innerste Grund darin, daß sich die Kaiser über die Ideen der Karolingischen Monarchie eigentlich niemals auf die Dauer zu erheben vermochten. So reich ihr Regiment an Thaten, so arm war es verhältnißmäßig an originalen Gedanken, so schwerfällig in der Entwickelung neuer Staatsformen gewesen. Indem man den Bewegungen der Zeit meist nur mit den Formen der Vergangenheit entgegentrat, gewann man wohl augenblickliche Erfolge, aber nie einen Erfolg, der die Zukunft verbürgte. Hieraus hauptsächlich erklärt sich, daß eine Gewalt von so furchtbarer und gefürchteter Energie, an welche sich die höchsten Interessen der Welt ketteten und welche alle Bedingungen einer langen Dauer in sich zu tragen schien, doch niemals zu rechter Befestigung gelangte und den Kampf um ihre Existenz immer von Neuem aufnehmen mußte.

Allerdings war es eine Nothwendigkeit, daß das deutsche Reich unmittelbar die Bestrebungen des Karolingischen Kaiserthums ergriff, aber es ist als ein Mißgeschick für unser Volk zu beklagen, daß sich unter unseren Kaisern keiner so schöpferischen Geistes fand, daß er die Umbildung den fränkischen Institutionen hätte geben können, welche Karl der Große einst mit dem römischen Imperium vornahm. So geschah es, daß das Kaiserthum der weltgeschichtlichen Bewegung, indem es sie

rühmlich fortführte, doch nicht nach allen Seiten Meister blieb, sondern vielfach von ihr überholt wurde, daß es Gewalten neben sich aufkommen sah, die kräftigere Lebenskeime in sich schlossen, als ihm selbst beiwohnten. Wie oft haben die Kaiser die territorialen Gewalten bekriegt und besiegt: nie haben sie dieselben vernichtet. Mehr als einmal haben sie den Versuch gemacht, die Herzogthümer unmittelbar mit der Krone zu vereinigen, doch mit Nichten gelang ihnen, was Karl geglückt war. So viele Anstrengungen wurden gemacht, um die lokalen Gewalthaber in die Stellung von Reichsbeamten zurückzudrängen, so hartnäckig wurde der Anspruch auf die Erblichkeit ihrer Reichslehen bekämpft: und welches war der Erfolg! Ueberall entwickelten sich in Deutschland neue Herrschaften und stellten sich immer selbstständiger gegen das Reich. Auch das städtische Leben hatte sich inzwischen reicher und kräftiger bei uns entfaltet. Aber die Kaiser fanden kein Mittel, das Interesse der Bürgerschaften unmittelbar an das Reich zu fesseln; die volkreichsten Städte blieben dem Regiment der Bischöfe so gut wie ganz überlassen. Auf die Rechtsentwickelung in den deutschen Ländern hatten die Kaiser fast allen Einfluß verloren. Die Karolingischen Capitularien und die geschriebenen Volksrechte waren nahezu vergessen, und kein Versuch wurde gemacht, eine neue Gesetzgebung an ihre Stelle zu setzen. Die Aufrichtung von Landfrieden war jetzt fast die einzige legislatorische Thätigkeit der Kaiser diesseits der Alpen.

Konnte das Kaiserthum in seinen Restaurationsbestrebungen der forteilenden Bewegung in Deutschland nicht Herr werden, so war dies noch weniger in den unterworfenen Reichen möglich. In Italien, wo das geschriebene Recht zu allen Zeiten seine Bedeutung behauptet hatte, hungerte man nach Gesetzen: wohl haben die Kaiser durch einzelne Edikte diesen Hunger zu stillen gesucht, aber die folgenreiche Bewegung, welche dort in den unteren Kreisen des Volks vorging, haben sie weder durch die Gesetzgebung zu regeln noch zum Vortheil des Reichs zu wenden gewußt. Es geschah nicht ohne ihre Schuld, daß diese Bewegung bald eine der deutschen Herrschaft feindselige Richtung nahm. In Burgund versuchten sie der Uebermacht des Adels und der Geistlichkeit einen Damm entgegenzusetzen, auch gelang ihnen zeitweise die königliche Macht zur Geltung zu bringen. Aber die selbstständige Entwickelung der Aristokratie haben sie doch auch hier mehr gehemmt als verhindert. Die anderen Staaten Europas erkannten nothgedrungen den Vorrang des

Kaiserreichs an; sie beugten sich den Forderungen desselben, wenn sie seiner Unterstützung bedurften oder die deutschen Heere ihre Grenzen bedrohten; mehr oder weniger waren sie alle vom deutschen Reiche abhängig oder wurden doch durch die Politik der Kaiser bestimmt. Unverhohlen genug trat Heinrich III. mit den Ansprüchen auf eine allgemeine Herrschaft im Abendland auf, und staunend sieht man, wie weit er sie durchzuführen vermochte. Aber welchem Widerstand begegnete doch auch er auf allen Seiten! Der Schmerz über das Fehlschlagen seiner weltumfassenden Pläne raffte ihn in frühen Jahren dahin.

Es ist merkwürdig genug, wie sich gerade mit dem Aufschwung des Kaiserthums das nationale Bewußtsein bei den Völkern Europas klarer und bestimmter entwickelte. Daß dasselbe bei den unterworfenen oder in Abhängigkeit versetzten Nationen alsbald eine dem Kaiserthum feindselige Stimmung nährte, liegt in der Natur der Dinge. Aber man hätte glauben sollen, daß das zugleich erstarkende Nationalgefühl der Deutschen die Bestrebungen der Kaiser um so kräftiger unterstützen würde. Denn was kann das Selbstbewußtsein eines Volks mehr erhöhen, als seine Fürsten und mit ihnen sich selbst an der Spitze der weltgeschichtlichen Bewegung zu sehen! Und kaum konnten die Deutschen schon vergessen haben, daß sie erst durch die Kaiserherrschaft zu einem Volke verbunden waren, daß ihre Kaiser sie zuerst mit dem stolzen Bewußtsein erfüllt hatten, in der Vereinigung jedem anderen Volk überlegen und nicht allein zur Freiheit, sondern zur Herrschaft berufen zu sein. Aber in Wahrheit ist das deutsche Volk dem Kaiserthum auf seiner Höhe nicht mit jener aufopfernden Hingebung entgegengekommen, deren jede Nation fähig ist, wenn sie erkennt, daß es sich um ihre wohlverdiente Bedeutung handelt. Die Deutschen scheinen eine dunkle Ahnung dessen gehabt zu haben, daß die Institutionen dieses Kaiserreichs, wie sie nicht im Herzen Deutschlands entstanden waren, so auch dem nationalen Geist nicht durchaus entsprachen.

Allerdings herrschte in den niederen Kreisen des Volks das Gefühl, daß man gegen die Gewaltthaten der großen und kleinen Herren keinen anderen Schutz als die Autorität der Krone, für den Landfrieden keine andere Gewähr als ihre Macht besitze, und in der Stunde der Gefahr haben die Kaiser bei den Bürgern und Bauern noch am meisten ausharrende Treue gefunden. Aber für die universellen Tendenzen des Kaiserthums hatten sie nur geringe Theilnahme. Jene Romfahrten,

die immer aufs Neue Menschenleben und große Geldsummen kosteten, jene unablässigen Heereszüge über die Alpen waren keineswegs nach dem Sinne des niederen Mannes. Während dem Italiener das Kaiserthum zu deutsch war, mochten das deutsche Volk die fremden Formen verletzen, welche der zu Rom und Mailand gekrönte Herr annahm. Und wie schwer lastete auf ihm der Karolingische Feudalismus, der mit dem Kaiserthum in allen deutschen Ländern zur Herrschaft kam!

Aber der stille Widerstand der niederen Klassen war Nichts gegen die laute und unüberwindliche Opposition des hohen Adels. Ein kriegerischer Stand, wie er war, saß er zwar stets im Sattel, wo es einen Strauß des Kaisers auszufechten galt, der guten Lohn verhieß; niemals fehlten die Herren am Hofe, wenn sie neue Lehen und neue Privilegien gewinnen konnten. Sobald aber der Kaiser in ihre wirklichen oder vermeintlichen Rechte eingriff, zogen sie ohne Bedenken ihr Schwert gegen ihn, oft selbst im ungleichsten Kampf und mit der fast gewissen Aussicht des Unterliegens. Fürstenfreiheit gegen Königsmacht zu wahren, war und blieb ihr einziges Trachten. Daß das Kaiserthum nur eine Waffe mehr gegen das Fürstenthum und gerade die gefährlichste war, entging ihnen nicht, und dem Streben der Kaiser nach Verwirklichung der kaiserlichen Idee sind sie oft genug im entscheidenden Augenblick hemmend entgegengetreten. Die letzten Kaiser hatten den deutschen Fürsten tiefe Wunden geschlagen, die bitter schmerzten und nicht verharschten: auf uneigennützige Anhänglichkeit hatte das Kaiserthum in diesem Stande nicht zu zählen.

Nur einen Stand gab es, der für die höchsten Interessen des Kaiserthums nicht allein ein tieferes Verständniß zeigte, sondern bisher auch wirkliche Hingabe an den Tag gelegt hatte. Es war der deutsche Klerus. Nicht Willkür, sondern die ganze Lage der Verhältnisse fügte deshalb den engen Bund des Kaiserthums mit diesem Stande, einen Bund, der die größten Vortheile bot. Denn mit allen seinen geistigen und äußeren Mitteln unterstützte der deutsche Klerus das Regiment der Kaiser. Nur durch die aufopfernde Treue der Bischöfe gelang es ihnen, den Widerstand der weltlichen Fürsten im Innern niederzuhalten; nur durch die Unterstützung der Kirche wurden die auswärtigen Kriege zum großen Theil ermöglicht; der unermeßliche Einfluß, welchen der Klerus auf die Gemüther der Gläubigen hatte, kam der Kaiserkrone, welche die Kirche mit einem überirdischen Glanz umgab, in hohem

Maße zu gut. Es ist wahr, die geistlichen Herren hatten dem Reiche bisher willig und mit großer Selbstentsagung gedient; aber man glaube nicht, daß sie dabei die Sonderinteressen ihres Standes vernachlässigten, daß ihre Dienste ganz uneigennützig waren. Ihr Zielpunkt war, was sie „Freiheit der Kirche" nannten, d. h. die Befreiung ihrer Sprengel von der weltlichen Jurisdiction der Grafen. Erreichten sie dies Ziel, so wurden sie die ersten Herren im Reich, während die weltlichen Fürsten zu ihren Lehnsgrafen und Vögten herabsanken. Und in der That war bereits manche Grafschaft durch kaiserliche Gunst in ihre Hände gefallen: das Ziel erschien nicht unerreichbar. Um solchen Preis ertrugen sie Lasten von erdrückender Schwere, um solchen Preis vergaßen sie ihren geistlichen Beruf und ihren geistlichen Stolz und machten sich zu Dienern einer weltlichen Macht, die oft herrisch genug gegen sie auftrat. Bisher hatten sie ihr Ziel nur im Bunde mit der Krone verfolgen können; es stand sehr in Frage, ob sie diesem Bunde treu bleiben würden, wenn sie zum Gefühl eigener Kraft gelangten oder in dem Zusammenschluß mit anderen Gewalten sich ihnen bessere Aussichten boten. Es war zu besorgen, daß sie unter Freiheit der Kirche dann Befreiung von der königlichen Gewalt verstehen würden.

Wohin man auch blickt, nirgends wird man in dem deutschen Volke zu den Zeiten des zweiten und dritten Heinrichs einen freien und nachhaltigen Enthusiasmus für die kaiserliche Sache finden. Jene Zeiten waren überhaupt kaum einer anderen Begeisterung als der religiösen fähig, und nichts ist irriger, als ihnen den Schimmer eines idealen Aufschwungs in der Nation zu leihen. Das Interesse der Deutschen war vielmehr überwiegend auf das Naheliegende, auf das praktische und materielle Bedürfniß gerichtet, und halb widerwillig wurde das Volk in die weiten Bahnen der Kaiser hineingezogen, wenn man auch die Vortheile einer gebietenden Stellung reichlich nutzte und selbst dem Stolz der Herrschaft nicht fremd blieb. Man sonnte sich in dem Glanz des deutschen Namens, aber man war nicht sonderlich darauf bedacht, ihn zu erhalten oder gar zu erhöhen.

Staunenswerth ist, wie trotz dieser Lage der Dinge das deutsche Kaiserthum so ungeheure Erfolge erzielte und sich mit dem größten Ruhm an der Spitze des Abendlandes behauptete. Aber wie auffallend die Erscheinung sein mag, ist sie nicht unbegreiflich. Noch immer fühlten die christlichen Völker Europas die Nothwendigkeit einer zusammenhaltenden,

einenden Macht, und keine andere kannten sie als das Kaiserthum, durch tausendjährige Erinnerung geweiht, durch das Wort der heiligen Schrift bestätigt, durch die geistliche Autorität des Oberpriesters zu Rom anerkannt. Dieses Kaiserthum konnte aber allein von den deutschen Königen aufrecht erhalten werden, weil sie über eine Kriegsmacht geboten, wie kein anderer Fürst der Zeit, weil ein Klerus um ihren Thron sich schaarte, der in dem tiefen Verfall der Kirche wie ein Licht aus dem Dunkel strahlte, weil endlich und vor Allem vom deutschen Throne Herrschertugenden leuchteten, wie man sie auf anderen Thronen vergeblich suchte. Daß hierin die Bedingungen der deutschen Kaisermacht ruhten, zeigte sich sofort, als sich das Papstthum vom deutschen Reiche losriß und selbst in den Mittelpunkt der abendländischen Welt zu stellen suchte. Als es die Autorität der Kirche nicht mehr der Kaiserkrone zuwandte, als es die physischen und geistigen Kräfte des deutschen Reichs zu spalten wußte und zugleich ein Knabe nach Erbrecht auf dem deutschen Throne saß, der die Herrschaft nicht selbst üben konnte, war die ganze Zukunft des Kaiserreichs in Frage gestellt.

Schon einmal, mitten in dem Verfall des Karolingischen Reichs, hatten die römischen Bischöfe den Versuch gemacht, die höchste Entscheidung auch in den weltlichen Dingen an sich zu ziehen. Ihre Absichten scheiterten in dem Umsturz der Weltverhältnisse, welcher der Auflösung des Karolingischen Reichs folgte, und nur wie durch ein Wunder entrann das Papstthum selbst dem gänzlichen Untergange. Noch einmal hatte sich dann ein germanisches Heerkönigthum erhoben, war von Siegen zu Siegen geeilt, von einer Stufe der Macht zur anderen aufgestiegen und hatte sich abermals zu der Idee eines allgemeinen Imperium aufgeschwungen. Nicht auf dem Boden der Kirche, am wenigsten der römischen, war es erwachsen; in manchen Kämpfen mit den geistlichen Gewalten hatte es sich befestigt und das kaiserliche Diadem dem Papst so gut wie abgetrotzt. Aber mit jedem weiteren Schritt sah es sich doch näher zu den geistlichen Tendenzen hingedrängt, welche einmal die Zeit beherrschten. Das Papstthum erhob es aus tiefster Schmach zu einer weithin geachteten Stellung, das Bisthum zu fürstlichem Glanz, das Mönchsthum zu hohen Ehren. Karl der Große hatte das geistliche Element mit dem weltlichen in seinem Reich im Gleichgewicht zu halten gesucht: die Ottonen und ihre Nachfolger bevorzugten entschieden die geistlichen Gewalten vor den weltlichen, und so durchdrungen war ihr

Regiment von klerikalen Tendenzen, daß die Erfolge des Kaiserthums doch vor Allem der geistlichen Hierarchie zu gute kamen. Die glorreichen Thaten Heinrichs III. sind die unmittelbare Voraussetzung für Hildebrands welthistorische Wirksamkeit.

Unter den Einflüssen Clunys ist Hildebrand erwachsen, aber kaum hat er mehr von den französischen Mönchen gelernt als von dem deutschen Kaiser, unter dessen Regierung er zum Mann erwuchs und dem er persönlich nahe genug trat. Es war nicht mehr als billig, daß er Heinrich III. immer dankbare Verehrung bewahrte. Er wußte recht wohl, daß Niemand dem Papstthum mehr gedient hatte als dieser gewaltige Herrscher, daß die Blüthe des deutschen Kaiserthums eine Frucht zeitigen müßte, die gereift früher oder später Rom in den Schooß fallen würde; er begriff, daß die Zeiten nicht so ferne seien, wo die Absichten Nicolaus I. sich mit fast unzweifelhaftem Erfolg durchführen ließen. „Freiheit der Kirche" war auch sein Wahlspruch, aber er hat unter dieser Freiheit nichts Anderes verstanden, als Befreiung von jeder weltlichen Gewalt, auch der der Krone, und einem so scharfen Geiste konnte nimmermehr entgehen, daß diese Freiheit der Kirche die Herrschaft über den Staat als nothwendige Consequenz in sich schließe. Denn wer möchte ihn in dem Irrthum befangen wähnen, daß sich in Zuständen, wie sie ihn umgaben, die Sphären des Staats und der Kirche irgendwie sondern ließen? Gerade jene unauflösliche Verbindung, in welche die Entwickelung der Jahrhunderte und vor Allem die Geschichte des deutschen Kaiserreichs Staat und Kirche gebracht hatten, mußte ihm die unerschütterliche Zuversicht geben, daß dem priesterlichen Rom, sobald es die Banden des Kaiserthums abgeschüttelt, auch die Weltherrschaft zufallen müsse.

Als Heinrich III. starb, stand Hildebrand in den ersten Jahren frischer Manneskraft. Seine welthistorische Laufbahn begann, und man kann sagen, daß er allgemach in die Stelle einrückte, welche der mächtige Kaiser leer gelassen hatte. Den Plan desselben, das Abendland einer Universalherrschaft zu unterwerfen, nahm er auf und suchte in anderer Weise auf dem Stuhl Petri die Fäden zu verschlingen, die auf dem

Kaiserstuhl angesponnen waren. In der Geschichte der deutschen Kaiserzeit spielt dieser italienische Mönch eine der hervorragendsten Rollen; er ist fast wichtiger für sie als für die Geschichte der christlichen Kirche.

Es ist überaus anziehend, die Anfänge des außerordentlichen Mannes zu betrachten, um sich zu vergegenwärtigen, wie er zu seiner eigenthümlichen Stellung inmitten der Weltverhältnisse gedieh und der Gedanke in ihm reifte, die Leitung derselben selbst in die Hand zu nehmen. Leider umhüllt den Gang seines früheren Lebens ein schwer durchdringbares Dunkel. Schon bei seinen Lebzeiten haben Haß und Fanatismus über seine Geburt, seine Verbindungen, sein Emporkommen boshafte Erfindungen verbreitet; die Verehrung späterer Zeiten hat dann an die Stelle dieses Lügengespinnstes Legenden gesetzt, welche die Wahrheit noch mehr umschleierten. Zuverlässige Nachrichten finden sich spärlich; den sichersten Anhalt gewähren noch die gelegentlichen Angaben, die wir in Hildebrands späteren Briefen und Reden besitzen, doch können auch sie nicht vollauf befriedigen, da er seinen Lebensgang in einen mystischen Zusammenhang mit überirdischen Gewalten zu bringen liebt. Wir wollen versuchen das Zuverlässige von dem Falschen oder Ungewissen zu scheiden.

Hildebrand hat sich immer als einen Römer angesehen und selbst Personen, die ihm nicht fern standen, haben Rom für seine Vaterstadt gehalten. Aber sein Geburtsort war ein kleines Landgut im Gebiet der toscanischen Stadt Soana, welches Roavacum genannt wird und jetzt nicht mehr nachzuweisen ist. Soana ist heut eine elende Landstadt, fast nur ein Trümmerhaufen; obwohl auf einer Anhöhe belegen, ist es der Fieberluft der Maremmen ausgesetzt und enthält deshalb nur eine dürftige und schwächliche Bevölkerung. Die größte Merkwürdigkeit daselbst ist die alte Kathedrale; sie stammt aus dem elften Jahrhundert, aus Hildebrands Zeit, und erinnert an bessere Tage, die einst das Städtchen sah. Es war früh der Sitz eines katholischen Bischofs geworden und blieb es unter der Langobardenherrschaft, in der Zeit Karls des Großen fiel es auch unter die weltliche Macht der Päpste; kirchlich und politisch so an Rom gebunden, entwickelte es einen Verkehr mit der Weltstadt, die für Hildebrands Leben entscheidend wurde.

Niemals thut Hildebrand in seinen Briefen der eigenen Familie Erwähnung; er zeigt sich darin als ein rechter Mönch. Wie er die Lösung der Familienbande später von dem gesammten Klerus mit eiserner

Consequenz verlangte, so hat er selbst sich früh von allen Fesseln des Hauses befreit: der heilige Petrus und die heilige Maria traten ihm an die Stelle der Eltern. Der Name seiner leiblichen Mutter ist unbekannt; der Vater hieß Bonizo und bestellte wahrscheinlich selbst das kleine Gut, welches der Familie gehörte. Ein schmähsüchtiger Zeitgenosse nennet Hildebrand den Sohn eines Ziegenhirten und einer Bäuerin; die Wahrheit scheint durch die Schmähung hindurch. Auch ein Bewunderer Hildebrands gedenkt dessen Abkunft aus den niederen Schichten der Gesellschaft, und dies in einem Glückwunsch zu seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Mehr bedarf es nicht, um die Hypothese zurückzuweisen, Hildebrand habe in einem Zusammenhang mit dem gräflichen Geschlecht der Aldobrandeschi gestanden, dem später Soana unterthan war. Ebenso irrig ist die bis in die neueste Zeit oft wiederholte Behauptung, daß er der Sohn eines römischen Zimmermanns gewesen sei; sie stützt sich lediglich auf eine Legende, welche an die Jugendgeschichte Jesu erinnert und sich bei kritischer Prüfung als eine leere Fiction zu erkennen giebt.

Die arme Familie in Roavacum hatte Verwandte in Rom, die in besseren Verhältnissen lebten. Einen aus ihrer Sippschaft finden wir später als Befehlshaber einer römischen Burg; ein mütterlicher Oheim Hildebrands war Abt des reichen Klosters der heiligen Maria auf dem Aventin, welches einst der gewaltige Alberich über seiner Geburtsstätte errichtet hatte. Dieser Oheim nahm sich des Knaben an, und in frühen Jahren fand Hildebrand in dem Kloster auf dem Aventin Aufnahme. Er erhielt hier eine gute Erziehung mit vornehmen jungen Römern; er wurde nicht nur im Kloster, sondern wohl vom Anfang an auch für das Kloster und den Dienst der römischen Kirche gebildet. „Von Kindesbeinen an,“ sagte er später, „hat mich der heilige Petrus auf das Freundlichste ernährt und erzogen.“

Das Marienkloster auf dem Aventin, jetzt unter dem Namen des Priorats von Malta bekannt, bietet eine entzückende Aussicht: vor dem Blick liegt die Stadt auf beiden Seiten der Tiber, und zugleich schweift das Auge weithin über die imponirende Oede der trümmerreichen Campagna. Jetzt ist der Aventin verlassen, damals lag er im Mittelpunkt des Verkehrs der großen Stadt; hier drängten sich gleichsam auch alle ihre geistigen Interessen zusammen. Hier hatte Otto III. seine Kaiserburg eingerichtet und mit Gerbert die phantastischen Pläne des neuen

römischen Weltreichs bedacht; von hier waren der Böhme Adalbert und Brun von Querfurt ausgezogen und hatten durch ihren Märtyrertod im fernen Preußenlande eine neue Glorie über Rom verbreitet; hier und gerade im Marienkloster selbst kehrte der große Abt Odilo von Cluny ein, wenn er immer wieder nach Rom wallfahrte, um die sinkende Kraft der Nachfolger Petri durch geistliche Zusprache zu stärken. Ein hochbegabter Knabe, der hier erwuchs, konnte sein Gemüth mit den mächtigsten Eindrücken erfüllen, die sich kaum in einem anderen Gedanken zusammenschließen konnten, als dem der unvergleichlichen Hoheit des ewigen Roms.

Wie dereinst, als die Gründung der Stadt im Rath der Götter beschlossen war, Feuerzeichen das Haupt des Knaben Ascanius umspielt, wie ähnliche Erscheinungen die Größe des Servius Tullius, der die Grundlagen der republikanischen Freiheit legte, vorhergesagt haben sollen, so will man Feuerstrahlen auch aus dem Gewande des kleinen Hildebrand haben hervorleuchten sehen. Die Legende berichtet, Abt Majolus von Cluny habe zuerst diese Strahlen bemerkt und sei in die Worte der heiligen Schrift über Johannes den Täufer ausgebrochen: „Dieser Knabe wird groß sein vor dem Herrn.“ Majolus ist vor Hildebrands Geburt gestorben und kann dem Knaben solche Weihe nicht gegeben haben. Aber unter den Augen Odilos, seines größeren Nachfolgers, hat sich Hildebrand vom Knaben zum Jüngling entwickelt, und dieser mochte früh den Feuergeist desselben erkannt haben.

Im Marienkloster herrschten die Ansichten Clunys; in ihnen ist Hildebrand erwachsen und auferzogen. Hier verkehrten alle die Männer, die mit Odilo in vertrauten Beziehungen standen. Vor Allen ist der vertriebene Bischof Laurentius von Amalfi zu nennen, der in Rom eine Zufluchtsstätte gefunden hatte: ein Mann der Gerbertinischen Schule, voll Gelehrsamkeit, aber zugleich ganz von den kirchlichen Tendenzen der Cluniacenser durchdrungen. Laurentius wohnte zu Rom in dem Hause jenes Priesters Johann Gratian, der in seiner Einfalt später das Papstthum kaufte, um die Ideen Clunys in das Leben zu führen. Beide standen den Tusculanern nahe genug, nicht minder nahe stand ihnen Odilo selbst, der nicht ohne Einfluß auf ihre Verwaltung des römischen Bisthums blieb. Man weiß, wie tief Benedict VIII., der erste Papst aus diesem Geschlecht, auf die Bestrebungen der französischen Mönche einging. Johann XIX., so unähnlich sonst dem Bruder, blieb doch Odilo

und der Congregation zu allen Zeiten hold, und jener elende Knabe, der sich Benedict IX. nannte, ist eher von sich selbst aufgegeben worden, als von Odilo und seinen Freunden. Wir übersehen den Kreis, in dem Hildebrand seine Bildung erhielt. Es sind hochgestellte Personen, in denen die Ideen Clunys lebendig sind; diese Ideen sind es, die den Kreis zusammenhielten, nicht von Gerbert überlieferte Zauberkünste, wie später die Feinde Hildebrands den Glauben erregen wollten.

Etwa fünfundzwanzig Jahre mochte Hildebrand alt sein, als er im Jahre 1045 auf den Wunsch Gratians, der nun als Gregor VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, das Kloster verließ. Bereits hatte er Profeß gethan, und wohl auch bereits die niederen Weihen erhalten, von denen er selbst behauptet, daß er sie ungern empfangen habe. Immer hat er gemeint, daß er nichts Anderes gesucht habe als das beschauliche Leben in einer Zelle und nur durch unmittelbare Veranstaltung des heiligen Petrus in den Dienst der Kirche von einer Stufe zur anderen geführt sei. Aber wie selten kennt der Mensch das eigene Herz, und wer möchte sich überzeugen, daß Hildebrands Seele hinter Klostermauern wahre Befriedigung gefunden hätte! Was er aus dem Kloster in die Welt mitnahm, war außer den Ideen der Kirchenreform, die hier in ihm angeregt waren und sein ganzes weiteres Leben beherrschten, eine schwärmerische Verehrung der Mutter Gottes, die er nicht allein in sich auch in der Folge nährte, sondern auch in den weitesten Kreisen immer mehr zu verbreiten suchte; es ist weltbekannt, mit welchem Erfolge. Es begleitete ihn ferner in die Welt eine gewisse Vorliebe für gesellschaftliche Ordnungen, die sich auf Gleichstellung gründen. Schon die Gewohnheiten des Klosterlebens konnten sie wecken, und die Erinnerungen an das alte Rom scheinen sie noch besonders befruchtet zu haben. Nur eine Stadtrepublik gab es damals, welche auf dem Grunde der Volksfreiheit ruhte; es war Venedig, und Hildebrand selbst bekennt, daß er Venedigs Freiheit von Kindheit an überaus geliebt und deshalb öfters den Tadel hochstehender Personen erfahren habe. Die bürgerliche Freiheit Venedigs betrachtete er selbst als den letzten Rest der republikanischen Staatsformen Roms. Er blieb wohl immer im Herzen ein Gegner der aristokratischen Institutionen, wie sie Staat und Kirche damals beherrschten.

Gregor VI. machte Hildebrand zu seinem Kapellan und schenkte dem jungen Mann das Vertrauen eines erprobten Freundes. Zum ersten

Mal konnte nun der Mönch jene unermüdliche Thätigkeit und eigenthümliche Gewandtheit in den Weltgeschäften entfalten, die Freund und Feind in gleicher Weise angestaunt haben. Ein kleiner Mensch, mit schwacher Stimme, ohne alle Vorzüge der Geburt und äußerer Verhältnisse, wußte er die Menschen mit unwiderstehlicher Macht zu beherrschen. Hastig wie der Tiger stürzte er sich auf die Geschäfte und trieb sich in ihnen mit eiserner Geduld umher, Alles mit Leichtigkeit überwältigend. Welchen Einfluß er schon damals in der Curie gewann, wie tief er in die Verwickelungen jener Zeit verflochten war, beweist die Thatsache, daß er dem entsetzten Papst in das Exil nach Deutschland folgen mußte.

Die Verbannung führte den jungen Mönch nach Worms, Speier, Köln und Aachen, zu den alten und neuen Sitzen der Kaiser. Er blieb zunächst in der Umgebung des Hofes, und immer hat er bekannt, daß er die größte Güte und Liebe bei Heinrich III. und seiner Gemahlin gefunden. In Köln meinte er wohl wissenschaftlich gefördert zu sein, obwohl er sich niemals einer besonderen gelehrten Ausbildung gerühmt hat und selbst in der Theologie sich keine entscheidende Stimme zutraute. Aber, bewußt oder unbewußt, mußte ein Geist seines Schlages in der Umgebung, in die er nun versetzt war, neue und bedeutende Erfahrungen sammeln. Was Herrschaft und Macht war, konnte ihm hier in der Nähe des Kaisers erst in seiner ganzen Bedeutung aufgehen. Wir sind meist nur zu geneigt, uns epochemachende Persönlichkeiten als lediglich durch sich selbst gebildete, ganz aus sich erwachsene Individualitäten vorzustellen; und doch arbeiten an Jedem die großen Bewegungen der Zeit und Keiner wird allein durch sich selbst ein fertiger Mann. Die Ideen des Kaiserthums haben, wie die Bestrebungen Clunys, auf Hildebrand gewirkt und ihn lange beherrscht. Der Aufenthalt am deutschen Hofe ist ein nothwendiges Glied in seiner Geschichte; selbst die Legende hat ihn nicht entbehren können und mit einer gewissen Vorliebe ausgeschmückt.

Der Kaiser und Cluny begegneten sich damals auf gleicher Straße. Es konnte jenem daher kaum Besorgniß erregen, als nach dem Tode Gregors VI. der junge Hildebrand nach Cluny zu gehen wünschte. Vieles mußte den Mönch hierher ziehen, und als er die Mutterstätte jener Ideen sah, die von früh an sein Herz erfüllt hatten und die er hier im kleinen Kreise verwirklicht fand, fühlte er sich so heimisch, daß er oft später versichert hat, Nichts wäre ihm erwünschter gewesen, als

hinter Clunys Mauern in Gebet und Contemplation seine Tage zu beschließen. Aber sehr bald mußte er in die Welt zurückkehren, wahrscheinlich nach dem Willen seines Abts. Als Leo IX. den schweren Weg nach Rom ging, gab man ihm Hildebrand zum Begleiter. Clunys Wünsche waren nicht minder mit Leo, als die des Kaisers, und der junge Abt Hugo bewies wahrlich keinen geringen Scharfblick, als er Leo die Dienste des Mönchs empfahl. „Widerwillig,“ sagte Hildebrand in der Folge, „war ich über die Berge gegangen, aber widerwilliger kehrte ich nach Rom zurück.“ Er hat sein weiteres Leben in der Weltstadt immer als ein qualvolles Dasein betrachtet, aber nichtsdestoweniger fand er jetzt erst die Stelle, wo er seine Gaben frei und weit entfalten konnte.

In dem Kreise hervorragender Vertreter der cluniacensischen Richtung, die Leo IX. um sich versammelte und in das Collegium der Cardinäle brachte, nahm Hildebrand von Anfang an einen hervorragenden Platz ein. In der eigenthümlichen Stellung eines Cardinal-Subdiakon der römischen Kirche wurde ihm im Wesentlichen die Leitung der städtischen Angelegenheiten und der Geldverhältnisse des apostolischen Stuhls übertragen, und der Mönch bewies sich ausnehmend geschickt in diesen Geschäften. Er verband sich mit einem getauften Juden, Benedictus Christianus in der Taufe genannt, und dessen Sohn Leo; beide machten große Geldgeschäfte in der Stadt und waren Hildebrand so förderlich, daß nicht nur die verzweifelten Finanzen des apostolischen Stuhls sich besserten, sondern der Mönch selbst ein reicher Mann wurde. Man hat ihm später oft genug den Verkehr mit diesen Wucherern vorgeworfen; er selbst hat sich auch vor schlimmerer Gesellschaft nicht gescheut, wenn sie seinen Zwecken diente. Man wird kaum bezweifeln können, daß er in Verbindung mit einem gewissen Johannes Braczutus trat, einem Volksführer aus Trastevere, den man jeder Schandthat für fähig hielt. Durch die Bearbeitung der Volksstimmung, durch Anwendung von Geld, durch seine persönlichen Beziehungen mit dem römischen Adel aus früherer Zeit gelang es Hildebrand, die Stadt dem deutschen Papst zu erhalten, obwohl Benedict IX. und die Tusculaner ihre reactionären Pläne niemals ganz aufgaben, wenn sie auch zeitweise sich unter Hildebrands Vermittelung mit Leo aussöhnten.

Man hat später geglaubt, daß Leo nur unter dem Einfluß Hildebrands gehandelt habe. Wem aber Leos Bedeutung klar geworden ist, wird sich davon schwer überzeugen können, und Abt Desiderius von

Monte Cassino, der beide Männer kannte, bezeichnet ausdrücklich Leo als den Erwecker des neuen kirchlichen Lebens und Hildebrand lediglich als seinen Schüler. In der That kann diesem erst die universelle Bedeutung der römischen Kirche und Alles, was ein Nachfolger Petri in Berufstreue vermöchte, in der Wirksamkeit dieses deutschen Papstes aufgegangen sein, welcher den Ideen Clunys gleichsam Fleisch und Blut lieh. Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn Hildebrand später in Klagen ausbrach, daß ein so großer Papst keinen würdigen Herold seiner Thaten gefunden habe. Aber, so groß Leos Autorität auch war, hat er doch Hildebrand so wenig beherrscht, als dieser jenen. An Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden hat es nicht gefehlt. Hildebrand selbst berichtet, wie er durch seine hartnäckige Vertheidigung der Rechte Kölns gegen Trier den Zorn des Papstes erregt habe, und eine alte Sage geht, Leo habe einst, durch einen Traum gewarnt, zu dem Subdiakon die prophetischen Worte gesprochen: „Besteigst du jemals, was Gott verhüte, den apostolischen Stuhl, so wirst du die ganze Welt in Verwirrung setzen."

In Leos letzten Lebenstagen wurde Hildebrand eine Legation nach Frankreich übertragen, zu der er durch sein nahes Verhältniß zu Cluny vor Allem berufen schien. Auf dieser Reise hörte man ihn vielfach in die Worte des Psalmisten ausbrechen: „Wohl denen, die Gottes Zeugnisse halten, die ihn von ganzem Herzen suchen." Aber man vernahm noch ein anderes Wort, welches einen tieferen Blick in seine Seele werfen läßt. „Unbesiegt," rief er oft frohlockend aus, „ist Rom im Glauben und in den Waffen." Die unbesiegten Waffen Roms waren damals keine anderen, als die des Kaisers; den Glauben Roms sah Hildebrand wesentlich in den von Leo ergriffenen und in das Leben geführten Reformbestrebungen Clunys. Denn daß sonst sein dogmatisches System keineswegs fest begründet war, zeigt sein damaliges Verhalten gegen den von Leo verurtheilten Berengar. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er Berengar nicht nur persönlich zugethan, sondern auch von dessen freierer Abendmahlslehre überzeugt war. Man hat es ihm deshalb als Kleinmuth ausgelegt, daß er sich auf einer Synode zu Tours damals nicht offen für die erkannte Wahrheit erklärte. Aber konnte er es, ohne sich mit dem Papst in einen nimmer auszugleichenden Gegensatz zu bringen? Was in seiner Macht stand, that er. Er bestimmte Berengar sich persönlich nach Rom zu begeben und versprach ihm dort seinen

Beistand. Nur deshalb unterblieb Berengars Reise, weil Leo bald nach jener Synode starb.

Wenn trotz mannigfacher und großer Differenzen der Meinung Leo sterbend die Cardinäle auf den Rath Hildebrands verwies, so mochte ihn dazu vor Allem die Lage der Stadt bestimmen. Schon regten sich aufs Neue die Tusculaner, und die Verhältnisse Italiens schienen ihnen überaus günstig: kaum ein Anderer als Hildebrand konnte ihnen mit Erfolg begegnen. Wahrscheinlich hätte er schon damals den Stuhl Petri besteigen können, wenn er es auf einen Bruch mit dem deutschen Hofe ankommen lassen wollte. Nichts zeigt deutlicher, wie eng sich die reformatorische Richtung noch immer mit den Ideen des Kaiserthums bei ihm verband, als daß er Alles daran setzte, die Wahl des Kaisers auf dessen vertrautesten Rathgeber, den Eichstädter Bischof, zu lenken. Die Römer unterscheiden religiöse und politische Päpste, je nachdem in deren Amtsführung der kirchliche oder politische Gesichtspunkt überwiegt. War jenes bei Leo IX. der Fall gewesen, so war dessen Nachfolger Victor II. ein politischer Papst im eminenten Sinne. Man weiß, in welchem Umfange er die Verhältnisse Italiens leitete, und wie nach Heinrichs III. Abscheiden geradezu die Verwaltung des Kaiserreichs auf ihn überging. Wer möchte sich überreden, daß das Beispiel dieses kaiserlichen Papstes auf einen Hildebrand ohne Einfluß und Belehrung gewesen sei?

Papst Victor liebte die Mönche nicht, die unter seinem Vorgänger eine so eingreifende Rolle in die Geschäfte der Curie gespielt hatten. Auch Hildebrand besaß nicht das besondere Vertrauen des neuen Papstes; aber die Stellung, die er einmal bekleidete, blieb ihm. Die städtischen Angelegenheiten, die Geldverhältnisse der Curie besorgte er nach wie vor, auch alle Verbindungen des apostolischen Stuhls mit Frankreich wurden fortan wesentlich durch ihn vermittelt. Aufs Neue ging er als Legat nach Frankreich und zeigte nun zuerst jene rücksichtslose Strenge in der Durchführung der reformatorischen Ideen, die selbst seinen Freunden oft als tyrannische Härte erschien. Gern hat er später erzählt, wie er damals auf einer Synode in der Lyoner Kirchenprovinz den simonistischen Erzbischof von Embrun mit leichter Mühe zu Fall brachte. Er verlangte von diesem Manne, daß er: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste" sagen solle. Bei den letzten Worten stockte die Zunge des Erzbischofs; er erklärte sich überwunden, legte sein Amt nieder, und mehrere simonistische Bischöfe folgten seinem Bei-

spiel. Aber nicht allein durch moralischen Zwang wirkte Hildebrand, er bekämpfte die Simonie auch mit allen äußeren Mitteln, die ihm seine Stellung bot. Wir wissen, daß selbst dem Abt Hugo öfters sein Verfahren zu gewaltsam erschien; es hatte sich in Hildebrand mehr und mehr ein despotischer Geist entwickelt, welcher den Ueberlieferungen Clunys zuwider war und später auch sein Verhältniß zu Petrus Damiani störte.

Der Tod Heinrichs III. und das bald darauf erfolgte Ableben Victors II. änderten in unerwarteter Weise die Lage Italiens und des apostolischen Stuhls. Wo jene Reformpartei, der Hildebrand angehörte, bisher ihren Rückhalt gehabt hatte, konnte sie ihn nicht mehr suchen: in Deutschland herrschte ein Weib, und man bedurfte eines starken Armes gegen die Normannen und die Faktionen des römischen Adels. Ohne Hildebrand abzuwarten, der bei dem Sterbelager des Papstes in Arezzo gestanden hatte, beschloß man in Rom sich auf das Engste an Herzog Gottfrieds Macht anzuschließen, die sich plötzlich zu erstaunlicher Höhe in Italien emporgeschwungen hatte; man kümmerte sich wenig darum, welches Gottfrieds weitere Absichten sein möchten. Von der bisherigen Wahlordnung abweichend, ohne die Kaiserin zu befragen, wählte man in großer Hast den Cardinal Friedrich von Lothringen, der zugleich Abt von Monte Cassino war, den leiblichen Bruder Gottfrieds. Die Wahl war ohne Hildebrands Rath erfolgt, aber es blieb ihm kein anderer Ausweg, als das Geschehene anzuerkennen. Wieviel ihm auch jetzt noch daran lag, einen Bruch mit dem kaiserlichen Hof zu vermeiden, sehen wir daraus, daß er alsbald selbst nach Deutschland ging, um die Einwilligung der Kaiserin einzuholen. Was er hier erreicht hat, wissen wir nicht; sicherlich nicht Alles, was er wollte. Man mißtraute am Hofe Gottfried, mißtraute seinem Bruder, und nicht weniger Hildebrand, der seit geraumer Zeit zu beiden und Gottfrieds Gemahlin Beatrix in nahen Beziehungen stand: es war das letzte Mal, daß Hildebrand am deutschen Hofe erschien.

Stephan X. — so wurde Cardinal Friedrich als Papst genannt — bestieg als ein todtkranker Mann den römischen Bischofsstuhl; das römische Fieber hatte ihn seit Jahren durchschüttelt. Sein Pontificat war kurz, aber nicht ohne Bedeutung. Alle Gedanken Leos IX. nahm er auf, die politischen und die kirchlichen, und suchte sie mit fieberhafter Erregung in das Leben zu führen. In den kirchlichen Angelegenheiten

zeigte er vor Allem, daß er ein Mönch war. In Monte Cassino bemühte er sich das vergessene Gelübde der Armuth in seinem ganzen Umfange wieder in Geltung zu bringen. Dem Kloster Cluny gab er neue Privilegien. Petrus Damiani, den ebenso wunderbaren als wunderlichen Heiligen von Fonte Avellana, wußte er nach Rom zu ziehen und erhob ihn sehr gegen seinen Willen zum Cardinal-Bischof von Ostia. So wurde Rom gleichsam das Centrum der gesammten mönchischen Bewegung im Abendlande. Einen mönchischen Charakter tragen auch die Maßregeln, die Stephan auf einigen Synoden in Rom gleich nach Antritt seines Pontificats traf. Vornehmlich schritt er hier gegen die verheiratheten Priester und Kleriker, wie gegen die Ehen der Weltlichen in den verbotenen Graden ein; „mit allzugroßem Eifer" sagt die Chronik von Monte Cassino.

Die politischen Absichten des neuen Papstes concentrirten sich in der Aufnahme des Kampfes gegen die Normannen. Jene Geldsummen, die er einst von seiner Gesandtschaft nach Constantinopel heimgebracht und ihm dann Graf Thrasemund entwendet hatte, waren wieder in seine Hand gelangt und sollten nun zu diesem Zwecke verwendet werden; er nahm keinen Anstand für denselben auch den Schatz von Monte Cassino anzugreifen. Des Beistands seines Bruders Gottfried war er sicher. Auch den Beistand des deutschen Hofs scheint er in Anspruch genommen zu haben. Die Verhandlungen Leos mit Constantinopel nahm er von Neuem auf; den jungen Mönch Desiderius von Monte Cassino, den er zu seinem Nachfolger in der Abtei ersehen hatte, beauftragte er mit dem Cardinal Stephan und dem Bischof Mainard von Silva Candida nach Constantinopel zu gehen, wohin sie Argyros von Bari, der griechische Befehlshaber in Apulien, geleiten sollte. Alle Kräfte des Morgen- und Abendlandes wollte er zu einem entscheidenden Kriegszug gegen die Normannen vereinen. Mit ersterbendem Athem müht er sich das Kriegsfeuer anzufachen; aber der Athem stockt, ehe die Flamme aufschlägt.

Schon Weihnachten 1057, als sich der Papst in Monte Cassino aufhielt, glaubte man das Ende desselben nahe. Dennoch begab er sich nach Rom und hielt die gewöhnliche Fastensynode ab. Er wußte wohl, daß ihm nur wenige Tage noch beschieden seien; er sprach deshalb ein feierliches Anathem über Jeden aus, der nach seinem Abscheiden eine Bestimmung über die Besetzung des apostolischen Stuhls treffen würde,

ehe Hildebrand von seiner Gesandtschaft an die Kaiserin zurückgekehrt sei. Gleich darauf begab er sich zu seinem Bruder nach Tuscien; am 29. März 1058 starb er zu Florenz. Die nach Constantinopel bestimmten Gesandten erfuhren zu Bari am Palmsonntag (12. April) den Tod des Papstes. Sie beschlossen die Umkehr, und traten sie in großer Furcht vor den Normannen an. Aber Robert Guiscard nahm sie edelmüthig in Schutz und ermöglichte, daß sie ungefährdet zum Osterfest nach Monte Cassino gelangten, wo sie zu ihrem Erstaunen die Cardinal-Bischöfe Humbert von St. Rufina und Petrus von Tusculum als Flüchtlinge fanden.

Kaum hatte Stephan X. die Augen geschlossen, so war geschehen, was die Cardinäle der Reformpartei lange gefürchtet hatten. Ohne das Anathem Stephans zu beachten, ohne die Kaiserin oder ihren Statthalter zu befragen, hatten die römischen Großen über den päpstlichen Stuhl verfügt. An ihrer Spitze standen die Grafen Gregorius von Tusculum und Girard von Galeria mit den Söhnen des Crescentius von Monticelli. Bei nächtlicher Weile hatten sie die Stadt mit ihren Bewaffneten erfüllt, die päpstlichen Paläste besetzt und einen beschränkten Menschen, den Bischof Johann von Velletri, einen Römer von Geburt, gegen seinen Willen auf den Stuhl Petri erhoben. Ein Priester von Ostia war mit Gewalt gezwungen worden die Weihe vorzunehmen, bei der man dem Papste den Namen Benedict X. mit deutlicher Hinweisung auf die Tusculaner Benedict VIII. und IX. beigelegt hatte. Die überfließende Schale seines gewaltigen Zorns ergoß Petrus Damiani über diese heillosen Vorgänge; er mit allen Cardinälen der strengeren Richtung sprach über Benedict und seine Anhänger den Fluch der Kirche aus. Aber was halfen Flüche und Worte? Bald sahen sich Petrus und seine Freunde zur Flucht von Rom genöthigt. Wie Spreu stoben sie aus einander und wandten sich theils nach Monte Cassino, theils nach Fonte Avellana, theils nach Florenz, wo sie bei Herzog Gottfried eine Zuflucht fanden. Gerade damals kehrte Hildebrand aus Deutschland zurück. Als er die Vorgänge in Rom erfuhr, blieb er in Florenz. Die weitere Entwickelung der Dinge lag abermals, wie bei Leos Tode, in seiner Hand.

Keinen Augenblick konnte ihm zweifelhaft sein, daß vor Allem dem Adelspapstthum in Rom ein Ende gemacht werden müßte, wofern nicht Alles untergehen sollte, was diese letzte Zeit an kirchlichen Reformen hervorgerufen hatte. Auch Herzog Gottfried, so tief in die Reformbe-

strebungen bereits verwickelt, konnte nichts Anderes wollen als die Vernichtung jener den Stuhl Petri beherrschenden Adelsfaktionen, die überdies seinen Einfluß in Rom aufhoben. Aber eine Handhabe zum Eingriff in die römischen Angelegenheiten ließ sich nicht anders gewinnen, als wenn man das Recht der kaiserlichen Ernennung abermals förmlich anerkannte. Nur im Namen der Kaiserin ließ sich Benedict ein Gegenpapst entgegenstellen; nur in ihrem Namen konnte Gottfried gegen das Geschöpf des römischen Adels die Waffen ergreifen. Hildebrand und seine Freunde kamen überein auf den Bischof Gerhard von Florenz die Wahl zu lenken und die Einwilligung der Kaiserin zu dieser Wahl einzuholen.

Gerhard war ein Burgunder von Geburt, am Hofe wohlbekannt, von Heinrich III. in sein Bisthum eingesetzt, welches ihn dann in so enge Beziehungen zu Herzog Gottfried gebracht hatte, daß er als dessen Dienstmann anzusehen war. Sein Lebenswandel galt für untadelhaft, obschon ihm der strenge Petrus Damiani seine Leidenschaft für das Brettspiel zum Vorwurf machte. Durch die Einführung des kanonischen Lebens in Florenz hatte er sich unter der Reformpartei einen Namen gemacht. Wenn nicht Alles trügt, so haftete an ihm der Makel unehelicher Geburt, der selbst seiner geistlichen Stellung bedrohlich werden konnte: aber Hildebrand hat denselben entweder nicht gekannt oder absichtlich übersehen. Im Uebrigen war Gerhard ein Mann lebhaften Geistes und nicht schlecht unterrichtet, doch nichts weniger als ein starker und selbstständiger Charakter. Hildebrand und Gottfried wußten, daß er ein gefügiges Werkzeug in ihren Händen sein werde. Sobald man über seine Person einig war, sandte Hildebrand einige Römer nach Deutschland, die wahrscheinlich Gerhard selbst begleitete, um die Ernennung desselben von der Kaiserin zu erbitten. Sie fanden Pfingsten 1058 den Hof in Augsburg und erreichten, wie es scheint, ohne Schwierigkeit, was sie verlangten. So schien die alte Ordnung eingehalten, und Gerhard war der vom kaiserlichen Hofe designirte Nachfolger Petri; die ganze Reformpartei erkannte ihn als das Haupt der Kirche an. Petrus Damiani schrieb an ihn und Hildebrand: „Ihr seid der apostolische Sitz, ihr die römische Kirche; Rom ist ein Haufe von Steinen, in euch aber ruht das Heiligthum der Kirche.“

Aber unendlich viel kam doch darauf an, ob es gelingen würde Benedict aus Rom zu vertreiben. Man rüstete sich lange und mit großer

Vorsicht. Gottfried sammelte ein Heer von 500 Rittern, Hildebrand füllte seinen Säckel. Erst gegen Ende des Jahrs 1058 brach man auf. Indem man vorrückte, sammelten sich auch allmählich wieder die zerstreuten Cardinäle: von ihnen wurde am 28. December zu Siena, der Form zu genügen, Gerhard feierlich in herkömmlicher Weise gewählt. Sogleich berief der Gewählte dann eine große Synode nach Sutri, die im Anfange des Januar 1059 gehalten wurde. Herzog Gottfried war zugegen, wie Wibert von Parma, ein junger Kleriker von vornehmer Geburt, der damals als Kanzler die Reichsgeschäfte in Italien führte. Die Synode entsetzte Benedict und sprach über ihn den Bann aus. Wunderbar, wie sich zu Sutri jetzt unter Hildebrands Einfluß fast dieselben Scenen wiederholten, die zwölf Jahre früher hier gespielt und ihn in die Verbannung geführt hatten.

Hildebrand bekämpfte Benedict mit geistlichen Waffen, aber er verschmähte auch sehr weltliche nicht. Er schickte Geld nach Rom und spaltete durch Bestechung die Bürgerschaft. Besonders waren es die Bewohner von Trastevere, die sich für ihn erhoben. Johannes Braczutus und Leos Wechselbank thaten auch jetzt ihre Dienste. Bald erhielt er die erwünschte Nachricht, Trastevere stehe ihm offen. Ohne Schwierigkeit führte er seinen Papst dorthin und bekam auch die Tiberinsel sofort in seine Gewalt. Es war eine Belohnung für die Trasteveriner, daß Einer aus ihrer Mitte, Johannes Tiniosus, zum Stadtpräfecten eingesetzt wurde, nachdem der bisherige Präfect, Petrus mit Namen, seines Amtes verlustig erklärt war. Einige Tage wurde dann noch mit Benedict und seinen Anhängern gekämpft, bis jener endlich den Lateran räumen mußte. Er suchte erst in Passerano, dann in Galeria eine Zuflucht. Indessen wurde Gerhard am 24. Januar 1059 im Lateran geweiht und empfing den deutungsreichen Namen Nicolaus II. Bald brachte er es durch Geldspenden dahin, daß alle Römer ihm Treue schwuren. Sie thaten es zum Theil mit der linken Hand, weil sie kurz zuvor die rechte zum Eide für Benedict erhoben hatten.

Hildebrand hatte erreicht, was er mit dem Namen der Kaiserin erreichen wollte. Aber schon die nächsten Tage zeigten deutlich, daß er nicht von fern beabsichtige in der Abhängigkeit vom deutschen Hofe die bisherige Politik der römischen Curie fortzuspinnen. Seine letzte Reise nach Deutschland hatte ihn belehrt, wie schwank die Macht der Kaiserin jenseits der Alpen sei; er kannte mehr als zur Genüge die erregte

Stimmung des Volks in der Lombardei gegen die kaiserlichen Bischöfe; er wußte, daß Herzog Gottfried noch andere Interessen kannte als die des Reichs, daß die Normannen in Unteritalien mit jedem Tage ihre Eroberungen ausbreiteten, daß das Kaiserthum in Italien kaum noch irgendwo gesicherten Boden hatte. Man wird es begreifen, wenn er es bedenklich fand, die Zukunft der kirchlichen Reform an den ungewissen Gang des von seiner Höhe sinkenden Kaiserthums zu binden, und ihm in bisheriger Weise dienstbar zu bleiben. Auch ihn hatte ein Jahrzehnt die Idee des Kaiserthums beherrscht, denn auch er hatte die Heilung der kirchlichen Gebrechen von ihm gehofft. Die Freiheit der römischen Kirche schien ihm da vor Allem in ihrer Befreiung von der Tyrannei des römischen Adels zu beruhen und diesen Adel nur der Kaiser bändigen zu können. Aber der Augenblick war gekommen, wo er keine andere Rettung für die kirchlichen Ideen sah, die ihn und seine Freunde erfüllten, als in einer selbstständigen Politik des apostolischen Stuhls, in seiner Freiheit von jeder weltlichen Gewalt, die sich, wie er wußte, nur erreichen und behaupten ließ, wenn es gelänge die Kirche über jede irdische Macht, auch über das Kaiserthum zu erheben. Jetzt erst war der Hildebrand fertig, dessen Bild die Weltgeschichte kennt; sein ganzes System, sein ganzes ferneres Leben sind nothwendige Consequenzen der Ueberzeugung, welche die Zeitverhältnisse in ihm von der Freiheit und Herrschaft der römischen Kirche entwickelt hatten. Aehnliche Verhältnisse hatten Nicolaus I. zu ähnlichen Ueberzeugungen geführt: es war wohl nicht ohne Absicht, daß der neue Papst Nicolaus II. benannt wurde.

Die Umstände brachten es mit sich, daß die neue Richtung der päpstlichen Politik sich zuerst in Italien zeigen mußte. Und unverzüglich trat sie hier an den Tag. Kaum war Nicolaus auf den Stuhl Petri erhoben, so setzte sich Hildebrand mit allen den Mächten in Verbindung, welche in den letzten Jahren in der Halbinsel aufgekommen waren und die mehr oder weniger sämmtlich eine dem Kaiserthum feindliche Richtung nahmen. Es war ein verhängnißvoller Moment in unserer Kaisergeschichte, als sich das Papstthum der nationalen Bewegung Italiens anschloß oder vielmehr in deren Mitte stellte.

2.

Das Papstthum in der Mitte der italienischen Bewegung.

Die Anfänge der Pataria.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß unter dem Druck der Fremdherrschaft das nationale Gefühl am schnellsten erstarkt. Hieraus erklärt sich, daß es in den Italienern damals so mächtig hervortrat und eine unüberwindliche Abneigung gegen die deutsche Herrschaft erweckte. Schon seit einem halben Jahrhundert war sie fast nur mit den Mitteln des Schreckens erhalten worden, und niemals war es geglückt die nationalen Regungen ganz zu ersticken.

Der Herd der Bewegung lag damals in den lombardischen Städten, wo das Bürgerthum bereits bewaffnet war und mehr und mehr Antheil am Regiment gewann. Kaum war Heinrich III. gestorben, so fiel es hier den vom deutschen Hofe eingesetzten Bischöfen überaus schwer, ihre Gewalt und ihr Ansehen zu behaupten. In Pavia wollte man schlechterdings von der Kaiserherrschaft Nichts mehr wissen: man verweigerte dem von der Kaiserin geschickten Bischof jeden Gehorsam, die Bürger wählten einen anderen und wußten ihn zu behaupten. Aehnlich wäre es in Asti ergangen, wenn sich nicht die Markgräfin Adelheid der kaiserlichen Autorität angenommen hätte. Ungemein bedrohlich hätte diese Bewegung für die deutsche Herrschaft werden müssen, wäre sie nicht durch die uralte Rivalität der Städte unter einander gebrochen worden. Gerade inmitten derselben erhob sich ein erbitterter Streit um den Principat zwischen Mailand und Pavia, der zu blutigen Kämpfen führte. Und doch war auch in Mailand nach Heinrichs III. Tode eine Empörung gegen den von ihm eingesetzten Erzbischof ausgebrochen und hatte durch die kirchliche Strömung der Zeit eine sehr eigenthümliche, dem Papstthum günstige Wendung genommen.

Mailand war vor allen Städten des Abendlandes die Stadt der Kirchen und der Klerisei. Der Klerus war zahllos wie „der Sand am Meere“ und lebte im größten Reichthum. Die Kirche hatte alte Ordnungen bewahrt, die von den römischen vielfach abwichen und je heftiger sie von Rom bestritten, desto hartnäckiger festgehalten wurden. Die Selbstständigkeit des heiligen Ambrosius gegen St. Peter war einer der

wichtigsten Glaubensartikel für die Mailänder Geistlichkeit. Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn die jüngsten Reformbestrebungen Roms hier nichts Anderes als Widerspruch erweckten. In den Augen Hildebrands und seiner Freunde galten die Mailänder Kleriker insgesammt als Simonisten und Buhler, wie sie denn in der That für die Ordination feste Taxen bezahlten und meist im ehelichen Stande lebten. Je mehr sich aber die Mailänder Kirche jeder Einwirkung Roms widersetzte, je mehr reizte sie den Zorn des apostolischen Stuhls, zumal er sich in dem Bewußtsein seines unbeschränkten Aufsichtsrechts über die gesammte Kirche immer entschiedener befestigte, und um so schwerer machte sich ihm diese Opposition fühlbar, als von Mailand fast alle lombardischen Bischöfe als Suffragane abhängig waren. Seit geraumer Zeit hatte Rom wenige Zeichen der Ergebenheit von den Mailänder Erzbischöfen erhalten; dagegen hatte es nicht an dem Versuch gefehlt, in Mailand ein Papstthum neben dem Papstthum zu errichten. Man erinnere sich, welche Stellung Erzbischof Aribert auf dem Stuhl des heiligen Ambrosius zu einer Zeit einnahm, wo der Nachfolger Petri alle Achtung verscherzte.

Schon Benedict VIII. und Leo IX. hatten den Kampf mit der Mailänder Geistlichkeit und den lombardischen Bischöfen begonnen, aber sich bald von der Erfolglosigkeit desselben überzeugt. Denn neben der geistlichen Macht stand eine bedeutende politische diesen Bischöfen zu Gebote. Noch waren überall die Städte von ihnen abhängig, obschon sie bereits den Kapitanen, den Valvassoren und den freien Bürgern, die wesentlich dem reichen Handelsstande angehörten, einen Antheil am Stadtregiment hatten einräumen müssen. Vor Allem war der hohe Adel der Kapitane und der ritterliche Stand der Valvassoren tief in das Interesse der Geistlichkeit verwickelt: sie hatten die großen Kirchengüter zu Lehen und heiratheten am liebsten aus den Familien des reichen Klerus, der sich andererseits wieder vorzugsweise aus ihnen ergänzte. Der Kampf gegen die lombardische Geistlichkeit war deshalb zugleich ein Kampf gegen den städtischen Adel; es handelte sich dabei kaum minder um politische, als um kirchliche Interessen. Die revolutionäre Partei, die diesen Kampf unternahm und endlich mit Erfolg durchführte, hat eben so sehr die bürgerliche Freiheit der Lombarden begründet, wie sie zugleich die Bischöfe derselben Rom unterwarf und die kirchliche Selbstständigkeit vernichtete. Nur durch eine demokratische Bewegung konnte Rom hier zum Siege gelangen.

Anselm, aus Baggio, einem kleinen Orte im Mailändischen, gebürtig, gab zu dieser Bewegung den ersten Anstoß. Er war einer vornehmen Familie entsprossen und früh in die glänzenden Reihen des Mailänder Klerus aufgenommen; seine Bildung hatte er zum Theil im Auslande gesucht und war zu Bec einer der ersten Schüler Lanfranks gewesen. Hier scheint er sich zuerst mit der Richtung der Cluniacenser befreundet zu haben, in deren Sinne er dann in Mailand gegen Simonie und Priesterehe zu predigen anfing. Die Predigten machten Aufsehen und wurden Erzbischof Wido lästig, der den übereifrigen Priester seiner Kirche alsbald Heinrich III. zur Verwendung im Dienste des Hofes empfahl. So kam Anselm nach Deutschland und diente dann einige Zeit in der kaiserlichen Kapelle, bis er im Jahre 1056 das erledigte Bisthum Lucca erhielt, welches ihn in unmittelbare Beziehungen zu Herzog Gottfried und Beatrix brachte, auch bald dem Cardinal Hildebrand näher und näher führte.

Anselm war aus Mailand entfernt, aber seine Bestrebungen gingen dort nicht unter. Ein Diakon von ritterlicher Geburt, Arialb mit Namen, hatte sich, vom Erzbischof im hohen Maße begünstigt, ernsteren theologischen Studien hingegeben, welche ihn auf die Lehrmeinungen der Cluniacenser führten; wahrscheinlich hatte auch er französische Schulen besucht und war dann Anselm und Hildebrand näher bekannt geworden. Unerschrocken trat Arialb um das Jahr 1056 in seinen Predigten für den Cölibat, die Unentgeltlichkeit der Weihen, das allgemeine Bisthum Roms in die Schranken und machte, obwohl ihm eine geläufige Zunge fehlte, durch die Leidenschaftlichkeit seiner Angriffe Aufsehen. Bald fand er einen sehr eifrigen Genossen an einem jungen Kleriker, mit Namen Landulf, dem höchsten Adel der Stadt verwandt, überaus beredt, die Gunst der Masse ebenso suchend, wie sie ihm schnell entgegenkam. Landulf, dem noch die höheren Weihen fehlten, war zur Predigt nicht berechtigt, aber er setzte sich über die Vorschriften der Kirche weg und predigte mit unglaublichem Erfolg. Was der Erzbischof auch thun mochte, der Anhang der neuen Prediger war in stätem Wachsen, und schon im Anfange des Jahrs 1057 kam es zu einem förmlichen Aufstand gegen die geordneten Kirchengewalten. Die Prediger mit ihren Volkshaufen brachen eines Tages in die Kathedrale und verjagten den Erzbischof mit den Domherren aus dem Chor, dann stürmten sie die Häuser der Geistlichen, plünderten sie und trieben die Weiber hinaus.

So ging es in der Stadt, so auf dem Lande, und nicht eher fanden die Priester Ruhe, als bis sie sich durch Unterschrift dem ehelichen Leben zu entsagen verpflichteten.

Die Beschlüsse, welche Stephan X. gleich im Anfange seines Pontificats gegen die verheiratheten Kleriker auf mehreren römischen Synoden veranlaßt hatte, konnten Arialdund Landulf in ihren Bestrebungen nur ermuthigen. Dennoch wagte sich Erzbischof Wido klagend an den apostolischen Stuhl zu wenden, und der Papst befahl über seine Beschwerden auf einer Provinzialsynode zu verhandeln, auf der sich auch Landulf und Arialdstellen sollten. Die Synode wurde gehalten, aber beide stellten sich nicht und veranlaßten so, daß die versammelten Bischöfe über sie das Anathem aussprachen. Die Gebannten schäumten vor Wuth gegen die Bischöfe und Priester; sie umgaben sich mit dichten Schwärmen von Laien, namentlich aus den niedrigsten Klassen des Volks, bei Tag und bei Nacht, und beherrschten mit diesen Banden die Stadt. Die Gegner nannten den Anhang Landulfs spöttisch die Pataria, d. h. das Lumpengesindel, aber bald sah die fanatisirte Masse in diesem Namen eine Ehre. Denn nach ihrer Meinung war nur in ihrer Armuth die Kirche Gottes. Jene reichen Priester schalten sie insgesammt verbuhlte Weiberknechte, ihr geweihtes Sacrament „Hundemist“, ihre prächtigen Kirchen „Pferdeställe“: eidlich verbanden sie sich zum Kampf auf Leben und Tod gegen alle verheiratheten Priester.

Nicht lange danach ging Arialdnach Rom, um hier sein und seiner Genossen Treiben in ein günstigeres Licht zu stellen, als es der Erzbischof that. Es gelang ihm um so leichter, als er vor Allem vollständige Unterwerfung der Mailänder Kirche unter Rom versprach. Anselm von Lucca und Cardinal Hildebrand wurden darauf nach Mailand geschickt, um die Sachen friedlich zu ordnen. Sie suchten zu begütigen. Aber den Aufruhr auf die Dauer zu stillen vermochten sie nicht; auch konnte es kaum in ihrem Willen liegen, da sie selbst eine lebhafte Theilnahme für die Volksbewegung empfanden. Und schon verbreitete sich die Pataria auch nach anderen Städten der Lombardei; namentlich fand sie in Brescia, Cremona und Piacenza Anhang, obwohl die Patarener hier noch nirgends durchdringen konnten, sondern vielmehr einem sehr hartnäckigen Widerstand aller Orten begegneten. Als Landulf einst nach Piacenza kam, wurde er zum Krüppel geschlagen und längere Zeit seiner Thätigkeit entzogen. Der Bischof von Brescia wurde später, weil

er ein römisches Decret im Sinn der Pataria zu veröffentlichen wagte, von seinem eigenen Klerus beinahe ermordet.

Man sieht, es sind die kirchlichen Fragen der Zeit, von denen die Pataria ausgeht: aber unverkennbar ist zugleich in ihr eine feindselige Richtung gegen die deutsche Herrschaft. Je mehr sie an Kraft und Bedeutung gewinnt, je mehr treibt sie deshalb die Bischöfe und den städtischen Adel zum engsten Anschluß an den kaiserlichen Hof. Andere Standesinteressen, völlig entgegengesetzte Ansichten über die kirchlichen Fragen führten zu derselben Zeit, wie wir wissen, zu einer neuen Erhebung des römischen Adels: aber in der Abneigung gegen die kaiserliche Gewalt begegneten sich doch die Grafen von Tusculum mit dem lombardischen Pöbel. Und indessen hatte sich Unteritalien schon so gut wie ganz von der deutschen Herrschaft befreit. Zwei eben so kühne, als verschlagene normannische Ritter waren es, die hier den Dingen eine Wendung gaben, welche nicht allein die Verbindungen dieser Länder mit dem Kaiserreiche auf lange Zeit löste, sondern auch zu der Entwickelung einer neuen Macht führte, welche oft genug den Aufschwung der kaiserlichen Macht in der Folge gehemmt hat.

Das Auftreten Richards von Aversa und Robert Guiscards.

Kurz vor der Zeit, als Heinrich III. Raidulf mit Aversa, Drogo mit Apulien belehnte, waren zwei junge Normannen, Richard Asclittins Sohn und Robert, ein Sohn Tancreds von Hauteville aus zweiter Ehe, nach Italien gekommen. Sie waren Schwäger; Richard war mit einer Schwester Roberts vermählt. Es lockte diese jungen Ritter die Lust nach Abenteuern, es lockte sie das glänzende Loos, welches ihre Brüder in dem fernen schönen Lande gefunden hatten. Aber es lächelte ihnen im Anfange nicht das Glück, wie einst ihren Brüdern; ihre Angehörigen selbst sahen sie mit scheelen Blicken an und wollten die gewonnene Macht nicht mit ihnen theilen. Als Wegelagerer mußten sie eine Zeit lang ihr Leben fristen, wie jene ersten Normannen, die sich in dem reichen Campanien festgesetzt hatten.

Richard war ein Neffe Rainulfs, des ersten Grafen von Aversa, ein Bruder jenes „schönen jungen Grafen“ Asclittin, der auf kurze Zeit in Aversa befehligt und der Abgott seines Volkes gewesen war. Auch ihn hatte die Natur mit allen ihren Reizen ausgestattet, mit einer ritter-

lichen Gestalt, einnehmenden Gesichtszügen, hellem Auge: „er strahlte von Schönheit.“ Niemand konnte ihn sehen, ohne von ihm gefesselt zu werden; die Erinnerungen an seinen Oheim und seinen Bruder gewannen ihm ohnehin zu Aversa, wo er zuerst auftrat, Aller Herzen. Bald hatte er ein stattliches Gefolge, und man jubelte, wenn er in Mitte desselben mit großer Geschicklichkeit sein kleines Roß tummelte, auf dem er mit den Füßen fast die Erde berührte. Aber die Zuneigung des Volks erregte in seinem Vetter Raidulf, der damals Aversa regierte, die Besorgniß aus der Grafschaft verdrängt zu werden. Er vermochte deshalb Richard Aversa zu verlassen und nach Apulien zu seinem Freund Humfred, dem jüngeren Bruder Drogos, zu ziehen. Hier fand Richard freundlichere Aufnahme und zeichnete sich bald als ein tüchtiger Degen aus.

In der kleinen Burg Genzano bei Venosa saß damals ein Ritter Namens Sarulo, der einst des jungen Asclittin Vasall gewesen war. Kaum hörte er, daß der Bruder seines in schönster Jugendblüthe gestorbenen Herrn in Apulien sei, so lud er ihn dringend ein seine Burg zu besuchen. Als Richard dort erschien, übergab er ihm ohne Weiteres Genzano; er selbst wollte von dannen ziehen und konnte nur mit Mühe zu bleiben bewogen werden. So faßte Richard zuerst festen Fuß in Italien. Aber noch in derselben Nacht nahm er mit seinen neuen Getreuen eine andere Burg in der Nähe und brachte reiche Beute von dort nach Genzano. Sein Anhang wuchs nun mit jedem Tage; erst hatte er sechszig, bald hundert Ritter am Tische. Und in der That gab es nie einen abenteuernden Herrn, der freigebiger mit seinen gewonnenen Schätzen geschaltet hätte. Tag für Tag ging er auf Beute aus, und Tag für Tag that er mit vollen Händen unter seinen Gesellen aus, was er gewonnen hatte. Schon fürchtete man ihn weit und breit, und selbst mit seinem Vetter in Aversa fing er Händel an, die aber beigelegt wurden.

Es ist sehr begreiflich, wenn das gewaltthätige Treiben Richards in Apulien dem Grafen Drogo in kurzer Zeit unerträglich wurde. Er gerieth mit Richard in Fehde, bekam ihn in seine Gewalt und warf den unruhigen Vasallen in seinen Kerker. Aber nur kurze Zeit lag hier Richard in Banden; sein Schicksal gewann plötzlich eine überaus günstige Wendung. Graf Raidulf von Aversa starb im Jahr 1047, und die Blicke aller Normannen wandten sich sogleich auf Richard. Flehentlich baten sie Waimar von Salerno Richard aus dem Kerker zu befreien

und ihnen zum Grafen zu geben. Unmöglich konnte er ihren Bitten widerstreben. Er erwirkte, daß Drogo Richard entließ und nach Salerno sandte; hier kleidete Waimar ihn in Seide und führte ihn selbst nach Aversa, wo unter allgemeinem Jubel Richard belehnt wurde und Waimar als seinem Lehnsherrn den Huldigungseid leistete *).

Robert mußte länger des Glücks warten. Er, einer der vielen Söhne des mehr kinderreichen als begüterten Herrn von Hauteville, hatte wenig mehr nach Italien als sich selbst gebracht. Aber er glaubte auf die Unterstützung seiner Stiefbrüder Drogo und Humfred rechnen zu können; überdies hatte ihm Gott einen starken Arm, eine donnernde Stimme, ein unverzagtes Herz und einen anschlägigen Kopf gegeben. Von stattlicher Größe, wohl gebaut vom Scheitel bis zur Zehe, blonden Haars und trotzigen Blicks aus den blauen Augen, schritt er einher in dem vollen Gefühl, daß es ihm in der Welt an Macht und Ehre nicht fehlen könne. Aber die Stiefbrüder nahmen ihn in Apulien nicht so auf, wie er erwartet hatte; er mußte um das Brot dort für andere Herren zuerst seine Waffen führen. Es fraß ihm das Herz ab, daß solche, die nicht seines Gleichen, Burgen und Länder hätten, während er, der Bruder des mächtigen Grafen, bei Fremden dienen und keinen Fuß breit Landes sein nennen könnte.

Endlich erschloß sich ihm eine bessere Aussicht. Pandulf von Capua suchte ihn in seine Dienste zu ziehen, als er sich von Waimar bedrängt sah (1047); er versprach Robert eine Burg und seine Tochter zur Ehe. Aber, sobald die Gefahr vorüber, gereute ihn seines Versprechens. Als Robert nach Capua kam, um die Braut heimzuführen, sah er sich betrogen. „Gott vernichte Pandulfs Haus!" rief er aus, „er hat mir die Tochter versprochen und sein Wort nicht gehalten." So zog er von dannen und verlangte nun um so dringender von seinem Bruder Drogo eine eigene Burg in Apulien. Nirgends aber fand dieser hier für Robert Raum, bis er endlich hart an der Grenze Calabriens einen Fels entdeckte, der für eine Burganlage geeignet schien. Hier ließ er eine kleine Feste von Holzwerk erbauen, nannte sie Rocca di San Marco und übergab sie Robert; er überließ ihm zugleich Calabrien, so weit er es erobern könnte.

---

*) Zwei Knaben, Wilhelm und Hermann, die Söhne Raidulfs, werden Anfangs neben Richard als Grafen von Aversa genannt, nach dem Jahr 1050 aber nicht mehr erwähnt.

Aber Robert hatte weder Geld noch Leute, um Eroberungen zu machen. Von seiner Burg sah er das weite Land, die reichen Städte, die zahlreichen Dörfer, die Heerden auf den fetten Weiden, und fühlte nur um so mehr seine Armuth. Er dachte: was hilft Adel und Ritterthum, vor Allem muß man leben und seinen Beutel füllen. Endlich entschloß er sich heimlich Nachts wie ein Dieb auszuziehen, um ein oder das andere Stück Vieh von der Weide zu treiben. So hatte man in Rocca di San Marco wenigstens Fleisch; der Trank dazu war das Wasser der klaren Quelle. Es dauerte nicht lange, so kehrte Robert zu Drogo zurück und klagte über seine verzweifelte Lage. Sein Aussehen zeigte am besten, wie sehr er ein Recht dazu hatte; denn so hohl sah er aus den Augen, daß Drogo und Alle im Hause entsetzt die Blicke wandten. Wenigstens so viel erreichte er, daß man ihm mehr Leute gab, so daß er nun wenigstens öffentlich sein Raubhandwerk üben konnte. Er trieb fortan bei Tageslicht die Heerden von den Wiesen und verkaufte sie; er griff auf dem Felde die Arbeiter auf, die sich mit Brot und Wein auslösen mußten. Aber es blieb in der Burg ein trauriges Leben, bis Robert durch einen Handstreich, der einem Ritter wenig Ehre machte und den er selbst später oft bereut hat, zu besseren Kräften kam.

In dem nahen Bisignano lebte ein alter reicher Gutsbesitzer, der große Heerden besaß; sein Name war Peter. Er hatte mit Robert, um sein Eigenthum zu wahren, ein gütliches Abkommen getroffen, und beide pflegten sich scherzweise Vater und Sohn zu nennen. Einst verabredeten sie eine freundschaftliche Zusammenkunft, zu der sie mit ihren Leuten erschienen. Sie begrüßten sich, beide zu Roß; Peter ritt nahe heran und bot Richard den Mund zum Kusse; dieser aber legte den Arm um den Hals des Alten und riß ihn vom Pferde, zugleich selbst aus dem Sattel springend und sich auf ihn stürzend, während seine Leute Peters Gefolge in die Flucht wandten. Der alte Mann wurde darauf nach Rocca di San Marco geschleppt und hier in der sonderbarsten Weise behandelt. Robert fiel ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und gestand, daß ihn nur die Armuth zu diesem Frevel verleitet habe. „Du bist mein Vater,“ sagte er, „und ein reicher Vater muß seinem armen Sohn helfen; so bestimmt es selbst das Gesetz.“ Peter versprach zu helfen und erbot sich ihm 20,000 Byzantiner zu zahlen. Als er die Summe zahlte, wurde er entlassen und lebte fortan in Friede und Freundschaft mit Robert. Nun ging es lustiger auf Roberts

Burg her, aber zur Eroberung Calabriens war immer noch geringe Aussicht.

Es war bald darauf, daß Robert seinen Bruder in Apulien besuchte. Da traf ihn einer seiner Verwandten, mit Namen Girard und redete ihn an: „Du Schlaukopf," — davon führte er den Beinamen Guiscard d. h. Schlaukopf — „weshalb irrest du so unstät umher? Nimm doch meine Muhme zum Weibe: dann will ich dein Ritter werden und mit dir ausziehen, um dir Calabrien zu unterwerfen. Zweihundert andere Ritter werden uns helfen." Robert war hocherfreut über dies Anerbieten. Obwohl die Dame ihm verwandt war und wohl kaum sonderlich anzog, entschloß er sich schnell zur Heirath und bat seinen Bruder sich mit Alberada — so hieß Girards Tante — vermählen zu dürfen. Nur mit dem äußersten Widerstreben gab Drogo die Erlaubniß; aber die Ehe wurde vollzogen. Girard folgte mit seinen Freunden Robert nach Rocca di San Marco; bald gewannen sie Dörfer und Burgen bis tief in Calabrien hinein und breiteten den Ruf ihrer Tapferkeit eben so sehr, wie ihre Besitzungen aus.

Seitdem spielten Richard und Robert eine sehr bedeutende Rolle unter den normannischen Herren. Nach Drogos Tode (1051) unterstützten sie Humfred, der jenem als Graf von Apulien gefolgt war, auf alle Weise, ohne jedoch dabei ihre eigenen Zwecke zu vergessen. Schon als Pandulf IV. von Capua im Jahr 1050 starb und sein Sohn Pandulf V. allein die Regierung übernahm, hatte Richard seinen Blick auf dieses Fürstenthum gerichtet; zwei Jahre später griff er dann Capua mit Waffengewalt an, zog aber ab, als die Einwohner ihm 7000 Byzantiner als Lösegeld boten. Man weiß, wie zu derselben Zeit die Macht des Fürstenthums Salerno zusammenbrach und Gisulf II. nur durch die vereinte Macht der Normannen den Thron seiner Väter behaupten konnte, wie diese vereinte Macht dann gegen die Angriffe Leos IX. Stand hielt und von Stephan X. alsbald aufs Neue bedroht wurde. Humfred, Richard und Robert hatten zusammen bei Civitate gefochten; sie hatten es gesehen, wie man sie verspottete, weil sie auf ihre Fahnenlanzen wiesen und ihre Länder vom Kaiser zu Lehen zu tragen behaupteten. Das Band, welches sie bisher an den Stuhl Petri und den Thron des Kaisers geknüpft hatte, war zerrissen; nur durch eigene Kraft, sahen sie, konnten sie sich ferner in dem fremden Lande behaupten. Aber sie verzagten nicht, auch in der Stunde der Gefahr

hielten sie treu zusammen, und immer neue Hülfsschaaren stießen aus der Normandie zu ihnen. Zu Richard hatte sich sein Bruder Robert gesellt, der eine Tochter Drogos zur Ehe nahm; zu Humfred zog sein leiblicher Bruder Goffred Ridell und seine Stiefbrüder Mauger, Wilhelm und Roger, von denen Roger zuerst seine Waffen zur Seite Robert Guiscards in Calabrien übte, während Mauger und Goffred sich in der Capitanata Besitzungen erwarben und Wilhelm, der in die Dienste des Fürsten Gisulf von Salerno trat, bald einen großen Theil des Fürstenthums als Lehen gewann. Mit jedem Tag wuchs die Macht der Normannen in den Fürstenthümern, und nur durch eine ränkevolle, treulose Politik konnten sich ihnen gegenüber die langobardischen Herren in Benevent, Capua und Salerno erhalten, da sie jetzt jedes Beistandes der kaiserlichen Gewalt entbehrten.

In dieser Lage der Dinge starb Humfred im Jahre 1057. Er hinterließ zwei Söhne, Abälard und Hermann, die aber nicht in dem Alter waren, um das Regiment zu führen. Sterbend hatte Humfred die Vormundschaft über die Söhne seinem Bruder Robert Guiscard übertragen, und ihn wählten jetzt die Normannen Apuliens zu ihrem Grafen. Gisulf von Salerno erkannte nicht allein die Wahl an, sondern gab Robert sogar seinen Sohn und seinen Neffen als Unterpfand, daß er ihm alljährlich die bedungenen Soldzahlungen leisten würde. So weit war es gekommen, daß Gisulf bereits seinen eigenen Vasallen Tribut zahlen mußte; er zahlte einen solchen nicht allein Robert, sondern auch dessen Bruder Wilhelm und Richard von Aversa. Schon war das ganze Fürstenthum in den Händen dieser Häuptlinge; nur Salerno selbst und die nächsten Burgen behauptete noch Gisulf, aber auch hier lebte man hinter Mauern und Gräben in stätem Belagerungszustand. Einzig und allein, daß die Normannen den Raub sich einander nicht gönnten, schützte die ganz erschütterte Macht des Fürsten.

Indessen fiel Capua in die Hände Richards. Im Jahre 1057 starb Pandulf V. und hinterließ die Herrschaft seinem Sohn Landulf VIII., der nur wenige Tage ihrer froh werden sollte. Richard rückte aufs Neue vor die Stadt und schnitt ihr die Lebensmittel ab; eine Hungersnoth entstand in derselben, und bald sahen sich die Einwohner mit den Normannen ein Abkommen zu treffen genöthigt (1058). Landulf mußte die Stadt verlassen; er und seine Nachkommen irrten nachher in der schwersten Noth im Exil umher und haben niemals die Heimath wieder-

gesehen. Das langobardische Fürstenthum in Capua hatte sein Ende erreicht; Richard nannte sich fortan Fürst von Capua, und die Grafschaft Aversa verlor ihre selbstständige Bedeutung, indem sie in das normannische Fürstenthum aufging. Nur die Stadt Capua selbst bewahrte vier Jahre noch eine gewisse Selbstständigkeit, da Richard die Bewachung der Thore und Mauern der Bürgerschaft beließ. Er gab dies für den Augenblick zu, da er diesen Schein von Freiheit doch zu jeder Zeit vernichten konnte; sein nächstes Augenmerk war seine Macht in Campanien gegen jeden Nebenbuhler zu schützen und sich namentlich auch Salernos zu versichern. Aber hier begegnete er dem Widerstand Robert Guiscards, der um so mehr zu fürchten war, als er inzwischen seine Macht im Süden weiter und weiter ausgebreitet hatte. Schon war er fast bis zu der Meerenge von Messina vorgedrungen und fing an sich Herzog von Apulien und Calabrien zu nennen.

Richard und Robert hatten der normannischen Herrschaft unleugbar eine ganz neue Bedeutung gegeben: wenn die ersten Niederlassungen unter dem Schutz der Kaiser und Päpste Bestand gewannen, so konnte man von den Fürstenthümern, die sie jetzt begründet hatten, ein Gleiches nicht sagen, vielmehr waren dieselben unabhängig von der kaiserlichen Gewalt, die sie in diesen Gegenden geradezu vernichteten, wie im unmittelbaren Gegensatz gegen die Bestrebungen der Päpste entstanden. Hildebrand hat später einmal behauptet, alle weltliche Herrschaft sei von Räubern ausgegangen; diese Normannenstaaten, die er in Unteritalien hatte erwachsen sehen, waren in der That von Abenteurern begründet, die sich in ihren Anfängen wenig von Räubern unterschieden. Wunderbar genug, daß er solchen Männern ohne Bedenken die Hand reichte, als er das Papstthum dem Einflusse des deutschen Hofes entziehen wollte. Kaum war Nicolaus II. in Rom eingesetzt, so eilte Hildebrand zu Richard, um sich seines Beistandes gegen den römischen Adel zu versichern. Er schloß mit dem Normannen einen Bund, in dem er ihn als Fürsten von Capua anerkannte, während dieser Lehnstreue dem apostolischen Stuhle versprach. Richard war der erste Fürst, der in ein klares Vassalitätsverhältniß zum römischen Bischof trat.

Unverzüglich, nachdem dieser Bund geschlossen war, trat Richard als Schutzherr und Vogt der römischen Kirche auf; er übernahm, was bisher die deutschen Kaiser als ihr Recht und ihre Pflicht erkannt hatten, was jetzt Herzog Gottfried als Stellvertreter des Königs hätte auf sich

nehmen müssen, aber entweder nicht leisten konnte oder absichtlich nicht wollte. Dreihundert normannische Ritter zogen gegen Rom, um dem Papste Hülfe zu leisten; sie brachen alle Burgen des römischen Adels, die sie auf ihrem Wege fanden. Tusculum, Palestrina, Mentana konnten ihnen nicht widerstehen, und Nichts hinderte sie durch Rom selbst zu ziehen, um ihr Zerstörungswerk auch im Norden der Tiber fortzusetzen. Sie kamen bis gegen Sutri hin, ohne einem namhaften Widerstand zu begegnen. Nur Galeria, wo Benedict verweilte, hielt sich bei dem ersten Angriff; als aber in Monatsfrist aufs Neue die Normannen anzogen, glaubte Benedict selbst seine Sache aufgeben zu müssen. Er erbot sich das päpstliche Gewand abzulegen, wenn man ihm Sicherheit für sein Leben und seine Person versprach. Als dies geschah, verließ er Galeria und kehrte in das Haus seiner Mutter nach Rom bei Maria maggiore zurück.

So wurden die Burgen des römischen Adels im Februar und März 1059 von den Normannen gebrochen, so die Gewalt Nicolaus II. in Rom und der Campagna gesichert. Und schon war Hildebrand auch Robert Guiscard nahe getreten. Desiderius von Monte Cassino, der sich schnell und ganz das Vertrauen der normannischen Fürsten gewonnen hatte, war zum Cardinal der römischen Kirche und apostolischen Vicar in ganz Campanien, Apulien und Calabrien ernannt worden; fester und fester zog er dann den Bund des apostolischen Stuhls mit den fremden Rittern. Man weiß, die Normannen hatten von Anfang an eine große Verehrung gegen die Nachfolger Petri gezeigt: nur widerstrebend hatten sie gegen Leo IX. die Waffen ergriffen und dem besiegten Papst die Füße geküßt. Es ist keine Frage, daß sie sich gern von dem Fluche der Kirche befreiten, der schwer genug auf ihnen lastete, daß sie lieber für Rom als gegen Rom ihre Waffen führten. Unendlich viel mußte ihnen daran liegen, ihre Eroberungen durch die Autorität der Kirche geheiligt zu sehen; aber auch Hildebrand mochte nicht wenig erfreut sein, in diesen unwiderstehlichen Kriegern so bereitwillige Werkzeuge seiner Absichten zu finden.

Alles ließ sich in der That auf das Glücklichste an. Während Hildebrand die Normannen für Rom gewann, hatte Petrus Damiani die mailändische Kirche dem apostolischen Stuhl unterworfen. Von Anselm von Lucca begleitet, war er als Legat des Papstes in Mailand

erschienen. Seine Gegenwart allein war ein Triumph der Pataria und erfüllte den Erzbischof mit panischem Schrecken. Mit großer Kühnheit trat der römische Cardinal auf. Als er die Synode eröffnete, nahm er den Vorsitz ohne Weiteres in Anspruch, Anselm wies er zur Rechten, dem Erzbischof zur Linken den Platz an. Wido war völlig außer Fassung gebracht: „auch auf meinen Fußschemel," sagte Petrus, „würde er sich gesetzt haben, wenn ich es gewollt hätte." Der Legat des Papstes hielt dann über die mailändische Kirche Gericht, als wäre sie bereits ganz in den Händen Roms. Dennoch hatte er noch einen schweren Sturm zu bestehen. Das Volk zu Mailand war empfindlicher als der Erzbischof; das ganze Auftreten des römischen Cardinals verletzte den mailändischen Stolz auf das Tiefste. Am Tage nach der Eröffnung der Synode brach ein Aufstand aus. Wildes Getümmel erfüllte die Stadt. Petrus fing schon an für sein Leben zu fürchten, und Landulf gelobte in der Angst seines Herzens in ein Kloster zu gehen. Aber der Sturm brauste schnell vorüber. Petrus sprach zu der Menge von der Hoheit und göttlichen Prärogative der römischen Kirche; unerwarteter Weise fand er Gehör und Gehorsam. Obwohl er selbst seinen Worten allein den Erfolg zuschrieb, verlief sich doch die Bewegung so schnell wohl nur deshalb, weil Wido nicht die geringste Neigung zeigte, an ihre Spitze zu treten.

Ungestört konnten am folgenden Tage die Verhandlungen der Synode fortgesetzt werden. Mit voller Strenge durchzugreifen war, wie Petrus einsah, unmöglich. Er begnügte sich Kirchenstrafen leichterer Art — Wallfahrten nach Rom, Tours und St. Jago — über den Erzbischof und alle Kleriker, welche der Simonie oder des Nicolaitismus schuldig waren, zu verhängen und sie bündig zu verpflichten, für alle Folge den Gewohnheiten ihrer Kirche zu entsagen, welche die Gesetze Roms als ketzerisch verurtheilt hatten. Das Ergebniß der Synode wurde dann in der Kathedrale dem Volk verkündigt und die aus der Kirche Ausgeschlossenen wieder in die Gemeinschaft derselben aufgenommen, nachdem sie öffentlich jene Eidesformel hatten beschwören müssen, welche Arialb einst seinen Anhängern aufgedrungen hatte; eine Formel, die alle Simonisten und beweibten Priester des Anathems schuldig erklärte.

Dieses Verfahren des Legaten war Arialb nicht entschieden genug; er suchte es später in Rom rückgängig zu machen, obschon ohne Erfolg. Auch Petrus zweifelte Anfangs, ob er Hildebrand ganz genug gethan

hätte; aber nicht mit Unrecht sah er selbst in diesen Mailänder Vorgängen einen der glänzendsten Siege der römischen Kirche. Er erzählt, wie Hildebrand ihn in dieser Zeit öfters aufgefordert eine kurze Zusammenstellung aller Rechte des Stuhls Petri zu machen, die gleichsam als Rüstkammer in den Kämpfen des apostolischen Stuhls dienen könne, er selbst aber eine solche Arbeit als unnöthig angesehen hätte; erst dort in Mailand, als er Roms Prärogative so glänzend zur Geltung gebracht, sei ihm der Nutzen derselben klar geworden und er habe sich an das Werk Hand anzulegen entschlossen. In Mailand selbst fühlte man es recht wohl, daß die Freiheit der Ambrosianischen Kirche einen tödtlichen Streich empfangen. „Wahrlich, wahrlich!" schreibt ein gleichzeitiger Chronist, „diese Begebenheit steht nicht ohne Grund in den Annalen Roms verzeichnet, und immerdar wird es nun heißen: Mailand ist Rom unterworfen." Und in der That erkannte Rom die ganze Bedeutung dieses Sieges und beutete ihn mit großer Eilfertigkeit aus. Binnen kürzester Frist wurde der Erzbischof mit seinen Suffraganen, den Bischöfen von Asti, Alba, Vercelli, Novara, Lodi und Brescia zu einem Concil nach Rom beschieden. Sie erschienen, „diese hartnäckigen Stiere der Lombardei," und versprachen volle Unterwerfung unter Rom. Der Papst investirte Wido dann gleichsam von Neuem mit seinem Erzbisthum durch einen Ring. War der Erzbischof bisher ein Vasall des Kaisers gewesen, so sollte er fortan der Dienstmann des römischen Bischofs werden: wie anders war diese ungewohnte Ceremonie zu deuten? Vor Allem ist klar, daß man die Lombarden eben so fest, wie die Normannen, an den Stuhl Petri zu knüpfen suchte.

Die römische Kirchenversammlung von 1059.

Es war ein für alle Zeiten merkwürdiges Osterconcil, auf dem sich der Mailänder Klerus so tief vor dem Papstthum demüthigte: auf diesem Concil trat zuerst die veränderte Politik Hildebrands — denn er beherrschte durchaus den Papst und die römische Curie — klar an den Tag, und man muß sagen, daß mit demselben das Papstthum und die gesammte geschichtliche Entwickelung in eine neue Phase zu treten begann.

Am 13. April 1059 wurde das Concil im Lateran eröffnet, die stattlichste Versammlung, welche man jemals bisher hier gesehen hatte:

113 Erzbischöfe und Bischöfe waren erschienen, denen sich eine unermeßliche Schaar niederer Kleriker und Mönche angeschlossen hatte. Mustert man die Reihen, so findet man die ganze italische Kirche von den Grenzen Apuliens bis zu den Alpen vertreten; nur der Erzbischof von Ravenna wird vermißt. Nahezu drei Viertel der Bischöfe gehörten Italien an; der Rest war aus Burgund und Frankreich gekommen. Nicht ein deutscher Bischof war unseres Wissens in der Versammlung. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn der deutsche Klerus später eine feindliche Stellung gegen die gefaßten Beschlüsse nahm, bei denen er in keiner Weise mitgewirkt hatte und denen man doch eine allgemeine Bedeutung zu geben versuchte. Eine viel zu einflußreiche Stellung hatte bisher unser Klerus in der abendländischen Kirche behauptet, als daß er sich die Rolle des leidenden Gehorsams so leichthin hätte aufnöthigen lassen.

Das erste und wichtigste Geschäft des Concils war die Erhebung des Florentiner Bischofs auf den päpstlichen Stuhl durch die strenggläubigen Cardinäle, wie sie unter eigenthümlichen Umständen erfolgt war, gegen jeden kanonischen Einwand für alle Folge zu rechtfertigen. Dazu mußte zunächst eine empfindliche Demüthigung jenes unglücklichen Benedict dienen, welchen der römische Adel erhoben hatte. Hildebrand führte ihn in die Versammlung; hier sollte er ein Sündenbekenntniß vorlesen, welches man ihm in die Hand gab. Er weigerte sich, aber man zwang ihn: unter Thränen bekannte er endlich Sünden, die er niemals begangen zu haben glaubte. Als er geendet, rief Hildebrand: „Seht, Bürger von Rom, das sind die Thaten des Bischofs, den ihr euch erwählt habt!" Das Concil begnügte sich nicht damit, Benedict des Bisthums zu entsetzen; es verstieß ihn völlig aus dem geistlichen Stande. Er blieb für die Folge in Rom, gleichsam in der Haft seiner Widersacher. Man wies ihm eine Wohnung in der Kirche der heiligen Agnes an; etwa zwanzig Jahre hat er hier noch gelebt. Allmählich wurde er wieder zum Diakonen und Priester befördert, und als er unter dem Pontificat Hildebrands starb, befahl dieser ausdrücklich ihn im päpstlichen Ornat zu bestatten. „Zu meinem Unglück," soll er gesagt haben, „bin ich diesem Manne begegnet; zu einem schweren Vergehen bin ich dadurch verleitet worden." Es kam ja bald genug die Zeit, wo es in seinen Augen eher ein Verdienst als ein Fehler war, daß Benedict im Widerspruch gegen den deutschen Hof den Stuhl Petri bestiegen hatte.

Der vom römischen Adel erwählte Papst war als Eindringling beseitigt; es galt nun die Wahl der Cardinäle als gesetzmäßig darzustellen. Es geschah dies nicht, indem man sich auf das Heinrich III. zugestandene Ernennungsrecht oder frühere Vorgänge berief, sondern indem man das diesmal eingeschlagene Verfahren als das zweckgemäße und deshalb für die Folge als Norm hinstellte. Denn das ist offenbar die eigentliche Bedeutung der berühmten Wahlverordnung, die auf diesem Concil erlassen wurde. Wenn sie bestimmt, daß die Cardinäle sich über die Person des zu Wählenden einigen, dann aber die Zustimmung des Königs Heinrich vor der förmlichen Wahl einholen sollen, daß sie nicht an einen Kleriker der römischen Kirche gebunden seien, wenn sich der rechte Mann nicht in ihr finde, daß die Wahl, wenn sie unbehindert in Rom nicht stattfinden könne, auch an jedem anderen Ort mit Genehmigung des Königs und selbst von einer Minderzahl der Cardinäle vollzogen werden dürfe, wenn endlich dem Erwählten alle Befugnisse seines Amts auch vor der Inthronisation zugestanden werden, wofern dieselbe nicht sogleich erfolgen könne, — es ist dies Alles nichts Anderes als die gesetzliche Feststellung der thatsächlichen Umstände, die bei der letzten Wahl obgewaltet hatten. Die Stellung des neuen Papstes schien keine festere Grundlage gewinnen zu können, als wenn man seine Wahl gleichsam als Vorbild für spätere Wahlen hinstellte.

Es kann befremden, daß Hildebrand — denn er ist der Verfasser des berühmten Decrets — bei diesem Verfahren dem kaiserlichen Hof einen doch immer noch sehr erheblichen Einfluß auf die Wahl beließ. Aber beruhte denn nicht wesentlich auf diesem Einfluß die eigene Erhebung des Nicolaus? Und war es gerathen unmittelbar die Kaiserin anzugreifen und dadurch Herzog Gottfried in die gefährlichste Stellung zu treiben? Schon die Beschränkung des Einsetzungsrechtes, wie sie aus dem Decret hervorging, hat man am deutschen Hofe sich nicht gefallen lassen wollen; die völlige Beseitigung desselben würde unmittelbar zu einem unheilbaren Bruch geführt haben. So fügte sich Hildebrand den Umständen, aber nichtsdestominder ist deutlich genug, daß er dadurch die Freiheit der römischen Kirche nicht für alle Folge beschränken wollte. Schon die Worte der Wahlordnung lassen nicht den geringsten Zweifel, daß der Einfluß, den man dem jungen König einräumte, nur ein persönliches Zugeständniß war, welches man ihm als dem Kaiser der Zukunft machte; denn als solchen hatte man Heinrich bereits aus-

drücklich anerkannt. Von einem Erbkaiserthum aber oder einem selbstverständlichen Anspruch der deutschen Könige auf die Kaiserkrone und den ihr anhaftenden Einfluß auf das römische Bisthum ist nirgends die Rede, vielmehr weist der ganze Zusammenhang des Decrets darauf hin, daß man einen solchen Anspruch mit Nichten anzuerkennen gesonnen war.

Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß die Wahlverordnung von den französischen Bischöfen nicht unterzeichnet wurde, noch weniger, daß in den Synodalschreiben, welche der Papst gleich darauf erließ, unter den angenommenen Kanones allein der Wahl durch die Cardinäle Erwähnung geschieht, die königliche Einwirkung aber dabei mit Stillschweigen übergangen wird. Offenbar sah man sie nur als ein zeitweises, gleichsam zufälliges Zugeständniß an, welches das innerste Wesen des neuen Wahlverfahrens nicht berührte. Der Kern desselben war die Besetzung des Stuhles Petri nicht durch die Wahl des römischen Adels und des römischen Volks, sondern durch die Wahl des Cardinalcollegiums. Und in der That ist dies, und zwar dies allein durch das Decret erreicht worden; der Einfluß, den es dem deutschen Könige zugestand, hat niemals in solcher Weise wirklich geübt werden können. Schon bei den nächsten Wahlen rissen sich die Cardinäle von dem Einfluß des deutschen Hofes los, und es verursachte große Verlegenheiten, daß man den Wortlaut des Decrets dann von deutscher Seite als Waffe gegen die Cardinäle benutzte. Die Anhänger Hildebrands konnten ein Actenstück, das seine eigene Unterschrift trug, nicht verläugnen; sie fingen deshalb an Abschriften zu verbreiten, in welchen durch eine Umstellung der betreffenden Worte der Sinn so geändert war, daß dem Könige nach ihr nur der Schein einer Einwirkung blieb. In dieser gefälschten Gestalt ist die Wahlverordnung des Nicolaus später in die anerkannten Gesetzbücher der römisch-katholischen Kirche übergegangen.

Wie man das Decret des Nicolaus auch ansehen mag, es bezeichnete unverkennbar einen namhaften Fortschritt jener Partei, welche das Papstthum dem Einflusse des Kaiserthums entziehen wollte und die Freiheit der Kirche als ihren Wahlspruch im Munde führte: jener Partei, die Hildebrand leitete und gleichsam neu geschaffen hatte. Wie sie diese Freiheit der Kirche aber mit der weltlichen Herrschaft derselben in unmittelbarer Verbindung dachte, zeigte ein Vorgang auf dem Concil, über den wir leider nicht auf das Beste unterrichtet sind, da ein

böswilliger Gegner Hildebrands uns allein von demselben Kunde hinterlassen hat. Es ist der Bischof Benzo von Alba, der selbst auf dem Concil zugegen war, dem man aber auch, wo er als Augenzeuge berichtet, oft den Glauben versagen muß. Er erzählt, Hildebrand habe den Papst mit einer Krone geziert, auf deren unterem Reif die Worte gestanden hätten: Corona regni de manu Dei, d. h. die Krone des Reichs aus Gottes Hand, auf dem oberen: Corona imperii de manu Petri, d. h. die Kaiserkrone aus Petri Hand. Der Anblick des gekrönten Papstes habe die Versammlung, berichtet Benzo, so in Verwirrung gesetzt, daß sie sich gar nicht wieder habe fassen können. Man hat allen Grund, wie gesagt, Benzos Berichten zu mißtrauen, und doch ist es fast unmöglich, daß er hier eine Erfindung seiner erhitzten Phantasie dem leichtgläubigen Leser als geschichtliche Wahrheit habe aufbürden wollen. Unerhört war bis dahin, daß ein Papst sich mit der Krone schmückte; Benzo fand keinen Anhalt für die Erfindung. Dagegen bestätigt seine Erzählung der Umstand, daß bald nach seinem Tode die päpstliche Krönung als eine übliche Ceremonie erscheint. Auch was er von der Doppelkrone berichtet, wird sich kaum anfechten lassen. Die Päpste legten eine solche um die Mitra, ehe sie im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die dreifache Krone annahmen; eine einfache Krone ist von ihnen wohl niemals getragen worden. So vereinigt sich Alles, um Benzos Bericht zu bestätigen, und ist wirklich geschehen, was er berichtet, so steht außer Zweifel, daß Hildebrand bereits damals die kühnsten Folgerungen aus seiner Idee von der Allgewalt des geistlichen Roms gezogen hatte, und keinen Anstand nahm, diese Idee vor der Welt zu enthüllen. Jene Doppelkrone mit ihren Inschriften sprach deutlich genug aus, daß das Imperium von Gott und dem heiligen Petrus unmittelbar den römischen Bischöfen übertragen sei; jede anderweitige Uebertragung nur von dem Stuhle Petri ausgehen könnte. Hatte das Papstthum bisher in Abhängigkeit von dem Kaiserthum gestanden, so brachte das neue System, konnte es durchgeführt werden, das Kaiserthum in unmittelbare Abhängigkeit von dem Papstthum, jede andere weltliche Macht zugleich in die Dienstbarkeit der römischen Kirche.

Kaum ist ein schrofferer Gegensatz denkbar, als zwischen den neuen Ansprüchen Roms und den durch Verjährung geheiligten Machtbefugnissen der deutschen Krone bestand. Wie schwach auch im Augenblick das Kaiserthum in dem Knaben Heinrich sich darstellte, wie gebunden

die Reichsgewalt durch das Mitregiment der Fürsten war, Hildebrand mußte sich doch auf einen Kampf gefaßt machen und die Kräfte überschlagen, auf die er sich in demselben stützen konnte. Die Beschlüsse des Concils zeigen, auf welche er da innerhalb der Kirche selbst rechnete. Es war weniger der deutsche Klerus, als die Geistlichkeit Italiens, Frankreichs und Burgunds; es war vor Allem Cluny mit seinem weitreichenden Einfluß und die fanatische Schaar der Patarener. Wie mußte es den Muth aller derer beleben, welche den Kampf gegen den Nicolaitismus bisher zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten, wenn die schärfsten Maßregeln gegen die Priesterehe jetzt vom Stuhl Petri ergriffen wurden! Es ist ein merkwürdiger Kanon dieses Concils, welcher den Laien die Messe eines verheiratheten Priesters zu hören verbietet, welcher zugleich jeden verheiratheten Priester, Diakon und Subdiakon seiner Einkünfte beraubt und vom Chor ausschließt, bis Rom über ihn geurtheilt hat. Das Papstthum konnte sich nicht bestimmter für die Pataria erklären, und es ist kein Wunder, wenn sie bald überall in der Lombardei festeren Bestand gewann. Und so lag es andererseits ganz in den Tendenzen der Cluniacenser, wenn ein nicht minder bedeutsamer Kanon auf die Herstellung des kanonischen Lebens in seiner alten Strenge bei den bischöflichen Kirchen drang, wenn man die Domstifte geradezu in Mönchsklöster verwandeln wollte, ein vollständiges Zusammenleben und die Aufgabe alles eigenen Vermögens von den Domherren verlangte. Hildebrand selbst veranlaßte, daß einige mildernde Bestimmungen, welche die deutsche Kirche in der Regel Chrodegangs von Metz eingeführt hatte, beseitigt wurden; was die gesammte Kirche bisher für Recht gehalten habe, müsse nicht, meinte er, in dem „kleinen Winkel Deutschlands“ anders gehalten werden. Und welche Aussicht eröffnete es allen Geistlichen, die in den Grundsätzen des Pseudoisidor erzogen waren, wenn von dem Stuhle Petri aufs Neue in schneidender Schärfe die Forderung ausgesprochen wurde, daß kein Laie über einen Kleriker richten dürfe.

Man kennt die nahen Beziehungen Hildebrands zur französischen Kirche: Nichts mußte ihm mehr am Herzen liegen, als sie zu erhalten und die gesammte gallicanische Kirche auf das Engste an Rom zu ketten. Er wußte nur zu gut, daß dieser Kirche durch Berengars Lehren ein gefährliches Schisma drohte, um jeden Preis suchte er es zu verhindern, selbst der Preis der eigenen Ueberzeugung war ihm nicht zu theuer. Berengars Freunde hatten mit großer Freude gesehen, wie Hildebrands

Einfluß jetzt die römische Curie beherrschte; Nichts kam ihnen willkommener, als eine Aufforderung des Cardinals, Berengar solle auf dem römischen Concil persönlich erscheinen. Berengar trat die Reise mit den besten Hoffnungen an; er baute auf seinen Freund, den mächtigen Cardinal. Aber er mußte bitter empfinden, wie sehr er sich in ihm getäuscht hatte. Hildebrand hinderte nicht, daß der Cardinal Humbert jenem ein Glaubensbekenntniß abpreßte, in dem er alle seine bisherigen Lehren widerrufen und sich für die allerrohste Auffassung des Abendmahldogmas aussprechen mußte: ein Glaubensbekenntniß, welches lediglich der Zwang dem in seiner Ueberzeugung sich immer mehr befestigenden Manne aufbürden konnte, welches er aber von sich warf, sobald er der beängstigenden Luft Roms entrann. Wenn Hildebrand Berengar so seinen Gegnern preisgab, so konnte ihn nichts Anderes bestimmen, als die Besorgniß, durch einen dem freidenkenden Lehrer günstigen Spruch die strengere Geistlichkeit Frankreichs von Rom abzuwenden; vornehmlich nahm er dabei wohl auf Lanfrank Rücksicht, der in Frankreich bereits eine Macht geworden war. In der That gestalteten sich die Beziehungen des Papstthums zur französischen Kirche in sehr befriedigender Weise: der Papst dachte schon daran, selbst nach Frankreich zu gehen, um hier ähnliche Triumphe wie einst Leo IX. zu feiern.

Die politische Stellung des Papstthums.

Unfraglich waren die Streitkräfte, welche die Kirche unmittelbar dem Papstthum darbot, selbst für die politische Stellung desselben von größtem Belange. Auch die Kirche trug ja das Schwert, dessen man in den bevorstehenden Kämpfen bedurfte. Aber Hildebrand übersah sehr wohl, daß man gegen das Kaiserthum nicht allein mit den kirchlichen Mächten streiten könne, sondern auch des Beistandes der weltlichen Gewalthaber bedürfe. Auch hier rechnete er weniger auf Deutschland, als auf Italien und Frankreich.

An allen Höfen Frankreichs war Hildebrand bekannt; überall hatte er Verbindungen angeknüpft, die sich nun fester und fester zogen. Mit dem Grafen von Poitiers und Anjou stand er längst in den vertrautesten Beziehungen, welche ihm jetzt vortrefflich zu Gute kamen. Der Herzog Wilhelm von der Normandie, dessen Ehe der Papst Anfangs als blutschänderisch verurtheilt hatte, wurde durch Lanfrank alsbald mit

Rom ausgesöhnt und galt dann als ein gehorsamer Sohn der Kirche. Auf alle Weise bewarben sich Hildebrand und der Papst um die Freundschaft König Heinrichs I., und mit dem besten Erfolg. In Anwesenheit zweier päpstlicher Legaten wurde der siebenjährige Philipp am 23. Mai 1059 zum Nachfolger seines Vaters zu Reims geweiht; die Vorgänge bei dieser Feierlichkeit stellten König Heinrich in das Licht eines Vorfechters der Kirchenreform. Für die Pläne Roms starb Heinrich viel zu früh, im August des Jahres 1060. Daß nun auch in Frankreich eine vormundschaftliche Regierung eintrat, mochte Hildebrand weniger als eine Förderung seiner Absichten ansehen, als die schwache Regentschaft in Deutschland. Aber der Vormund des jungen Philipp wurde zu Hildebrands Glück Graf Balduin V. von Flandern, der alte Bundesgenosse Herzog Gottfrieds, derselbe Mann, der so manchen Strauß gegen Kaiser Heinrich III. ausgefochten hatte. Ob die Kaiserin Agnes von der Loire stammte, sie übte damals kaum den leisesten Einfluß auf die Entwickelung der französischen Angelegenheiten, die indessen Rom für seine Interessen zu nutzen nicht ohne Erfolg bemüht war.

Aber so groß die Theilnahme Hildebrands und seines Papstes an dem Gang der französischen Politik war, vor Allem beschäftigten sie doch die Verhältnisse Italiens selbst. Auf das Engste war man durch die ganze Lage der Dinge an Herzog Gottfried gebunden. Für die Abhängigkeit der römischen Curie von ihm ist es sehr bezeichnend, daß Ancona, weil es sich nicht dem Herzog unterwerfen, sondern nur dem Papst die Thore öffnen und unterthan bleiben wollte, damals von dem Banne Roms getroffen wurde. So wenig nun Hildebrand die Verdienste entgingen, welche sich Gottfried um das reformirte Papstthum erworben hatte, so wenig verkannte er doch die Gefahren, welche der kirchlichen Partei in der Abhängigkeit von einem Manne drohten, dessen Politik wesentlich durch die deutschen Verhältnisse bestimmt wurde und der in Italien als Statthalter des deutschen Königs dastand. Man bedurfte, um sich freier zu stellen, gegen ihn eines Gegengewichts in Italien, und dies konnte man nur in den normannischen Rittern, welche den Süden eingenommen hatten, finden. Nichts war deshalb dringender, als den Bund mit den Normannen, den Hildebrand bereits geschlossen hatte, zu befestigen und zu verstärken.

Bald nach dem Schluß des Concils begaben sich der Papst und Hildebrand nach Monte Cassino, und gleich darauf nach Melfi mitten

unter die Normannen Apuliens. Eine große Synode wurde hier gehalten, deren Beschlüsse den Cölibat der Priester in den südlichen Landschaften Italiens durchzuführen bezweckten. Der Bann, den Leo IX. einst über die Normannen ausgesprochen hatte, scheint damals erst völlig zurückgenommen und dadurch eine vollständige Aussöhnung zwischen ihnen und dem Stuhle Petri herbeigeführt zu sein. Bei weitem aber das Wichtigste war, daß der Papst hier mit Robert Guiscard und Richard von Capua persönlich zusammentraf und von ihnen die Huldigung empfing. Robert, der eben damals seine Eroberungen in Calabrien glücklich fortsetzte, eilte nach Melfi, sobald er die Ankunft des Papstes erfuhr. Willig erkannte er den Nachfolger Petri als seinen Lehnsherrn an, und der Papst nahm keinen Anstand ihn als Herzog von Apulien, Calabrien und Sicilien zu belehnen, obgleich er die beiden ersten Länder nicht vollständig in Händen hatte und in Sicilien keinen Fußbreit Landes besaß. Es blieben ihm sogar Besitzungen im Fürstenthum Benevent, welche einst dem Stuhle Petri gehört und die er jetzt eingenommen hatte. Ebenso erkannte der Papst Richard als Fürsten von Capua an und beließ auch ihm die von den Normannen besetzten Theile des Patrimonium Petri; wogegen ihm Richard Lehnstreue gelobte. Seitdem nannten sich die normannischen Gewalthaber Fürsten und Herzöge durch die Gnade Gottes und des heiligen Petrus. Sie hatten einen neuen Rechtstitel auf ihre Besitzungen gewonnen, und wie das Papstthum jetzt eine nationale Stellung einnahm, schien es die Normannen gleichsam den nationalen Interessen Italiens einzuverleiben. Mindestens der Klerus hörte allmählich auf die Normannen als Fremdlinge zu betrachten, ja sah sie wohl als Befreier von dem Joche der Fremden an.

Der Lehnseid, den Robert zu Melfi dem Papste leistete, ist erhalten. Es ist ein Vasalleneid in der üblichen Form, der aber überdies sehr bestimmte Verpflichtungen dem Herzog auferlegte. Er verpflichtete ihn alle Hoheitsrechte und Besitzungen des heiligen Petrus zu vertheidigen, den Papst in seiner Gewalt zu schirmen, das Patrimonium Petri und das Fürstenthum Benevent nicht anzugreifen oder in Besitz zu nehmen, es sei denn mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes, und abgesehen von dem, was ihm der Papst jetzt oder in der Folge einräume, von allen Besitzungen des heiligen Petrus, die er in seinem Besitz habe oder bekommen werde, jährlich einen festen Zins zu zahlen, alle Kirchen mit ihren Besitzungen in seinen Ländern dem Regiment des Papstes zu

unterwerfen und in der Treue gegen Rom zu erhalten. Robert verpflichtete sich ferner keinen Lehnseid zu leisten, als vorbehaltlich seines Lehnsverhältnisses gegen die römische Kirche, und versprach endlich auf Erfordern die Einsetzung jedes kanonisch gewählten Papstes mit allen seinen Kräften zu unterstützen. In einem zweiten Eide, der ebenfalls erhalten ist, wird der erwähnte Zins näher bestimmt. Er soll mit zwölf Denaren von jedem Joch Ochsen in allen den Besitzungen, die Robert noch selbst in der Hand hat, erhoben und alljährlich zu Ostern in Rom eingezahlt werden. Die Formeln der damals von Richard geleisteten Eide sind nicht auf uns gekommen; wir wissen aber, daß sie denselben Inhalt hatten.

Von Melfi begab sich der Papst nach Benevent, wo er im Anfang des August ebenfalls eine zahlreich besuchte Synode hielt. Die Stadt war damals noch in den Händen des Langobarden Landulf VI.; wie weit dieser die Oberhoheit des Papstes anerkannte, läßt sich nicht ermitteln. Aber aus den Verhandlungen mit den Normannen ist klar, daß Rom seine Ansprüche auf das Fürstenthum Benevent mit Hartnäckigkeit festhielt, und diese gewannen eine ganz neue Bedeutung, seit der Papst als der Oberlehnsherr Apuliens, Calabriens und des Fürstenthums Capua von den Normannen anerkannt war.

Es ist klar, das römische Bisthum hatte im südlichen Italien eine Stellung gewonnen, wie es niemals zuvor besessen, und die Erweiterung seiner Macht erfolgte auf Kosten des morgen- und noch mehr des abendländischen Reichs. Wir sahen, wie das Papstthum zu derselben Zeit, mit den bewegenden Mächten Norditaliens in der engsten Beziehung stand und auch hier einen immer tiefer greifenden Einfluß entfaltete. Als Lehnsherr der Normannen, als Schutzherr der Pataria und Bundesgenosse Herzog Gottfrieds und der Beatrix stand der Papst offenbar in der Mitte der gesammten italienischen Bewegung: die Geschichte der Halbinsel gewann wieder einmal ihr Centrum in Rom. Es waren nicht geringe Erfolge für den römischen Bischof, daß er die Burgen des tyrannischen Stadtadels gebrochen und die hartnäckigen Stiere der Lombardei gebändigt hatte, daß der Erzbischof von Mailand und die normannischen Herren von ihm die Investitur hatten nehmen müssen. Nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Macht in Italien schien ihm wie von selbst zuzufallen, während sich zugleich die Verhältnisse Frankreichs in günstiger Weise entwickelten und von dem schwachen Regiment in Deutschland

augenblicklich kaum ein nachhaltiger Widerstand zu erwarten war. Die Angelegenheiten der römischen Curie hatten in dem ersten Jahr des Nicolaus eine so günstige Wendung genommen, wie sie Hildebrand kaum jemals erhoffen konnte.

Hildebrand als Archidiakon der römischen Kirche.

Im Herbst 1059 kehrte der Papst nach Florenz zurück, wo er sich das Bisthum erhalten hatte und auch bis an sein Ende bewahrte. Hier lebte er meist in der Folge und pflegte nur um die Osterzeit Rom zu besuchen, um dort die großen Synoden zu halten. Sonst scheint die Geschäfte der Stadt und der Curie meistentheils Hildebrand geführt zu haben, der, von Anbeginn dieses Pontificats an die Triebfeder aller Dinge, nun auch öffentlich ausgezeichnet wurde und eine hervorragende Stellung erhielt.

Es war im Sommer oder Herbst 1059, daß der bisherige Archidiakon der römischen Kirche, Mancinus mit Namen, zurücktrat und Hildebrand in dessen Stelle einrückte, die ihm auf die weltlichen Geschäfte der Curie den wesentlichsten Einfluß gewährte und recht eigentlich seinen Fähigkeiten entsprach. Etwa um dieselbe Zeit wurde ihm auch die große Abtei von St. Paul bei Rom übergeben, eben so wichtig durch ihren Reichthum, wie durch die seit mehr als einem Jahrhundert gepflegten Beziehungen zu Cluny.

Als Abt von St. Paul trat Hildebrand wieder dem mönchischen Leben näher, dem er seit mehr als einem Jahrzehnt sich unter der Mißbilligung Vieler entfremdet hatte. Aber man glaube deshalb nicht, daß das Kloster ihn den weltlichen Geschäften und dem Weltleben entzogen habe. Kaum sah man die Kutte unter seinen reichen Gewanden; kaum ahnte man den Klosterbruder, wenn er inmitten der tosenden Menge zu Gericht saß und die mächtigsten Herren in seinem Gefolge nach sich zog. Als er einst so auf einer Reise allen Glanz eines höfischen Mannes entfaltete und Hugo von Cluny ihm zur Seite ritt, beschlichen diesen doch wunderliche Gedanken. Ein Mensch, dachte er, von so niederer Geburt und unbedeutender Persönlichkeit, gebietet er jetzt über alle diese vornehmen Leute; er wird sicherlich noch nach Höherem trachten. Hildebrand bemerkte, was in der Seele des Abts vorging. „Du hast von mir arge Gedanken; ich schreibe diese Ehre nicht mir, sondern den

heiligen Aposteln zu." So sprach er zum Abt und gab seinem Pferde die Sporen.

Den inneren Widerspruch dieses höfischen Mönchsthums und mönchischen Welttreibens, wie er in Hildebrands Leben und in seinen Ideen hervortrat, fühlte wohl Niemand tiefer als Petrus Damiani, der kaum noch in dessen Nähe ausdauern konnte. Den alternden Eremiten verlangte nach Bußübungen, nach Contemplation, nach Ruhe für Leib und Seele; aber der Archidiakon trieb ihn immer wieder in jene weltlichen Kämpfe und Mühen, die ihm ebenso mißbehagten, wie sie Hildebrands Geist entsprachen. Schon gleich nach Stephans Tode hatte er Alles gethan, um seines Cardinalats und des Bisthums Ostia entledigt zu werden. Er wußte wohl, daß Hildebrand in Schmähungen ausbrechen werde; er hörte ihn sprechen: „Sieh, er will sich verkriechen und unter dem Schein der Buße sich Rom entziehen; während wir die Hitze des Kampfs tragen müssen, sucht er die Kühle des Schattens." Dennoch hoffte er „seinem von freundlichen Worten überfließenden Tyrannen, der ihn mit der Liebe eines Nero hegte, mit Adlerskrallen streichelte," „seinem heiligen Satan," wie er später einmal Hildebrand nannte, zu entgehen. Aber er hoffte umsonst. Wohl wurde ihm gewährt dann und wann nach seinem Kloster zurückzukehren, auch nahm man ihm die Einkünfte seines Bisthums; aber den bischöflichen Titel und seine Stellung als Cardinal mußte er behalten und mit seinen großen Gaben den Plänen Hildebrands widerstrebend dienen. Er wußte es recht wohl, daß er nur ein Werkzeug eines Mannes war, von dem er selbst sich kaum sagen konnte, ob er ihn mehr liebte oder haßte; es verfing wenig, daß er zuweilen sich und Andere bereden wollte, daß er allein den Alles Bezwingenden zu leiten wisse. „Dein Wille," schrieb er in einer Stunde, wo der Unmuth überströmte, an Hildebrand, „hat für mich immer schlechthin kanonische Autorität gehabt, und nie habe ich so geurtheilt, wie es meine Meinung war, sondern nur wie dir es beliebte. Möchte ich doch, seit ich der römischen Kirche verbunden bin, so Gott und dem heiligen Petrus gedient haben, wie ich alle deine Bestrebungen stets zu unterstützen bemüht war!" Er bat Gott, den armen Petrus aus den Händen Hildebrands zu befreien, wie er einst den großen Apostelfürsten Petrus aus dem Kerker des Herodes erlöst habe. Man begreift den inneren Zwang dieses Herzens und versteht, wie es sich immer von Neuem aus der heißen Fieberatmosphäre Roms nach der reinen Bergluft von Fonte

Avellana sehnte. Gerade im Gegensatz gegen Petrus Damiani tritt die eigenthümliche Natur Hildebrands recht deutlich hervor.

Verwandtere Geister fand Hildebrand in den weltgewandten Mönchen von Monte Cassino, namentlich in Männern von fürstlicher Abkunft, wie der Abt Desiderius und dessen Freund Alphanus waren. Von dem Letzteren, der erst vor Kurzem das Kloster mit dem erzbischöflichen Sitz von Salerno vertauscht hatte, ist uns ein merkwürdiges Gedicht erhalten, in dem der Archidiakon den alten Staatsmännern Roms an die Seite gestellt, oder vielmehr über sie erhoben wird, weil er nicht gleich ihnen den bedenklichen Weg der Gewalt, sondern den sicheren Pfad des Rechts einschlage. Das Recht und der Bann, meint Alphanus, seien die geeignetsten Waffen, um die wilde Barbarei, bei der noch die Königsherrschaft stehe, endlich dauernd zu unterwerfen. So redet er in seinen Versen Hildebrand an:

Nimm des ersten Apostels Schwert,
Petri glühendes Schwert, zur Hand!
Brich die Macht und den Ungestüm
Der Barbaren: das alte Joch
Laß sie tragen für immerdar!

Sieh, wie groß die Gewalt des Banns:
Was mit Strömen von Kriegerblut
Einstmals Marius Heldenmuth
Und des Julius Kraft erreicht,
Wirkst du jetzt durch ein leises Wort.

Ja, nicht Scipios Thatenruhm,
Nicht den andern Quiriten bot
Rom verdienteren Dank als dir,
Das aufs Neue durch dein Verdienst
Die gebührende Macht errang.

Es ist unverkennbar, daß sich in Alphanus und gleichgestimmten Seelen die Vorstellungen von der einstigen Weltherrschaft des kriegerischen Roms unmittelbar mit den neuen Erfolgen des Papstthums verbanden, daß die politischen Anschauungen der alten Welt gleichsam aus der Nacht der Vergessenheit wieder in das Weltleben eintraten und die ruhmreichsten Erinnerungen Italiens auflebten. Wir wissen, daß diese Erinnerungen auch auf Hildebrand selbst von Jugend an ihren Zauber übten. Aber man darf die Macht dieser Reminiscenzen auf ihn und seine Freunde doch nicht überschätzen. Zunächst gingen diese Mönche von den kirch-

lichen Gesichtspunkten ihrer Zeit aus, von den reformatorischen Ideen Clunys und von der Forderung absoluter Freiheit der Kirche, wie sie im Pseudoisidor begründet; von der Idee der kirchlichen Freiheit mußten sie dann mit Nothwendigkeit zu der Vorstellung einer hierarchischen Theokratie geführt werden, in der am wenigsten Analogien mit dem heidnischen Alterthum Raum fanden und sich auch die nationalen Unterschiede eher verwischten als scharf hervortraten. Das Ideal ihres Gottesreichs bildete sich bei weitem mehr nach den Formen der jüdischen Theokratie und der Karolingischen Monarchie, als nach irgend welchen staatlichen Einrichtungen der italienischen Vorzeit.

So unleugbar dies ist, hat doch Nichts das Emporkommen der Hierarchie mehr begünstigt, als daß sie mit den nationalen Regungen Italiens gegen das Kaiserthum im entscheidenden Augenblick sich verbinden und gleichsam an die Spitze der bewegenden Kräfte in der Halbinsel treten konnte. Diese Gunst der Verhältnisse erkannte Hildebrand mit scharfem Blick und zeigte, wie sie zu nutzen. Es war dies ein ungemeines Verdienst um die römische Curie, welches ihm unmittelbar ihre Leitung und zugleich die italienische Politik jener Zeit in die Hand gab: eine Politik, die sich nur gegen das deutsche Kaiserthum richten konnte. Man weiß, welche Thätigkeit er da in dem Glauben an einen von Gott gegebenen Beruf entfaltete, wie weit er seine Pläne anzulegen, wie klug er seine Widersacher zu behandeln wußte. Aber den Starrsinn des Mönchs hat er doch als Staatsmann nie ganz verläugnen können, und seine Entwürfe, so kolossal sie waren, behielten immer etwas von der Enge der Klosterzelle. Es ist wahrlich nicht von Ungefähr, wenn Rom und Italien ihn zuletzt verließ und er an seinem eigenen Werke zu Grunde ging.

3.

Die Regentschaft der Kaiserin Agnes.

Die inneren Zustände Deutschlands.

Indem das Papstthum unter der Leitung eines so energischen Leiters, wie Hildebrand war, eine feindselige Richtung gegen das Kaiser-

thum einschlug, schien dieses in der Hand eines schwachen Weibes kaum eines erfolgreichen Widerstands fähig. Die glorreiche Regierung Heinrichs III. hat auf das Regiment seiner Wittwe freilich noch einen lichten Abglanz geworfen, und in den späteren Wirren konnten die Zeiten der Agnes selbst als beneidenswerthe gelten: hieraus begreift sich, daß man sie nach einem Jahrzehnt wohl als glücklich zu preisen anfing. Aber in der That waren sie traurig genug, und alle Zeugnisse, die unmittelbar jener Zeit entstammen, lassen daran nicht den mindesten Zweifel. Nicht von fern hat die Französin die Kraft und Tüchtigkeit gezeigt, welche einst in ähnlichen Verhältnissen die griechische Theophano an den Tag gelegt hatte.

Agnes von Poitiers war schön, überaus reich, von guter Bildung, sie stand noch in den Jahren der Blüthe: man erwartete kaum anders, als daß sie mit ihrer Hand zum zweitenmal einen Sterblichen beglücken würde. Wenn sie dennoch im Wittwenstande beharrte, geschah es unfraglich im Interesse ihres Sohns und des Reichs. Sie hätte Besseres verdient, als die üblen Nachreden, welche ihre Keuschheit antasteten. „Ihr Geschlecht ist verdächtig," schreibt ein Bamberger Kleriker, „wie ihr Naturell, ihr Naturell wie ihre Heimath. Ihre Mutter zählt so viele Buhlen, wie Geburtstage." Namentlich hegte man bei Agnes vertrauten Beziehungen zu Bischof Heinrich von Augsburg die schlimmsten Hintergedanken. Wie wenig sie begründet waren, zeigt Petrus Damiani, in dessen Augen es doch keine schlimmeren Sünden als geschlechtliche gab. Als ihm einige Jahre später Agnes beichtete und mit der ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die ihr eigen war, ihr ganzes Leben vom fünften Jahr an darlegte, konnte er sie nur fortzufahren auffordern, wie sie begonnen hatte; nicht einen Fasttag legte er, der strengste Sündenrichter, ihr als Buße auf. Man kann nach solchem Zeugniß kaum bezweifeln, daß Agnes, in den Unterweisungen Clunys erzogen, durch das Andenken an einen religiös tief erregten Gatten getragen, mitten in aller kaiserlichen Pracht rein wie eine Nonne lebte und von den Geboten der Religion um keinen Fuß breit wich.

Aber ihr war eine Aufgabe gestellt, die sie in tausend weltliche Sorgen versenkte, sie mit Nothwendigkeit in die härtesten und schwierigsten Conflicte versetzte, und ihr gebrach es durchaus an der Schärfe des Blicks und der Willenskraft, ohne welche kein Regiment bestehen kann, und am wenigsten diese kaiserliche Gewalt zu bewahren war, die sie ihrem

Sohne erhalten sollte und wollte. Denn der gute Wille, die Zukunft ihres Sohns und des Reichs sicher zu stellen, beseelte sie ohne Frage. Aber die besten Absichten können ohne Festigkeit des Charakters in Verhältnissen, wie die ihren waren, nicht fruchten. Ein schwaches Regiment hat in seinem Gefolge zu allen Zeiten die Willkür, und Agnes Schwachherzigkeit verdarb mehr, als selbst die launenhafteste Tyrannei hätte verderben können.

Die deutschen Fürsten hatten bei des Kaisers Tode den übermäßigen Zwang der Herrschaft abgeschüttelt: sie fühlten sich einmal wieder frei und als Herren ihrer Entschlüsse, sie beanspruchten einen Antheil am Reichsregiment, der ihnen auch schwer bestritten werden konnte. Sie waren einig, wie sie es selten gewesen, und ihre Einigkeit diente in den gefahrvollen Zeitumständen Anfangs zur Stütze für den Thron des kleinen Heinrich. Aber ihre Eintracht währte nur so lange, als es galt ihre Stellung gegen die Krone zu sichern. Bald war es keinem dieser angesehenen Herren genug, seine Selbstständigkeit gewahrt zu wissen, jeder wollte vielmehr mächtiger werden als der andere, jeder den günstigen Zeitpunkt benutzen, um an Besitz und Ehren zu wachsen. Man suchte emporzukommen durch die Gunst des Hofes; gelang dies nicht, durch eigene Kraft und die Gewalt der Waffen. Parteiungen entstanden aller Orten. Intriguen beherrschten den Hof, Fehden erfüllten das Reich; dort waren die Günstlinge und das Gold mächtig, hier die Vasallenschaaren und das blanke Eisen. List galt gegen List, Gewalt gegen Gewalt. „Das Recht hatte seine Schrecken verloren," sagt der alte Biograph Heinrichs IV.

Bei dem Entwickelungsgange, den das Kaiserreich genommen hatte, mußten auch die Bischöfe in diese Wirren hineingezogen werden. Gerade auf ihren Beistand war die Krone hauptsächlich verwiesen; gerade sie waren mit dem Wachsthum des Reichs mächtig geworden, und zum großen Theil auf Kosten der weltlichen Fürsten. Ihre Gewalt herabzudrücken, schien der günstige Augenblick gekommen, den der Adel nicht unbenutzt lassen wollte. Je näher ein geistlicher Herr der Kaiserin stand und je mehr er solche Stellung zu seinem Gunsten auszubeuten suchte, desto verhaßter war er bei dem Adel, der ihn zu verfolgen nicht müde wurde.

Erzbischof Adalbert von Bremen hatte am Hofe Heinrichs III. eine so einflußreiche Rolle gespielt, daß die Kaiserin seines Raths nicht entbehren konnte; auch gab es kaum einen aufrichtigeren und ergebeneren

Diener des Kaiserhauses. Agnes erkannte seine Treue und belohnte sie reichlich. Aber alle Gunst des Hofs konnte ihn nicht vor den Gewaltthaten der Billinger schützen, unter denen seine Diöcese auf das Furchtbarste litt. Noch bei Lebzeiten seines Vaters, des alten Herzogs Bernhard, verheerte Ordulf die Güter der Bremer Kirche mit Feuer und Schwert, und schlimmer noch wurde es, als er nach des Vaters Tode (29. Juni 1059) selbst das Herzogthum antrat. Was half es dem Erzbischof, daß er über ihn und seinen Bruder Hermann den Bann aussprach, daß er sich mit den dringendsten Beschwerden an den Hof wandte? Man achtete den Bann nicht, man verspottete die Kaiserin und ihren Sohn. Adalbert blieb zuletzt kein anderes Mittel, als den Grafen Hermann durch große Lehen für den Schutz der Kirche zu gewinnen und so von dem Bruder zu trennen.

Besser wußte sich Anno von Köln zu helfen, der wohl absichtlich allzu nahe Berührungen mit der Kaiserin mied. In den lothringischen Verhältnissen hielt er eng zu Herzog Gottfried. Wir hören von Zusammenkünften, die er mit Gottfried, mit dem Erzbischof Eberhard von Trier, einem Schwaben gleich ihm, und dem Pfalzgrafen Heinrich zu Andernach hatte. Mit dem letztgenannten Fürsten zerfiel er indessen nach kurzer Zeit. In den Händen des Pfalzgrafen befand sich nämlich eine feste Burg auf einer Anhöhe an der Sieg, von deren Mannen die Besitzungen der Kölner Diöcese gebrandschatzt wurden. Anno, entschlossen wie immer, sprach über die Kirchenräuber den Bann aus und ergriff zugleich gegen den Pfalzgrafen die Waffen. Der Erfolg war für ihn: gefangen wurde Heinrich nach Köln gebracht und übergab hier den Siegberg dem Erzbischof, der später auf demselben ein Kloster erbaute. Der Unmuth über diesen Verlust und die schimpfliche Niederlage trübten den Geist des Pfalzgrafen; die Welt ekelte ihn an, er trennte sich von seiner Gemahlin Mathilde, einer Tochter Herzog Gozelos von Lothringen und Nichte Gottfrieds, und ging in das Kloster Gorze, wo er die Mönchskutte anzog (1059). Aber es duldete ihn nicht lange fern von der Gattin: nach kurzer Zeit verließ er das Kloster und kehrte in ihre Arme zurück. Zugleich bot er seine Mannen zu einem neuen Kampf gegen den Erzbischof auf.

„Wie ein wüthender Eber" verheerte Heinrich nun die Umgegend von Köln; ringsum sah man die brennenden Dörfer, und schon zog er gegen die Stadt selbst an. Als ihm aber die Kölner hier entgegen-

traten, kehrte er nach seiner Burg Kochem an der Mosel zurück, wohin ihm alsbald Annos Vasallen folgten und die Burg umstellten. Eben rüstete man sich zu einem entscheidenden Kampfe, als eine furchtbare That Freund und Feind gleichmäßig verwirrte. Als der Pfalzgraf in einem Burggemach traulich neben seiner Gemahlin saß, sprang er auf, riß in einem Anfall von Raserei eine Axt von der Wand und spaltete ihr das Haupt. Unter wahnsinnigem Lachen trat er dann unter seine Mannen und berichtete ihnen, was geschehen war. Man band ihn und brachte ihn in das Kloster Echternach (1060), wo er seine Tage beschloß; den Sohn Heinrichs ließ Anno erziehen und stattete ihn später mit Lehen aus. So ging der Pfalzgraf unter, ein Mann, der den mächtigsten Kaisern verwandt und einst zum Nachfolger Heinrichs III. bestimmt war. Es war wenig später, daß auch sein Bruder Konrad starb (1061), nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte sich des Herzogthums Kärnthen, von dem er den Namen trug, zu bemächtigen. Dieses ruhmreiche Geschlecht eilte auf das Kläglichste seinem Verfalle entgegen. Die Pfalzgrafschaft in Lothringen kam an einen Grafen Hermann, welcher dem Gleiberger Zweige der Luxemburger angehört zu haben scheint, aber sie verlor viel von ihrer bisherigen Bedeutung.

Niemand hatte durch den Fall des angesehensten Geschlechts in Lothringen mehr gewonnen als Anno. Mit gewaltigem Selbstbewußtsein trat er, der Sohn eines armen schwäbischen Ritters auf, der sich jetzt den ersten Fürsten des Reichs zur Seite stellte: er wollte der Welt zeigen, daß er wisse, wie große Dinge Gott an ihm gethan habe. Größeres sollte ihm Köln zu danken haben, als einst den Söhnen von Königen und Kaisern, und wenn irgend einer, glaubte er der Mann zu sein, das Reich in diesen schwierigen Zeiten zu leiten. Ein entschiedener, rücksichtsloser Charakter mit allen Härten eines Emporkömmlings, konnte er unmöglich der Kaiserin gefallen. Aber seine Stimme war dennoch bei Hofe von großem Einfluß, wie sie es aller Orten war und bei dem unleugbaren Gewicht des Mannes überall sein mußte. Als im Jahre 1059 der alte Bischof Burchard von Halberstadt starb, bewirkte es Annos Einfluß, daß einer seiner Neffen, ein anderer Burchard, das reiche Bisthum erhielt: ein so ehrgeiziger und hochfahrender Priester, als jemals in Schwaben geboren. Auch war es wohl hauptsächlich Annos Werk gewesen, daß schon zwei Jahre zuvor das erledigte Bisthum Bamberg einem seiner Vertrauten, dem Kanzler Günther, zufiel.

Günther stammte aus einer sehr vornehmen, in der Mark Oestreich angesessenen Familie, war in Bamberg erzogen und hatte dann Heinrich III. als Kanzler Italiens gedient; schon in Bamberg und dann in der Kanzlei war er Anno nahe getreten und hat sich trotz des Gegensatzes ihrer Naturen ihm befreundet. Selten hat der Himmel mehr für einen Sterblichen gethan als für ihn. Mit Glücksgütern übermäßig gesegnet, von stattlichstem Körperbau und solcher Schönheit, daß auf seiner Reise nach dem Orient die Araber von weither zuströmten, um ihn zu sehen, von leichter Fassungsgabe und größter Anziehungskraft im Umgange schien er Allen, die ihm näher standen, gleichwie ein besonderes Geschenk des Himmels. Meinhard, der damalige Lehrer der Bamberger Domschule, tadelt wohl, daß Günther zu viel Zeit dem Schlafe gönne, daß er lieber von Etzel und Amalung und anderen Helden der Sage lese, als von Gregor dem Großen und Augustin, daß ihn der Kriegslärm mehr beschäftige, als einem Bischof zieme; aber aus jeder dieser Rügen, halb scherzhaft halb im Ernste vorgetragen, sieht doch die zärtlichste Liebe zu dem leutseligen, klugen und schönen Bischof hervor. So bequem Günther auch sein mochte, war er doch nicht ohne Ehrgeiz. Im Anfange seiner Amtsführung besuchte er fleißig den Hof und dankte werthvolle Geschenke für seine Kirche der Gunst der kaiserlichen Frau; bald gerieth er aber in schlimme Händel mit den ihm benachbarten Grafen Gozwin und Hermann, endlich mit der Kaiserin selbst, da er mehrere Güter und Privilegien zurückforderte, welche Heinrich III. Bamberg entzogen hatte. Auch mit dem vielvermögenden Heinrich von Augsburg lebte er nicht in dem besten Vernehmen.

Wie Bischof Heinrich seinen großen Einfluß bei der Kaiserin gewann, wissen wir nicht; vielleicht hängt er damit zusammen, daß er die Verwaltung des Herzogthums Baiern, welches man ihr belassen hatte, für sie führte. Heinrich war ein Schwabe und hatte bereits am Hofe Heinrichs III. eine Rolle gespielt. Auf der ersten, so denkwürdigen Romfahrt des Jahres 1046 hatte er den Kaiser als Kanzler Italiens begleitet und unmittelbar darauf das wichtige Bisthum Augsburg erhalten. Für den Glanz seines Stifts hatte er dann reichlich gesorgt, aber mit den benachbarten baierschen Großen in stäten Händeln gelebt. So gerieth er in Fehde mit dem Grafen Dietbold wegen einer Grafschaft, die früher der Augsburger Kirche aufgetragen war. Im Jahre 1059 kam es zu einem heißen Streit zwischen den Augsburgern und

Rapoto, Dietbolds Sohn, in welchem die Augsburger Sieger blieben. Aber der Kampf war damit nicht zu Ende. Rapoto steckte Schwabmünchen in Brand und äscherte andere Orte bei Augsburg ein. Endlich kam die Kaiserin selbst nach Augsburg (1. November 1059) und legte den Streit bei. Heinrich scheint sich nachgiebiger gezeigt zu haben, als man erwartete; denn Günther wünschte ihm Glück, daß er „obwohl ein Schwabe von Geburt, Erziehung und Sitten, der Vernunft Gehör geschenkt habe." In der Gunst der Kaiserin stieg er seitdem nur höher und höher, doch mit der Gunst wuchs der allgemeine Haß, welcher dem Günstling nie fehlt. Nicht allein die weltlichen Großen bürdeten ihm die Mißstände der Zeit auf, sondern nicht minder seine geistlichen Brüder, vor Allen Anno und Günther.

Und wären die geistlichen Herren sonst nur einig gewesen! Aber wie sie meist mehr sich und ihr Bisthum, als das Reich bedachten, waren ihre Interessen in stätem Conflict. Dazu kam ein erbitterter Streit, welchen der deutsche Episcopat seit geraumer Zeit gegen die großen Reichsabteien führte und der jetzt neue Nahrung gewann. Die Selbstständigkeit dieser Abteien, ihr großer Reichthum, die Befreiung von der bischöflichen Jurisdiction war den Bischöfen verhaßt; völlig unerträglich aber schien, daß viele Klöster, auf kaiserliche Privilegien sich stützend, von ihren Besitzungen die Zehnten zu leisten verweigerten. Längst war deshalb ein hartnäckiger Streit einerseits zwischen Hersfeld und Halberstadt, andererseits zwischen Mainz und den Klöstern Fulda und Hersfeld geführt. Es ließ sich erwarten, daß Abt Siegfried von Fulda, als er gegen Ende des Jahres 1059 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestieg, schon um seiner Vergangenheit willen die Klöster schonend behandeln würde. Aber kaum hatte er sein neues Amt angetreten, so verlangte er von Widerad, seinem Nachfolger in der Abtei, die Zehnten von den Gütern Fuldas in Thüringen, und stellte dasselbe Verlangen an das Kloster Hersfeld, wie an die Thüringer überhaupt, die niemals dem Erzbischof gezehntet hatten. Der Streit wurde um so bitterer, als Siegfried ein Mann von den übelsten Eigenschaften war: ebenso wetterwendisch und treulos, wie geldgierig und ränkesüchtig. Die großen Erfolge Kölns ließen seiner eitlen Seele keinen Augenblick Ruhe, so wenig er auch der Mann war, der einem Charakter wie Anno das Widerspiel zu halten vermochte.

Wahrlich die Kaiserin war schlimm berathen, indem sie auf die Unterstützung der Bischöfe vor Allem verwiesen war. Und welchen Bei-

stand konnte sie sich von den weltlichen Großen des Reichs, zunächst von den Herzögen versprechen? Wo das Herzogthum noch einen nationalen Charakter bewahrt hatte, wie es in Sachsen der Fall war, stand es jetzt in entschiedener Opposition gegen das kaiserliche Geschlecht. Die elsasser Familie, erst seit Kurzem zum Besitz Oberlothringens gelangt, fing kaum an, sich durch Gerhard dort zu befestigen. In Niederlothringen konnte Friedrich von Luxemburg niemals recht heimisch werden; schon wartete Gottfried auf dessen Erbschaft, wie er denn überhaupt in diesen Gegenden ein viel größeres Ansehen genoß, als die von Heinrich III. eingesetzten Herren. Das Kaiserhaus war in Lothringen so wenig beliebt, wie in Sachsen. Mehr galt es im oberen Deutschland. Aber doch mußte die Kaiserin das Herzogthum Baiern nach wenigen Jahren aufgeben, und in Kärnthen konnte Konrad, der von ihr belehnte Herzog, selbst mit einem Heer nicht Eingang gewinnen; sein Herzogthum blieb nur ein leerer Titel. Kein Land hatte sich dem Kaiserhause ergebener als Schwaben gezeigt, welches in Heinrich III. und seinem Sohne die Nachkommen Giselas verehrte. Nichts schien leichter, als dieses Land unmittelbar an die kaiserliche Familie zu bringen, wie es bereits Konrad II. versucht hatte. Es war deshalb schwerlich eine richtige Politik, daß Heinrich III. zweimal nach einander Schwaben an fremde Herren verlieh, die sich niemals aufrichtig den Interessen des Landes hingaben. Dem Lothringer Otto war ein anderer Otto gefolgt, der sich von Schweinfurt nannte und seine Tage meist auf seinen Burgen am Main verlebte. Als er am 28. September 1057 ohne männliche Nachkommen starb, war es eine für die Zukunft des kaiserlichen Regiments fast entscheidende Frage, wem die Kaiserin das erledigte Herzogthum übertragen würde.

Heinrich III. hatte bereits eine Anwartschaft auf das Herzogthum dem Grafen Berthold von Zähringen eröffnet. Einer alten schwäbischen Familie, die seit mehr als einem Jahrhundert die Grafschaft im Breisgau verwaltete, entstammte Berthold; das Vertrauen des Kaisers hatte er sich, wie es scheint, besonders durch sein Verhalten gegen die verschworenen Fürsten im Jahre 1055 erworben. Damals wird er als Rath des Kaisers genannt, und damals scheint ihm auch Schwaben versprochen. Der Kaiser soll ihm seinen Siegelring als Unterpfand des Versprechens übergeben haben. Der Tod des Kaisers gab dann freilich den Dingen eine völlig veränderte Richtung: deshalb mochte die Kaiserin

sich scheuen den Willen ihres Gemahls in Ausführung zu bringen. Aber die Wahl, die sie selbst traf, konnte ihr unmöglich Freunde erwerben: sie fiel auf einen jungen Mann, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er bei Hofe glänzte und von der Kaiserin besondere Gunst genoß. Es war Rudolf von Rheinfelden. Die Burg, nach der er genannt wird, ist am linken Rheinufer zwischen Basel und Sickingen, die Güter seines Geschlechts lagen großentheils zwischen dem Jura und Genfersee: es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß die bisher wenig genannte Familie aus dem Königreiche Burgund stammte und Rücksichten auf die gefährdeten Zustände dieses Landes auf die Wahl der Kaiserin wirkten. Auch wurde die Verwaltung Burgunds Rudolf zugleich mit dem schwäbischen Herzogthum übertragen.

Alles setzte Agnes daran, diesen Mann ihres Vertrauens so eng wie möglich an das Interesse ihres Hauses zu fesseln: sie verlobte ihm ihre älteste Tochter, die zwölfjährige Mathilde, die sie sogleich nach Schwaben bringen und dort der Obhut des Bischofs von Konstanz übergeben ließ. Zwei Jahre später (1059) wurde das kaum mannbare Mädchen dem Herzog von Schwaben vermählt, aber schon im ersten Jahre löste der Tod Mathildens die Ehe. Rudolf wurde bald darauf mit Adelheid, einer Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin, verheirathet; sie war eine Schwester jener Bertha, die man Heinrich IV. verlobt hatte. Man sieht, es geschah Alles, um ihn der kaiserlichen Familie einzuverleiben, und es war nicht zu verwundern, wenn dieser Günstling nicht geringeren Neid zu tragen hatte als Bischof Heinrich. Auch das war nicht zu verwundern, daß er in Schwaben auf vielfachen Widerstand stieß. Der Zähringer war ihm natürlich entgegen, selbst dann noch, als er im Jahre 1061 nach Konrads Tode das erledigte Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona erhielt. Eben damals war Schwaben der Schauplatz einer großen Fehde, in welcher die Brüder Burchard und Wezil von Zollern erschlagen wurden, die ersten Zollern, deren die Geschichte gedenkt.

In dem Herzogthum konnte die Regentin, so viel ist klar, keine Stütze finden; es war ihr feindlich oder, wo dies nicht der Fall war, so schwach befestigt, daß es selbst ihrer Unterstützung bedurfte. In günstigerer Weise lagen für sie die Verhältnisse der Marken. Diese waren von Heinrich III. gegen das Herzogthum augenscheinlich begünstigt worden, und namentlich hatten die Kärnthener Marken eine bestimmtere

Gestalt gewonnen. In Krain und Istrien waltete damals Markgraf Udalrich, aus dem Geschlecht der Grafen von Weimar entsprossen und den Ebersberger Grafen in Baiern verschwägert; in der Mark an der Drau und Sau erscheint 1056 der erste Ottokar aus dem Geschlecht der Steierer Grafen, welche der Mark dann dauernd den Namen gegeben haben. Von den baierschen Marken hatte allein die Ostmark gegen die Ungarn noch Bedeutung, aber eine Bedeutung, die sich von Tag zu Tag vermehrte. Schon sah Markgraf Ernst auf eine lange Reihe von Ahnen zurück, die in diesen Donaugegenden heimisch gewesen waren; von den Billingern abgesehen, wurzelte kein hochfürstliches Geschlecht bereits fester in seinem Territorium, als die Babenberger in Oestreich. Inzwischen erstarb der babenbergische Mannsstamm mit Herzog Otto (1057) in den fränkischen Gegenden, aus welchen das Haus hervorgegangen war. Die Mark auf dem Nordgau, welche dieser Zweig der Babenberger so lange verwaltet, hatte ihre Wichtigkeit schon geraume Zeit eingebüßt und war zersplittert. Mit Ottos Tod löste sie sich völlig auf, wenn auch der markgräfliche Name blieb und auf die Erben Ottos überging. Von seinen fünf Töchtern hatten sich drei an angesehene Herren in Baiern und Franken vermählt; an diese kamen die letzten Bestandtheile der Mark, und sie und ihre Nachkommen nannten sich theils Markgrafen von Vohburg oder Kambe, theils Markgrafen im Banzgau, theils nach einer Besitzung in Schwaben Markgrafen von Giengen.

Unter den nördlichen Marken hatte Meißen damals die größte Bedeutung. Diese Markgrafschaft war in die Hände des jungen Grafen Wilhelm von Weimar gekommen und dadurch abermals jener große Besitz vereinigt worden, der einst Eckard I. mit so stolzen Hoffnungen erfüllt hatte. Die sächsische Ostmark verwaltete der Wettiner Dedi schon seit einem Menschenalter; er hatte sich kürzlich mit Oda, der Mutter des Markgrafen Wilhelm, in zweiter Ehe vermählt, wohl nicht ohne die Absicht, auf diesem Wege eine Vereinigung der Ostmark mit Meißen anzubahnen. Die Nordmark verwaltete Udo II. aus dem Geschlechte der Stader Grafen, ein Verwandter des Königshauses.

Fast alle diese Markgrafen waren der Kaiserin und ihrem Sohne ergeben, namentlich die Babenberger und Wilhelm von Meißen, der bei Hofe in höchstem Ansehen stand. Aber auf die inneren Verhältnisse des Reichs hatten die Markgrafen nach ihrer damaligen Stellung keinen

überwiegenden Einfluß, und die gestörten Beziehungen des Reichs zu den östlichen Völkern gaben ihnen überdies vollauf zu thun. Heinrich III. hatte hier Vieles ungeordnet hinterlassen, und die Stellung der Deutschen zu den östlichen Reichen war in der Folge eher verschlechtert als gebessert worden.

Die auswärtigen Verhältnisse.

Kein geringer Erfolg schien es für die Kaiserin, als im Jahre 1058 König Andreas von Ungarn sich um ihre Gunst bewarb und ein gütliches Abkommen mit ihr suchte. Man weiß, Andreas war recht eigentlich der Mittelpunkt jedes Widerstands im Osten gegen den mächtigen Kaiser gewesen und unbesiegt aus dem Kampf mit ihm hervorgegangen; um so auffallender mußte seine Annäherung an den deutschen Hof erscheinen. Tiefgreifende Zerwürfnisse mit seinem Bruder Bela hatten ihn dazu vermocht. Bela hatte sich nämlich für sich und seine Söhne die Nachfolge im Reiche versprochen, sah sich aber in seinen Hoffnungen betrogen, als Andreas einen spätgeborenen Sprößling, Salomo mit Namen, zu seinem Erben im Reiche bestimmte. Andreas wußte, daß Bela einen bedeutenden Anhang unter den Magyaren hatte: deshalb glaubte er seinem Sohne eine kräftige Stütze in dem deutschen Hofe gewinnen zu müssen, und Nichts schien ihm die Zukunft desselben besser zu verbürgen, als wenn er ihn mit einer Schwester des deutschen Königs verlobte. Seine Werbung fand bei der Kaiserin gute Aufnahme, und im Sommer 1058 traf sie auf seinen Wunsch mit ihm an der Grenze seines Reichs zusammen. Ein Friede wurde geschlossen, und der kleine Salomo mit Sophia, der zweiten Tochter der Kaiserin, verlobt. Sophia, ebenfalls noch im Kindesalter, verließ ihre deutsche Heimath und folgte dem König nach Ungarn.

Große Hoffnungen mochten sich an die neue Wendung knüpfen, welche die Politik des Königs von Ungarn genommen hatte. Aber sie zeigten sich bald als eitel. Die nationale Partei in Ungarn, welche bisher Andreas getragen hatte, wandte sich jetzt ganz von ihm ab und begünstigte fortan auf alle Weise die Bestrebungen Belas. Dieser, der mit Richeza, einer Schwester König Kasimirs von Polen, vermählt war und sich mit seinen Söhnen nach Polen begeben hatte, fand einen anderen nicht minder kräftigen Beistand an seinem Neffen Boleslaw II.,

der eben damals den herzoglichen Stuhl der Piasten bestiegen hatte. Dieser Boleslaw, den man den Kühnen genannt hat, kannte keinen anderen Ehrgeiz, als die Macht seines großen Ahnherrn und Namensvetters herzustellen und Polen wieder auf die Höhe zu erheben, die es unter dem ersten Boleslaw glücklich gewonnen hatte. Nichts mußte ihm da mehr am Herzen liegen, als der deutschen Uebermacht im Osten, wo er sie fand, entgegenzutreten. Von ihm unterstützt, kehrte Bela mit seinen Söhnen Geisa und Ladislaw alsbald nach Ungarn zurück, und sofort erhob sich aller Orten der Aufstand. König Andreas sah kaum noch eine Möglichkeit des Widerstands: seine Gemahlin, seinen Sohn und dessen Braut sandte er nach Mölk, dem Sitze des Markgrafen von Oestreich, und bat dringend die Kaiserin um Unterstützung.

Agnes mußte eilen diese Bitte zu erfüllen, da augenscheinlich der ganze Einfluß der Deutschen auf den Osten in Frage stand. Sie sandte im Jahre 1060 ein bedeutendes Heer, welches in Sachsen, Thüringen und der Mark Oestreich gesammelt und unter den Befehl des Bischofs Eppo von Naumburg und der Markgrafen Wilhelm und Ernst gestellt war, schleunigst nach Ungarn. Ein böhmisches Heer sollte folgen, aber erschien nicht; Herzog Spitihnew scheint eine zuwartende Stellung eingenommen zu haben, obwohl die glücklichen Erfolge Belas und des Polen auch ihn bedrohten. Als die Deutschen in Ungarn erschienen, war bereits Alles verloren. Andreas wollte sie nur noch benutzen, um seine Flucht zu sichern. Er trat mit ihnen sofort den Rückweg an und gelangte ungefährdet bis an die Grenze Oestreichs; hier aber wurde er von Bela angegriffen und fast sein ganzes Heer vernichtet. Er selbst, schon hochbetagt, vertheidigte sich tapfer, bis er endlich vom Pferde sank und im Getümmel der Schlacht ein jammervolles Ende fand. Bischof Eppo, der Führer des deutschen Heeres, gerieth in Gefangenschaft. Auch Markgraf Wilhelm mußte sich den Ungarn ergeben; aber er that es erst nach einem Heldenkampf, der ihm selbst die Bewunderung der Feinde gewann. Bis zum Abend kämpften er und Boto, der Sohn des baierschen Pfalzgrafen Hartwich, gegen eine weit überlegene Zahl von Feinden; wie ein Wall umgaben beide die Leichen derer, welche sie mit ihren Schwertern hingestreckt hatten. Hinter diesem Wall vertheidigten sie sich, rings von Feinden umstellt, die ganze Nacht hindurch: erst am Morgen, vom Hunger ganz erschöpft, streckten sie ihre Waffen. Boto wurde von dieser Heldenthat „der Tapfere" ge-

nannt. Nicht minderen Ruhm gewann Markgraf Wilhelm. Der junge Geisa erwirkte vom Vater nicht allein, daß dem muthigen deutschen Fürsten kein Leid geschah, sondern daß er auch ihrem Hause verbunden wurde. Sophia, Geisas Schwester, verlobte sich mit Wilhelm, und nur der frühe Tod des Markgrafen hemmte die Schließung der Ehe *).

Man erzählt, daß Bela die deutschen Gefangenen ohne Lösegeld freigab, und will darin eine Huldigung der deutschen Tapferkeit sehen. Aber nicht minder zeigt es, wie gesichert Bela seine Stellung schien, die er im Gegensatz gegen die Deutschen und im Anschluß an die polnische Macht gewonnen hatte. So viel war klar, der deutsche Einfluß auf Ungarn war vorläufig durchaus vernichtet. Augenfällige Beweise der erlittenen Niederlage boten der junge Salomo und seine Braut, die jetzt überall den Hof der Kaiserin begleiteten, wie die Wittwe des Andreas in ihrem deutschen Exil. Vielfache Pläne wurden zwar sogleich zur Herstellung Salomos gemacht, aber zur Ausführung gediehen sie nicht; selbst dann nicht, als auf Spitihnew in Böhmen im Jahre 1061 sein Bruder Wratislaw II. folgte, ein tüchtiger und ehrliebender Fürst, der mit einer ungarischen Fürstin, einer Schwester des jungen Salomo, vermählt war und das lebhafteste Interesse hatte, die polnischen Einwirkungen auf Ungarn zu schwächen. Alle Verhältnisse des Ostens verknüpften sich, wie man sieht, in diesen ungarischen Thronhändeln, und die Niederlage der Deutschen wurde deshalb nur um so tiefer gefühlt.

Indessen fingen auch die italienischen Angelegenheiten an sich mehr und mehr zu verwickeln. Wir kennen den Umschwung der Dinge, der sich im Jahre 1059 in Italien vollzogen hatte, und die eigenthümliche Stellung, welche Rom hier inmitten der nationalen Bewegung einnahm. Wunderbar genug, wie wenig Antheil an dieser Bewegung das deutsche Volk nahm, obschon sie eine sehr bestimmte Richtung gegen die Herrschaft desselben zeigte und seine ganze Machtstellung zu erschüttern drohte. Die deutschen Annalisten jener Zeit sind über die Vorgänge in Italien und Rom sehr schlecht unterrichtet und melden kein Wort von dem Widerstande, den Roms Auftreten am deutschen Hofe erweckte. Und doch wissen wir, daß man hier die Gefahr hinreichend erkannte und

*) Als Wilhelm 1062 die Braut aus Ungarn heimführen wollte, starb er; die ungarische Fürstin vermählte sich dann mit Markgraf Udalrich von Krain, einem nahen Verwandten Wilhelms, und nach dessen frühem Tode (1070) mit Magnus von Sachsen.

Hildebrand und seinem Papst mit bemerkenswerther Entschiedenheit begegnete. Namentlich setzten die deutschen Bischöfe den Beschlüssen der römischen Synode von 1059, bei denen sie in keiner Weise mitgewirkt hatten, rückhaltslosen Widerspruch entgegen, wie sie denn auch unfraglich am meisten zu verlieren hatten, wenn es dem Papste gelang sich der kaiserlichen Gewalt zu entziehen. Eine Synode, die Weihnachten 1059 in Worms gehalten werden sollte, scheint bereits in der Absicht berufen zu sein, gemeinsame Beschlüsse des deutschen Klerus gegen den Papst herbeizuführen, aber eine weitverbreitete Seuche hinderte die Versammlung. Dennoch traten nicht viel später die deutschen Bischöfe wirklich zusammen — wir wissen nicht wo — und ihre Gesammtheit vernichtete alle Amtshandlungen des Papstes, verbot seinen Namen im Kirchengebet zu erwähnen, ja sprach sogar Entsetzung und Bann über ihn aus. Man scheint bei diesen Beschlüssen auf den Makel unehelicher Geburt, der dem Papste anhaften sollte, besonderes Gewicht gelegt zu haben.

Bei der Stellung, welche Agnes zu Cluny einnahm, ist an sich wenig wahrscheinlich, daß gerade sie zu so extremen Schritten getrieben habe, wie tief auch Roms Ansprüche in ihre kaiserlichen Rechte eingreifen mochten. Wir haben aber auch das ausdrücklichste Zeugniß, daß nicht sie, sondern Erzbischof Anno als die Seele jener Synode galt. In der That war er als Erzkanzler Italiens und Bibliothekar des apostolischen Stuhls auf das Unmittelbarste von der Entwickelung der italienischen Angelegenheiten berührt; Niemand übersah zugleich besser als er, welcher Verlust dem deutschen Klerus hier drohte. Deshalb hatte ihn auch der Papst zu gewinnen gesucht. Ein am 1. Mai 1059 für die von ihm gebaute Kirche S. Maria ad Gradus zu Köln ausgestellter Schutzbrief ist erhalten, worin ihn der Papst mit den größten Lobsprüchen beehrt. Doch mit so wohlfeilen Gnadenbeweisen war ein Mann wie Anno nicht zu bestechen, vielmehr trat er als der kühnste Vorfechter der deutschen Kirche auf und stachelte mehr die Kaiserin und seine Mitbischöfe gegen Rom auf, als daß er selbst eines Sporns bedurft hätte.

Die Beschlüsse jener deutschen Synode konnten in Rom nicht ohne Wirkung bleiben. Wie sehr sie der Papst und Hildebrand fürchteten, zeigen die Verhandlungen, die sie mit der Kaiserin zu eröffnen sich beeilten. Der Cardinal Stephan, ein Vertrauter Hildebrands, befand

sich damals in Frankreich, wo er den Kampf gegen die Priesterehe eröffnet und auf mehreren Synoden mit großem Erfolge gewirkt hatte: ihn sandte man nun mit apostolischen Briefen nach Deutschland, um mit Agnes zu unterhandeln. Aber er fand am deutschen Hofe den übelsten Empfang; fünf Tage harrte er vergebens um Zutritt bei der Kaiserin und mußte endlich unverrichteter Sache die Rückreise antreten. Und schon rührten sich auch in Italien die Gegner Hildebrands wieder an allen Orten. Die lombardischen Bischöfe schöpften neuen Muth, als sie die Beschlüsse ihrer deutschen Amtsbrüder vernahmen; der römische Adel hatte sich kaum von dem normannischen Streifzug erholt, als er wieder gegen den Papst im Sattel saß. Als Gesandte König Edwards von England gegen Ostern 1061 von Rom heimkehrten, wurden sie bei Sutri vom Grafen Girard überfallen und tausend Pfund Paweser Münze ihnen abgenommen. Sie kehrten nach Rom zurück, und der Papst mußte schlimme Worte von diesen Engländern hören; sie machten ihm bemerklich, daß er erst in seinem Gebiet Ordnung machen müsse, wenn er über die Welt zu herrschen begehre.

Aber so groß die Schwierigkeiten waren, welche sich dem Papste und Hildebrand entgegenstellten, sie beharrten fest auf dem eingeschlagenen Wege. Auf der Ostersynode 1061 wurde über Graf Girard der Bann ausgesprochen und um dieselbe Zeit die Verordnung über die Papstwahl durch die Cardinäle erneuert, doch mit ausdrücklicher Unterdrückung aller Bestimmungen, welche das frühere Decret zu Gunsten des Königs enthalten hatte. Wie bedenklich war es, Bestimmungen zu beseitigen, welche der Papst und Hildebrand durch ihre eigene Unterschrift und Bannflüche bekräftigt hatten! Aber, nachdem die Kaiserin jede Unterhandlung verweigert, scheute sich Rom nicht ihr offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß die Frage, ob freie Wahl der Cardinäle oder königliche Ernennung bei der Besetzung des päpstlichen Stuhls entscheidend sei, schon unmittelbar darauf praktische Bedeutung erhielt. Am 27. Juli 1061 starb Papst Nicolaus II. in Florenz: wer sollte seinen Nachfolger bestellen?

Sobald der Tod des Papstes in Rom bekannt wurde, beschloß der römische Adel sich eiligst an die Kaiserin zu wenden, damit der junge König als Patricius Roms über den Stuhl Petri verfüge. Der Graf Girard selbst ging mit einer Gesandtschaft, in der sich auch der Abt von S. Gregorio am Cölius befand, über die Alpen; sie führten die päpst-

lichen Abzeichen und die Insignien des Patriciats mit sich. Freilich war es auffallend genug, daß jetzt der römische Adel die Bedeutung jenes Patriciats so betonte, den doch einst des jungen Königs Vater im Kampf gegen denselben Adel zur Geltung gebracht hatte; auffallend genug, daß diese Capitane jetzt an dem deutschen Hofe ihre Bundesgenossen suchten. Wie hatte das Auftauchen der hierarchischen Idee alle Verhältnisse Roms und Italiens in wenigen Jahren geändert!

Hildebrand schwankte geraume Zeit, welchen Weg er in diesem gefährlichen Moment einschlagen solle. Schwerlich hat er an eine Verständigung mit den deutschen Bischöfen und der Kaiserin geglaubt, auch hat er keine Schritte gethan, um sie herbeizuführen. Aber bedenklich machte ihn, daß ein innerer Krieg in Rom selbst drohte und er des Ausgangs desselben ohne normannischen Beistand nicht sicher war. So vergingen drei Monate, ohne daß die Neuwahl anberaumt wurde. Endlich entschloß er sich, unbeirrt den betretenen Weg zu verfolgen. Zum Nachfolger des Nicolaus ersah er den Bischof Anselm von Lucca, und diese Persönlichkeit allein bezeichnete scharf die Richtung, die er zu verfolgen gedachte.

Anselm war Mailänder von Geburt, der geistige Urheber der Pataria, und stand seit Jahren mit Gottfried und Beatrix in den vertrautesten Beziehungen. Einst hatte er unter Lanfrank in Bec den Studien obgelegen; dadurch war er in Frankreich bekannt geworden, und es stand zu erwarten, daß die französischen Bischöfe, wie die Mönche von Cluny, seine Erhebung mit Freuden begrüßen würden. Hildebrand kannte ihn überdies genug, um zu wissen, daß er sich willig seinen Absichten hingeben würde. Kaum wird in Erwägung gekommen sein, daß Anselm eine Zeit lang am deutschen Hofe gelebt hatte und zu einer Vermittelung die Hand bieten konnte, obwohl man später auf diesen Umstand hat Gewicht legen wollen. Sollte seine Wahl durchgesetzt werden, so konnten die Cardinäle, das war klar, nur nach der letzten Verordnung Nicolaus II. verfahren und mußten das königliche Recht ganz außer Acht lassen. Und so geschah es. Anselm wurde nach Rom beschieden und zugleich Desiderius von Monte Cassino beauftragt Richard von Capua mit normannischen Schaaren nach Rom zu führen. Unter dem Schutz der Normannen wählten am 1. October 1061 die Cardinäle den Bischof von Lucca, und noch am Wahltage selbst wurde er im Lateran inthronisirt. Am folgenden Tage ließ sich der neue Papst,

der den Namen Alexander II. erhalten hatte, im Hofe des Laterans den Lehnseid von Richard leisten. Es war dann eines seiner ersten Geschäfte, daß er die Mailänder als seine Landsleute begrüßte und sie in der Treue gegen den Stuhl Petri zu verharren ermahnte.

Es ist später vielfach behauptet worden, Hildebrand habe mit Gold den Beistand Richards gewonnen und so sei Alexander gleichsam durch Simonie auf den Stuhl Petri erhoben: eine Behauptung, die weder durch glaubwürdige Zeugen bestätigt wird, noch an sich Wahrscheinlichkeit hat. Richard war durch seinen Lehnseid die Wahl der Cardinäle zu unterstützen verpflichtet, und schon sein eigenes Interesse rieth ihm die Lehnspflicht zu erfüllen. Gleich nach der Wahl verließ er Rom, obwohl dieselbe die Stadt mehr aufgeregt als beruhigt hatte. Denn aufs Neue wandten sich sofort die Unzufriedenen unter den Römern mit den dringendsten Vorstellungen an die Kaiserin, welche ohnehin, der Natur der Dinge nach, die Wahl der Cardinäle und den Antheil der Normannen an derselben als offene Feindseligkeiten gegen das Reich ansehen mußte. Am tiefsten aber wurden durch Anselms Wahl die lombardischen Bischöfe verletzt. Kaum war der Urheber der Pataria auf den Stuhl Petri erhoben, so traten sie unter dem Vorsitz des Kanzlers Wibert von Parma zusammen und beschlossen keinen Anderen als Papst anzuerkennen als Einen aus ihrer Mitte; schon damals scheinen sie ihre Blicke auf den alten Cadalus von Parma gelenkt zu haben. Auch sie bestürmten jetzt die Kaiserin und riethen zu entschiedenen Schritten, und unmöglich konnte sie länger zögern, wenn Italien nicht dem deutschen Einfluß völlig entzogen werden sollte. Sie berief auf die letzten Tage des October eine Synode nach Basel, um über die Besetzung des apostolischen Stuhls Beschluß zu fassen.

Auch die äußeren Verhältnisse des Reichs nahmen, wie man sieht, den übelsten Gang. Auf der Besiegung Ungarns, auf der Verfügung über den Stuhl Petri hatte zum großen Theil die glanzvolle Stellung Heinrichs III. beruht, auf seinen reformatorischen Bestrebungen die geistige Bedeutung seines Regiments. Nun aber sah die Regentin den deutschen Einfluß in Ungarn gebrochen, das reformirte Papstthum gegen sich in der entschiedensten Opposition und war fast wider ihren Willen in Italien die Verbündete der verderblichen Mächte geworden, welche der gewaltige Kaiser einst bekämpft und besiegt hatte. Wie hätte da nicht

ihr Verhältniß zu den deutschen Fürsten, ohnehin bedenklich genug, nur schwieriger und schwieriger werden sollen? Sie fühlte vollauf die Gefahr ihrer Lage und that verzweifelte Schritte, um die Gemüther der Fürsten und des Volks zu gewinnen.

Das Erste war, daß sie das Herzogthum Baiern aufgab und dem Grafen Otto von Nordheim übertrug. Otto stammte aus einer alten Familie Sachsens, deren Stammburg bei Göttingen lag; sein Oheim war jener Siegfried von Nordheim gewesen, der Eckard von Meißen im Jahre 1002 erschlagen hatte. Noch war Keiner seiner Vorfahren zu den höchsten Reichsämtern gelangt, und auch er konnte wie Rudolf als Emporkömmling gelten: aber er war mindestens nicht durch Hofgunst gestiegen und hatte die Meinung der Großen und des Volks für sich. Man rühmte einstimmig seine Tapferkeit, seinen Verstand. Ueberdies war er reich begütert; zu seinen eigenen Besitzungen, die sich durch ganz Sachsen erstreckten, kam das Heirathsgut seiner Gemahlin Richenza, der Wittwe des Grafen Hermann von Werl.

Die Erhebung eines sächsischen Großen auf den baierschen Herzogsstuhl war ein überaus auffallender Schritt der Kaiserin, der allen Traditionen des Hauses widersprach. Aber noch viel befremdender mußte sein, daß sie um dieselbe Zeit das kaiserliche Gewand ablegte und den Schleier der Klosterfrauen nahm. Im Herzen war sie längst der Weltlust abgestorben, doch auch äußerlich erschien sie fortan als eine Nonne und zeigte die Keuschheit ihrer Seele geflissentlich der Welt. Viel mochte ihr daran liegen, durch diesen Schritt den übeln Nachreden, denen ihre Tugend ausgesetzt war, zu begegnen, so wenig es ihr auch gelang; auch konnte ihr Interesse erfordern, in einem Moment, wo das Staatswohl sie von der strengeren kirchlichen Partei trennte, ihre persönliche Devotion recht handgreiflich an den Tag zu legen: aber der wichtigste Beweggrund ihres Verfahrens lag gewiß in dem Wunsch, sich die Gemüther zu versöhnen, indem sie, freiwillig alle irdische Größe aufgebend, zeigte, daß ihr Regiment nicht durch Antriebe persönlichen Ehrgeizes, sondern lediglich durch die Pflichten der Mutter und das Wohl des Reichs bestimmt sei. Aus diesem Motiv erklärt sich in gleicher Weise die Aufgabe des baierschen Herzogthums und der kaiserlichen Auszeichnungen: es waren die letzten Mittel, um ihre von innen und außen gefährdete Stellung zu sichern.

Anfang der Kirchenspaltung.

Gegen Ende des October 1061 begab sich die Kaiserin mit ihrem Sohne nach Basel, um die angekündigte Synode zu halten. Viele der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe erschienen, die Lombarden kamen über die Alpen, auch römische Gesandte stellten sich ein. Als die Synode eröffnet war, erklärte sie zuerst, daß der junge König als Erbe des Reichs auch Erbe des Patriciats sei; er wurde sogleich mit den Insignien desselben bekleidet. Alsdann verwarf sie die Wahl des Anselm von Lucca als eines Eindringlings, indem sie sich nicht allein auf das Einsetzungsrecht Heinrichs III., sondern auch auf das Wahldecret Nicolaus II. in seiner ursprünglichen Fassung stützte. Endlich wurde auf den Wunsch der lombardischen Bischöfe Cadalus von Parma als Papst vom König designirt; besonders waren es die Bischöfe von Piacenza und Vercelli, die seine Sache betrieben.

Cadalus *) gehörte einer sehr reichen, im Veronesischen angesessenen Familie an. Im Jahre 1041 wird er als Diakon und Vicedominus der Kirche von Verona genannt; wenige Jahre später erhielt er das Bisthum Parma und stiftete dann (1046) auf seinem Grund und Boden das Kloster des heiligen Georg in Braida bei Verona. Als Heinrich III. zuerst in Italien erschien, schloß sich Cadalus ihm an, gewann des Kaisers Gunst und behauptete sie, obwohl er den Eifer der von demselben eingesetzten Päpste für die Kirchenreformation nicht theilte. Auf den Synoden zu Pavia (1049), Mantua (1052) und Florenz (1055) wurden sogar über Cadalus Verhalten starke Rügen ausgesprochen und nur durch die Nachsicht der Päpste soll er der Absetzung entgangen sein; vielleicht geschah es mehr durch sein nahes Verhältniß zum Kaiser, der sich der Dienste des geschäftskundigen Mannes vielfach bediente. Als sich dann die Pataria in der Lombardei aufthat, muß Cadalus von Anfang an zu den entschiedensten Gegnern derselben gehört haben. Denn die Widersacher jener fanatischen Volksprediger verehrten in dem alten Bischof von Parma ihr Haupt, zumal er mit Wibert von Parma, dem Kanzler der Kaiserin, in vertrauten Beziehungen stand.

---

*) So oder Cadelous ist die zu jener Zeit übliche Schreibweise.

Da die Zeitumstände die Wahl eines Italieners zu fordern schienen, mochte Manches gerade diesen Mann empfehlen. Cadalus Treue gegen das Kaiserhaus konnte man für bewährt halten, überdies war er geschäftskundig, und auch das fiel in die Wage, daß er ein großes Vermögen für seine Sache aufwenden konnte. Aber demungeachtet war es die übelste Wahl. Die deutschen Erzbischöfe und die Mehrzahl der deutschen Bischöfe hatten sie, wie wir wissen, von vorn herein und mit gutem Fug widerrathen. Auch der römische Adel hegte, wie die Folge zeigte, nur geringes Interesse für diesen Lombarden. Seine Erhebung war lediglich eine Parteisache des lombardischen Klerus und setzte überdies die Kaiserin in den schneidendsten Widerspruch mit der von ihrem Gemahl begünstigten Kirchenreform, wie mit ihren eigenen religiösen Ueberzeugungen. Es wird ausdrücklich berichtet, daß ihre Umgebungen durch Bestechungen gewonnen waren, und nur hieraus wird das Verfahren der schwachen Fürstin erklärlich.

Nachdem die königliche Ernennung erfolgt war, schritt man sogleich zur förmlichen Wahlhandlung, die ungewöhnlich genug war. Eine Anzahl lombardischer Bischöfe, denen sich einige deutsche anschlossen, gaben zu Basel am 28. October — es war der Geburtstag Heinrichs III. — einmüthig Cadalus ihre Stimme; kein römischer Cardinal war bei der Handlung zugegen. Schon vor der Inthronisation, die überhaupt nie erfolgt ist, legte man dann dem neuen Papst den Beinamen Honorius II. bei, dessen er sich aber selten bedient zu haben scheint. Uebrigens dachte die Kaiserin nicht daran, ihn mit der Macht des Reichs nach Rom zu geleiten. Sie überließ ihm selbst sich den Weg dorthin zu bahnen: ein schwieriges Unternehmen, da nicht anders zu erwarten stand, als daß Gottfried sich nicht allein des Geleits entziehen, sondern Alles aufbieten würde, um Anselm zu schützen, so wenig Neigung offen mit der Kaiserin zu brechen er auch sonst haben mochte.

Während des folgenden Winters rüstete sich Cadalus mit großem Fleiße. Zugleich sandte er heimlich den Bischof Benzo von Alba nach Rom, um den römischen Adel zu gewinnen und das Volk gegen Hildebrand und seinen Papst aufzuwiegeln. Benzo, ein junger Mann von nicht geringen Kenntnissen, einer sehr beredten Zunge, voll des giftigsten Hasses gegen die Pataria und Hildebrand, und kein Mittel scheuend, um diesen Haß zu befriedigen, war ganz für die Sendung geeignet, die man ihm ertheilte. Die Stadt war längst in Parteien gespalten, und

Benzo unterließ Nichts, um die Kaiserlichen zusammenzuhalten und zu verstärken. So sehr er selbst in seinen durchaus unzuverlässigen Darstellungen die Erfolge seiner Thätigkeit übertreiben mag, scheinen sie doch in der That erheblich gewesen zu sein. Und indessen hatte Cadalus auch ein namhaftes Heer in der Lombardei zusammengebracht. Die Patarener erschraken und ergriffen aller Orten die Flucht. Beatrix öffnete ihnen ihre Städte und trat offen gegen Cadalus auf: aber sie konnte nicht hindern, daß er sich heimlich Bolognas bemächtigte und hier sein Heer noch verstärkte. Bald ging dasselbe über den Apennin, von einem Grafen Pepo geführt, und kam ungehindert bis Sutri, wo es am 25. März 1062 ein Standlager bezog. Merkwürdig ist die Beschreibung, die Petrus Damiani von diesem Heere giebt. Mehr mit Gold, sagt er, als mit Eisen sei es gerüstet; wenn sonst die Schwerter zum Streit aus der Scheide führen, so hier das Gold aus dem Kasten; hier riefen nicht die Tuba und die Drommete zur Schlacht, sondern das Klappern der Münzen; mit goldenen Fingern breche Cadalus eherne Mauern, und dieses Gold habe er zum Theil durch Verschleuderung der Kirchengüter von Parma gewonnen, zum Theil bereits das Eigenthum der römischen Kirche dafür verschrieben.

Aber wie unkriegerisch Petrus auch die Schaaren des Cadalus schildert, er fürchtete sie und ihn trotzdem gewaltig. Ein Brief, den er in diesen Tagen an den Gegenpapst schrieb, legt seine Besorgnisse deutlich an den Tag. Nichts läßt er ungesagt, was irgend Eindruck auf ein solches Gemüth zu machen im Stande sein mochte. Er stellt ihm vor, in welche Unruhe er sich gestürzt habe, wie viel Geld er verschwende, wie seine Vergehen, bisher der Welt verborgen, jetzt an das Licht treten würden, er droht ihm endlich mit dem Tode, der ihn noch in dem begonnenen Jahre ereilen werde. Ueber den König und die Kaiserin drückt er sich milde aus; jenen entschuldigt er mit der Unmündigkeit, diese mit der Schwäche ihres Geschlechts. Alle Anderen aber, die an der Wahl des Gegenpapstes betheiligt, verflucht er mit den stärksten Verwünschungen; die Wahl scheint ihm unerhört in allen Jahrhunderten. Aber auffällig ist doch, daß er, indem er bei dieser Gelegenheit auf die Bedingungen einer ordnungsmäßigen Besetzung des apostolischen Stuhls zu sprechen kommt, die königliche Zustimmung vor der Weihe des Papstes als durchaus erforderlich ansieht und es nur mit dem Drang der Umstände entschuldigt, wenn man diese einzuholen bei der letzten Wahl in

Rom unterlassen habe. Noch deutlicher spricht seine Befürchtungen Petrus in einem gleichzeitigen Brief an den Bischof Olderich von Fermo aus. Er sieht das Ende der Welt nahe; zum völligen Ruin der Kirche, sagt er, trennten sich Papstthum und Kaiserthum; es sei eine Verhöhnung des allmächtigen Gottes, daß, während ein Papst auf dem apostolischen Stuhl sitze, ein anderer vom Norden heranzöge. Sehr bedeutsam ist, wie gerade in dieser Lage der Dinge Petrus den Bischöfen den leidenden Gehorsam gegen die staatlichen Gewalten predigt, wie er zu beweisen sucht, daß es ihnen unter keiner Bedingung erlaubt sei ihre Sache mit dem Schwert zu vertheidigen; die kirchlichen Angelegenheiten seien niemals, meint er, durch Waffengewalt, sondern allein durch die weltlichen Gesetze und Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu entscheiden.

Anders dachten der Papst und Hildebrand. So verlassen von Hülfe sie waren — Gottfried konnte nicht gegen den Erwählten der Kaiserin die Waffen ergreifen; Richard unterwarf sich damals die kleinen Fürsten des nördlichen Campaniens und begann die Belagerung Capuas, wo die Einwohner ihm die Mauern und Thore noch immer nicht übergeben wollten —, so groß der Abfall in der Stadt selbst, wo die Engelsburg bereits in die Hände des aufständigen Adels gerathen war: sie rüsteten sich dennoch zum Widerstande und vereitelten die Hoffnungen des Cadalus, welcher schon ohne Kampf in Rom einzuziehen erwartete. Es war Leo, des getauften Juden Benedict Sohn, der auch diesmal Hildebrand die besten Dienste leistete; hauptsächlich durch seine Hülfe brachte der Archidiakon ein Soldheer zusammen. Indessen rückt Cadalus bereits von Sutri heran; mehrere Grafen der Campagna stoßen zu ihm, Girard von Galeria an der Spitze; das Heer lagert sich auf den Neronischen Wiesen am Fuße des Vatican. Hier wagte Hildebrands Heer am 14. April einen Ueberfall, der aber vollständig mißglückte. Das schwache, kriegsunkundige Volk — so nennt es Petrus Damiani — wurde in die Flucht gejagt und massenweis niedergemacht; bis zum Tiber sahen sich die Flüchtigen verfolgt, und Viele fanden in seinen Wellen ihr Grab. Unmittelbar nach der Schlacht drang Cadalus in die Leosstadt ein und besetzte den Vorhof der Peterskirche. Seine Anhänger haben ihm später oft zum Vorwurf gemacht, daß er hier seine Inthronisation nicht sogleich bewirkt habe. Aber er ahnte wohl kaum, wie viel sich am folgenden Tage bereits geändert haben würde.

Während Cadalus bei einbrechender Nacht in sein Lager zurückkehrte, sparten Hildebrand und Leo kein Geld, um neue Streitkräfte aufzubringen und die Leosstadt zu vertheidigen. Es gelang ihnen: in der Frühe des folgenden Tages konnte Cadalus nicht mehr zur Peterskirche gelangen. Fünf Tage — wenn man Benzos Bericht trauen darf — blieb der Gegenpapst noch bei Rom in seinem Standlager, ging dann aber bei dem Flaminischen Thore über den Tiber und zog in die Gegend von Tusculum, wo er abermals ein Lager aufschlug. Alle Grafen der Umgegend unterwarfen sich ihm, und da er einen großen Anhang in der Stadt hatte, konnte er die Bezwingung derselben mit Sicherheit erwarten, wenn auch der erste Angriff nicht sogleich geglückt war. In dieser Zeit schrieb Petrus Damiani einen zweiten Brief an Cadalus, in dem er ihn mit den größten Vorwürfen überhäuft, mit den rohsten Flüchen belastet. Der Schluß des Schreibens zeigt, daß ihm die Sache Alexanders bereits für verloren galt. „Wenn Gott," redet er Cadalus an, „nicht der Welt mehr achtet und du den apostolischen Stuhl besteigst, dann werden alle Gottlosen sich erheben und frohlocken, alle Feinde der christlichen Kirche werden triumphiren, die Gerechten und Frommen aber an den Untergang der Kirche glauben." Und kaum läßt sich leugnen, nicht allein die Pläne Hildebrands, sondern alle jene Reformbestrebungen, welche von Rom seit funfzehn Jahren ausgegangen waren, standen in diesem Moment auf dem Spiele.

Aber Cadalus erreichte sein Ziel nicht, so nahe er ihm war. Unerwartet erschien Herzog Gottfried mit einem starken Heere vor Rom, nicht um den Erwählten der Kaiserin zu unterstützen, sondern ihn mitten in seinem Erfolge zu hemmen. Er trat zwischen die streitenden Parteien und gebot ihnen ihre Sache dem Könige zur Entscheidung vorzulegen; bis diese erfolgt sei, solle sich Cadalus wieder nach Parma, Alexander nach Lucca begeben. Beide Theile mußten sich fügen, so widerwillig beide es thun mochten. Denn Hildebrand, so gewiß allein Gottfrieds Einschreiten ihn rettete, mußte es doch als eine Niederlage ansehen, daß die Sache der Kirche abermals von einem Richterspruch des Königs abhängig gemacht werden sollte. Und Cadalus gab nicht allein den sicheren Sieg aus den Händen, sondern wurde auch an ein Forum gewiesen, das ihm wenig geneigt war. Denn, als er etwa um die Mitte des Mai nach Parma zurückkehrte, herrschten am deutschen Hofe nicht mehr die Günstlinge der schwachen Kaiserin, sondern jene

Erzbischöfe, welche sich seiner Wahl von Anfang an widersetzt hatten. Während er vor Rom Alexander das Papstthum bestritt, war am Rhein eine für das Kaiserthum folgenreiche Entscheidung eingetreten, die auch sein Schicksal in sich schloß. Wenn Herzog Gottfried, der Statthalter des Königs, dem zu Basel von der Kaiserin ernannten Nachfolger Petri hemmend in den Weg trat, so wußte er ohne Zweifel, was zu Kaiserswerth inzwischen geschehen war.

Der Sturz der Kaiserin.

Was die Kaiserin auch versucht hatte, um sich die Gemüther zu versöhnen, Alles war vergeblich gewesen. Den Fürsten schien es unerträglich, daß Heinrich von Augsburg, der Günstling der Kaiserin, die Geschäfte des Reichs fast allein in Händen hatte; sie wollten nicht mehr von ihm und den Launen einer Betschwester abhängen, und ihre Klagen schienen um so gerechter, als die Macht des Kaiserthums sichtlich unter diesem Regiment tiefer und tiefer sank. Alles deutete auf eine nahbevorstehende Aenderung der Dinge. Häufig hielten die Fürsten geheime Zusammenkünfte und beriethen die Lage des Reichs, im Dienste der Kaiserin zeigten sie sich säumig und erhitzten die Stimmung des Volks gegen sie und den Augsburger Bischof. Zu den Unzufriedenen gehörten vor Allen Erzbischof Anno, der nicht galt, was er werth zu sein meinte, und sich die Kraft zutraute das sinkende Reich aufzurichten; gehörte Otto von Nordheim, eben erst durch die Kaiserin zum Herzog von Baiern erhoben, ein tüchtiger Mann, zu dessen Tugenden aber Dankbarkeit am wenigsten zu rechnen war; gehörte endlich jener Ekbert von Braunschweig, der im Jahre 1057 für die Kaiserin in Sachsen so muthig eingetreten war, der nächste Verwandte des jungen Königs. Es scheint fast, als habe er, ein leidenschaftlicher und ehrgeiziger Mensch, für seine Dienste nicht den beanspruchten Lohn erhalten: er hatte sich nach dem Tode Ottos von Schweinfurt mit dessen Wittwe Irmingard vermählt und mochte sich auch auf dessen Herzogthum Schwaben Aussicht gemacht haben, welches Rudolf von Rheinfelden, wie wir wissen, davontrug.

Es waren die ersten Männer des Reichs, welche der Kaiserin entgegenarbeiteten, aber ihre Feindseligkeiten traten Anfangs nicht an das Tageslicht; dagegen kam es im Anfange des Jahrs 1062 zum offenen Bruch zwischen der Kaiserin und dem Bischof Günther von Bamberg.

In einem Brief Günthers an Anno, der etwas früher geschrieben ist, vernehmen wir die bittersten Klagen über die Härte der Kaiserin: sie sei nicht allein ungebührlich streng gegen ihn, sondern ihr Verfahren fast unerträglich, in seiner Abwesenheit taste sie seinen guten Namen vor den Reichsfürsten auf alle Weise an und beschuldige ihn sie vielfach beleidigt zu haben; vergebens habe er sich bei seiner letzten Anwesenheit bei Hofe erboten seine Unschuld darzuthun oder, wenn er etwas gefehlt haben sollte, es nach dem Willen der Kaiserin gut zu machen; man habe ihn nicht einmal gehört. Günther wünscht deshalb eine Zusammenkunft mit Anno, um sich mindestens in seinen Augen zu rechtfertigen, und bittet ihn sich seiner vor den Fürsten anzunehmen, wenn die Rede auf seine Person fallen sollte. Günther mied seitdem den Hof; er verließ auch Bamberg, vielleicht wegen der gewünschten Zusammenkunft mit Anno. Ein Bamberger Domherr, der damals den Hof besuchte, meldete ihm das Befremden daselbst über sein Ausbleiben. „Als alle Hoffnung," schreibt er, „auf euer Erscheinen verschwunden war, riefen Alle mit einem Munde, ihr schnaubtet schon voll Waffenlust und dächtet nur an Krieg, nichts Anderes sännet und betriebet ihr als die Vertreibung der wüthenden Furie, oder vielmehr nach ihrer Redeweise die unverdiente Erniedrigung der besten Kaiserin. Sie sagten noch Anderes, was ich besser euch in das Ohr raune, als dem Blatte vertraue." Günthers Zorn war auf das Höchste gereizt und brach los. „Großer Hader war zwischen der Kaiserin und Bischof Günther," berichten alte Annalen zum Jahr 1062; spätere fügen hinzu, daß sie gegen einander mit Raub und Brand gewüthet hätten.

Anno kann diesem Zwist nicht gleichgültig zugesehen haben. Täuscht nicht Alles, so hat er ihn weit näher berührt, als der Streit zwischen den beiden Päpsten vor Rom. Denn schwerlich nahm er ein näheres Interesse an Cadalus, und mit Hildebrands Partei war er geradezu in Zerwürfnisse gerathen. Ueberdies hat jener Kampf um den Stuhl Petri, so sehr er Italien in Bewegung setzte, damals die Gemüther in Deutschland weniger aufgeregt, als man gemeinhin annimmt. Wie dem auch sei, es war um Ostern 1062, daß Anno den Entschluß faßte, durch einen Gewaltstreich die Regentin und ihren Günstling zu stürzen. Die erforderlichen Maßregeln verabredete er mit Otto von Nordheim und Ekbert; Niemand anders läßt sich mit Sicherheit als unmittelbarer Theilnehmer der Verschwörung nachweisen, deren ganzer Plan ohnehin auf die Mit-

wissenschaft weniger, durchaus zuverlässiger Männer berechnet war. Wenn eine spätere, an sich wenig glaubwürdige Quelle Erzbischof Siegfried von Mainz als Mitverschworenen nennt, so entbehrt diese Angabe nicht nur jeder anderweitigen Stütze, sondern hat auch an sich geringe Wahrscheinlichkeit. Dagegen ist kaum anders anzunehmen, als daß Gottfried um Annos Vorhaben gewußt hat: seine Stellung war auf beiden Seiten der Alpen so gewaltig, daß Anno es nimmer darauf ankommen lassen konnte, welche Partei der Lothringer ergreifen würde. Benzo sagt, daß Gottfried mit Anno vereint auch gehandelt habe, ja sieht ihn recht eigentlich als den Urheber der Verschwörung an. Aber Benzo ist der parteiischste Zeuge gegen Gottfried, und soviel mindestens ist klar, daß dieser, der damals in Italien verweilte, keinen unmittelbaren Antheil an der Ausführung des Anschlags nehmen konnte. Alle zuverlässigen Quellen bezeichnen Anno als die Seele der Verschwörung und messen ihm den Hauptantheil bei dem Gewaltstreich bei.

Die Kaiserin hatte mit ihrem Sohne den Anfang des Jahrs 1062 in Goslar verlebt; erst gegen Ostern brach sie von dort auf, von Bischof Heinrich begleitet. Am 19. März war sie in Paderborn, wo der Bischof noch einmal reiche Gunstbeweise erhielt; dann wurde die Reise nach Utrecht fortgesetzt, wo der Hof am 31. März das Osterfest feierte. Nach dem Fest begab sich Agnes mit ihrem zwölfjährigen Sohn nach der Pfalz auf St. Swibertswerth, welche erst Heinrich III. von den lothringischen Pfalzgrafen gewonnen hatte und auf der die kaiserliche Familie wegen der angenehmen Lage inmitten des Rheins gern verweilte. St. Swibertswerth ist das heutige Kaiserswerth zwischen Duisburg und Düsseldorf am rechten Ufer des Rheins, der sein früheres Bett hier bedeutend geändert hat, so daß jetzt außerhalb des Flusses liegt, was einst Insel war. Es war der Kaiserin um einen Luftaufenthalt zu thun, und nur ein geringes Gefolge scheint sie nach der Insel begleitet zu haben.

Die Umstände waren den Verschworenen überaus günstig einen Anschlag gegen die Kaiserin auszuführen. Sie glaubten ohne Gefahr ihr den jungen König rauben und mit dessen Person sich der Regierung des Reichs bemächtigen zu können. Unerwartet erschienen daher eines Tages in Kaiserswerth Anno, Otto und Ekbert; sie kamen mit zahlreichem Gefolge, ohne jedoch dadurch, wie es scheint, der Kaiserin besondere Besorgnisse einzuflößen. Denn man ging fröhlich zur Tafel

und sprach reichlich dem Weine zu. Als nun der königliche Knabe in heiterer Laune war, lud ihn Anno freundlich ein, eines seiner Schiffe zu besehen, welches er mit besonderer Pracht ausgestattet hatte. Leicht überredete er dazu den arglosen Knaben. Aber kaum steigt dieser in das Schiff, so umdrängen ihn die Verschworenen mit ihrem Gefolge; die Ruderknechte stoßen vom Lande und treiben mit Macht das Schiff in die Mitte des Stroms. Der Knabe erschreckt, schon den Tod vor Augen sehend, wie von Sinnen, stürzt sich in die Fluthen: sie würden ihn begraben haben, wenn ihm nicht Graf Ekbert nachgesprungen wäre und unter eigener Lebensgefahr ihn mit starken Armen der Gefahr entrissen hätte. Nur mit großer Mühe brachte man den widerstrebenden Knaben in das Schiff zurück, wo man ihn mit Schmeichelreden allmählich beruhigte. So führte man ihn nach Köln, während das Volk in großer Aufregung am Lande dem Schiff folgte, welches die Königsräuber und den gefangenen König trug. Man hörte von ihm laute Verwünschungen, daß man die Majestät des Königs in so schmählicher Weise anzutasten wage.

So erzählt Lambert von Hersfeld den Königsraub, und wir haben allen Grund seinem Bericht zu trauen. Er konnte die Wahrheit erfahren, denn wenige Wochen nach der That sah er den jungen König und Anno in seinem Kloster, und jedes Blatt seiner Annalen bezeugt, daß er nichts weniger als den Ruf des Kölner Erzbischofs anzutasten beabsichtigte. Aber gerade dieses Blatt seines Buchs beweist zugleich, daß ihm die Wahrheit mehr galt als Anno und daß er, obschon von mönchischem Parteigeist nicht frei, sich doch eine absichtliche Verdunkelung ihm bekannter Thatsachen nicht erlaubt hat. Was die anderen Annalisten seiner Erzählung hinzufügen, ist unbedeutend bis auf den einen Umstand, daß die Verschworenen auch die heilige Lanze und die anderen königlichen Insignien in Kaiserswerth raubten und mit sich nahmen. Aber das ist nicht unbedeutend, daß Keiner von ihnen ein Wort der Billigung oder Rechtfertigung für den Priester hat, welcher der Mutter den Sohn entführte, der Regentin des Reichs das Scepter entwandte. Als ein Menschenalter nach Annos Tode ein Abt von Siegburg den Gründer seines Klosters als Heiligen darzustellen bemüht war, schwieg er mit guter Absicht von dem Tage von Kaiserswerth; er begriff nur zu gut, daß die Erinnerungen an denselben die Glorie um das Haupt seines Helden verdunkeln würden. Erst dem Parteigeist unserer Zeit

war es vorbehalten, auch in dieser That einen Beweis für Annos Heiligkeit zu finden.

Niemanden traf dieser unerhörte Frevel schwerer als die Kaiserin. Aber auch in dieser Lage zeigte sie, wie wenig Thatkraft ihr eigen war. Jede Gegenwehr gegen die Räuber war ihr nach göttlichem und menschlichem Recht erlaubt, ja geboten, aber nicht einmal den Gedanken daran scheint sie gefaßt zu haben. Unter Thränen sah sie den Sohn ihren Armen entrissen, in tiefer Bekümmerniß verließ sie die Swibertsinsel, doch über Thränen und Klagen erhob sie sich nicht. Die Last des Regiments sah sie wohl nicht ungern ihren Schultern entnommen, schwerer bedrückte sie das Schicksal des Sohnes in den Händen ihrer Feinde, aber am schwersten peinigten ihre Seele Gewissensscrupel. Eine Frau ihrer Art mußte in dem furchtbaren Schlage, der ihr ganzes Leben verwirrte, eine unmittelbare Strafe des rächenden Gottes sehen, aber sehr ist zu bezweifeln, ob sie die Schuld in ihrer unglücklichen Schwäche fand.

Ein Brief, den Agnes wenig später an die Mönche von Fructuaria schrieb, läßt einen tiefen Blick in ihr Inneres werfen. Sie, „die Kaiserin und Sünderin,“ entbietet den Mönchen „die Dienstwilligkeit einer Magd, deren Augen auf den Händen ihrer Herrin ruhen“. „Mein Gewissen,“ schreibt sie, „schreckt mich mehr, als finstere Geister und Phantome vermöchten. Deshalb irre ich an den heiligen Stätten umher und suche eine Zuflucht vor meiner Angst. Nicht mein geringster Wunsch wäre auch zu euch zu kommen, da ich vernehme, daß euer Gebet sichere Bürgschaft des Seelenheils giebt. Aber meine Wege stehen in der Hand des Herrn, nicht in meinem Willen. Indessen werfe ich mich im Geist euch zu Füßen und bitte euch mir Barmherzigkeit vom Herrn zu erwirken, wie Gregor der Trajana. Wenn er allein eine Heidin von den Pforten der Hölle durch sein Gebet befreite, so werdet ihr eurer so Viele leicht die Seele einer Christin erretten können. Was ihr beschlossen habt, bitte ich eure brüderliche Gemeinschaft als Beweis der Liebe mich möglichst bald wissen zu lassen.“ Dieser Brief genügt, um zu begreifen, daß Agnes eben so geeignet war in der Folge Hildebrand zum Werkzeug zu dienen, wie sie sich unfähig gezeigt hatte das deutsche Reich zu regieren.

Agnes begab sich, nachdem ihr das Regiment entzogen war, zunächst auf ihre Wittwengüter, die weitzerstreut in Deutschland lagen. Sie irrte dann, wie sie selbst sagt, an den heiligen Stätten umher und

sprach wohl die Absicht aus, ganz in ein Kloster zu gehen; nur mit Mühe hielten sie besonnene Freunde von einem übereilten Entschluß zurück. Schon nach wenigen Monaten sah man sie indessen wieder am Hofe ihres Sohnes, und sie gewann es ihrem weichen Herzen ab, selbst Anno und seinen Genossen zu verzeihen. Auf das Gemüth ihres Sohnes behielt sie immer einen nicht geringen Einfluß, aber eine tiefer in die Staatsgeschäfte eingreifende Rolle hat sie nie wieder gespielt.

Daß die fünfjährige Regentschaft dieser Frau an ihr Ende gelangt war, mochte an sich nicht sonderlich zu beklagen sein. Aber ein unheilbarer Schaden blieb, daß sich deutsche Fürsten, und ein Erzbischof an ihrer Spitze, die Majestät in so ruchloser Weise zu beschimpfen erdreistet hatten. Es war so endlich gelungen das vielgefürchtete, vielgeschmähte Kaiserthum ganz in die Macht der Fürsten zu bringen. Sie hatten jetzt über die gewaltigen Kräfte des Reichs zu verfügen, und man mußte erwarten, ob sie Reich und Kirche mehr fördern würden, als es die Kaiserin gethan, ob das deutsche Volk und die Welt ihnen größeren Dank schulden würde.

4.

Heinrich IV. unter der Vormundschaft der Bischöfe.

Das Gesammtregiment der Bischöfe.

Männer vom Schlage Annos pflegen der eigenen Kraft wohl Gewaltiges zuzutrauen, und Nichts ist gewisser, als daß Anno nach Agnes Sturz allein das Regiment zu übernehmen gewillt war. Aber nicht minder gewiß ist, daß seine Absicht auf Schwierigkeiten stieß, die er nicht zu bewältigen vermochte. So schlecht wir über den Gang, welchen die Dinge nach dem Tage von Kaiserswerth nahmen, unterrichtet sind, mindestens hierüber bleibt kein Zweifel. Und konnte es anders sein? Siegfried von Mainz hätte schlecht in der Geschichte seines Erzbisthums bewandert sein müssen, wenn er jetzt nicht daran gedacht hätte, daß einst nach Theophanos Tode sein Vorgänger Willigis die Regierung des Reichs überkommen hatte. Ueberdies wäre er der sorgloseste aller

Menschen gewesen, wenn er nach so vielen Triumphen Kölns über Mainz auch noch die Reichsverweserschaft Anno willig eingeräumt hätte.

Siegbert von Gemblour berichtet, und seine Angabe verdient allen Glauben, daß Anno vor den versammelten Fürsten des Reichs über sein Verfahren Rechenschaft abgelegt habe. Vieles macht wahrscheinlich, daß diese Versammlung der Fürsten zu Köln um die Pfingstzeit des Jahrs 1062 stattfand. Wenn dann Siegbert aber weiter angiebt, daß der Erzbischof wieder vom König zu Gnaden angenommen sei, so will dies nichts Anderes sagen, als daß Agnes Entsetzung und die Art, wie sie herbeigeführt war, die allgemeine Zustimmung der Fürsten fand. War unter ihnen Niemand, der das Reich und den Knaben in Agnes Hand zurückgeben wollte, so blieb dem Knaben keine Wahl als sich zu fügen: niemals, niemals hat er deshalb des Tags vergessen, an dem ihn Anno den Armen der Mutter entriß. Aber wie allgemeine Beistimmung auch des Kölners That bei den Fürsten finden mochte, sie waren deshalb nicht gewillt, ihm allein die Leitung des Reichs zu überlassen. Man beschloß vielmehr, daß die Vormundschaft über den König und die Reichsregierung auf die Gesammtheit der Bischöfe übergehen und zeitig immer von dem Bischofe geführt werden sollte, in dessen Sprengel der König Hof hielt. Eine geistliche Vielherrschaft war bestimmt an die Stelle des einheitlichen Kaiserregiments zu treten. Man sieht, die Richtung, welche die Dinge diesseits und jenseits der Alpen einschlagen, ist nicht so durchaus verschieden: überall drängt ein geheimnißvoller Zug der Zeit den Klerus zur weltlichen Herrschaft und spielt sie ihm in die Hände.

Anno hatte geschehen lassen müssen, was er nicht ändern konnte: aber daran fehlte viel, daß dieses vielköpfige Regiment hätte wirklich Bestand gewonnen. Wesentlich blieb die Regierung ihm, dem Manne der entscheidenden That, und neben ihm Siegfried, dessen Ansprüche sich nun einmal nicht leichthin beseitigen ließen. Im Juli 1062 begab sich der König nach dem Mainzer Sprengel, aber er war von Anno begleitet und kehrte dann doch bald wieder in die Kölner Diöcese zurück. Aus den Urkunden dieser Zeit sieht man, daß es meist nur Annos Freunde waren, die den König umgaben. Häufig fand man am Hofe Bischof Günther von Bamberg, und willig wurde ihm jetzt zugestanden, was ihm Agnes verweigert hatte. Aber auch Adalbert von Bremen sehen wir dort nicht ohne Befremden bald nach dem Tage von Kaisers-

werth neben Anno und seinen Genossen erscheinen. Mit ganzer Seele hing er an den glänzenden Erinnerungen des Kaiserthums, stolz sah er, ein Mann höchsten Adels, auf Anno den Emporkömmling herab, oft genug lieh er über den frechen Königsraub seinem Unmuth Worte: aber seine Eitelkeit bedurfte der Hofluft, und er konnte gegen die Billinger den Rückhalt des Reichsregiments nicht entbehren. Nichts zeigt besser die Gefahren seiner Lage, als daß er selbst damals Schritte that, um die Feste Ratzeburg durch königliche Schenkung Herzog Ordulf zuzuwenden.

Der Kölner theilte mit dem Mainzer dem Anschein nach das Regiment, aber der letztere fühlte bald, wie ungleich die Theilung. Als daher schon im Sommer 1062 neue Umtriebe das Reich in Unruhe versetzten und Annos Stellung bedrohten, sah man allgemein Erzbischof Siegfried als den letzten Urheber dieser Bewegungen an, und man wird sich darin kaum geirrt haben. Täuschen wir uns nicht, so gaben die Verhältnisse der Mark Meißen den nächsten Anlaß, daß sich eine Parteiung im Reiche gegen Anno bildete. Markgraf Wilhelm von Meißen war gestorben, als er eben die Braut aus Ungarn heimführen wollte, und seine Mark an seinen Bruder Otto von Orlamünde gekommen. Ohne Zweifel hatte Otto Annos Einfluß die Belehnung mit der Mark seines Bruders zu danken; so wenig war sie nach Siegfrieds Sinn, daß er ihm entschieden die Mainzer Lehen in Thüringen verweigerte, welche Wilhelm gehabt hatte. Aber nicht minder als Siegfried verletzte Ottos Erhebung den Markgrafen Dedi von der Ostmark, den Stiefvater Wilhelms, der sich selbst wohl auf die Mark desselben Rechnung gemacht hatte. Auch Otto von Nordheim war unzufrieden und ließ sich mit Siegfried und Dedi in verdächtige Verbindungen ein. Die weltlichen Großen wollten sich, wie man sieht, dem starren Anno nicht beugen und zogen es vor, sich Siegfried, dem gefügigeren Manne, anzuschließen.

Wie weit die Anschläge der Mißvergnügten gediehen, wissen wir nicht; nur so viel wird berichtet, daß Anno sie schnell zu Schanden machte. Waren sie, wie doch sehr wahrscheinlich ist, auf eine Herstellung früherer Zustände gerichtet, so mußte ihre Kraft gebrochen werden, sobald es Anno gelang, eine Verständigung mit der Kaiserin herbeizuführen. Und in der That berichtet Siegbert von Gemblour, daß Anno damals durch den jungen König Agnes Gunst wiedergewonnen habe.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieser Aussöhnung den Sieg Annos über seine Widersacher sehen, die sich nun wohl oder übel fügen mußten. Otto von Nordheim suchte sich zu rechtfertigen; Dedi verbiß seinen Ingrimm; Siegfried gab dem Markgrafen Otto die Mainzer Lehen, und es war ihm genug, daß Otto nicht allein von seinen Besitzungen in Thüringen die Zehnten zu zahlen, sondern auch die anderen Thüringer mit Gewalt dazu zu zwingen versprach. Mindestens hatte er so einen Zugang zu den thüringischen Zehnten gewonnen und konnte es ruhig ansehen, daß der neue Markgraf den Haß der Thüringer auf sich lud.

Anno hatte die Anschläge Siegfrieds und seiner Genossen glücklich vereitelt: wie bedenklich aber noch immer die Lage der Dinge seinen Freunden erschien, zeigt ein Brief, den damals Günther von Bamberg an ihn richtete und dem wir allein die Nachrichten über diese Wirren verdanken. Er rieth Anno den trügerischen Versicherungen Ottos und Siegfrieds nicht zu trauen. „Nichts," schreibt er, „lege ich euch dringlicher an das Herz, als nach allen Seiten wachsam zu sein und in eurem bisherigen Eifer nicht nachzulassen. Ihr kennt die Menschen und unsere Zeiten: Niemand weiß, was und wem er glauben soll. In solchen Verhältnissen ist Sorglosigkeit gefährlich, Leichtsinn schädlich, Leichtgläubigkeit verderblich." Er bittet ihn schließlich in seinen persönlichen Händeln mit der Kaiserin sich seiner anzunehmen. Es wird hieraus klar, daß Anno der Kaiserin bereits näher getreten war, so daß ein alter Widersacher derselben Besorgniß vor der Herstellung ihres Einflusses auf die Reichsgeschäfte hegen konnte, so wenig derselbe auch in Wahrheit zu fürchten war.

In dieser Lage der Dinge versammelten sich im October 1062 die deutschen Bischöfe zu Augsburg, um eine wichtige Entscheidung zu treffen. Schon seit mehreren Monaten war hierher eine Synode berufen, auf welcher über die Kirchenspaltung berathen und jene königliche Entschließung herbeigeführt werden sollte, an welche Herzog Gottfried die beiden Päpste verwiesen hatte. Wie man die Verhältnisse im Kreise der römischen Cardinäle ansah, zeigt eine damals verfaßte, höchst merkwürdige Schrift des Petrus Damiani, in welcher er ahnenden Geistes ein Bild der zu erwartenden Verhandlungen zu entwerfen sucht. In einem fingirten Gespräch zwischen dem Anwalt des Königs und dem Anwalt der römischen Kirche legt er die obwaltenden Streitpunkte dar

und entwickelt vor Allem die Gründe, welche die Cardinäle für ihr Verfahren geltend machen konnten. Man erstaunt über die sophistische Advokatenkunst, die er aufbietet, und Nichts verräth deutlicher als sie, wie unsicher sich die römischen Cardinäle in ihrer Stellung fühlten.

Die erste Streitfrage, welche Petrus aufwirft, ist die: Darf der Papst ohne den König gewählt werden? Nachdem sie im Allgemeinen bejaht ist, kommen die Verhandelnden doch überein, daß vermöge eines besonderen Privilegiums die königliche Gewalt ein bestimmtes Recht der Einwirkung auf die Papstwahl besitzen könne. Dies führt unmittelbar auf das Heinrich III. zugestandene Recht den päpstlichen Stuhl zu besetzen und auf die berühmte Klausel, welche das Wahldecret Nicolaus II. in seiner ursprünglichen Fassung zu Gunsten Heinrichs IV. enthielt. Letzteres läßt Petrus von dem Anwalt des Königs in keiner Weise antasten, sondern vielmehr durchgängig als die schärfste Waffe gegen den Widersacher gebrauchen; dagegen wird andererseits der späteren, veränderten Wahlverordnung des Nicolaus vom Anwalt der Kirche nirgends bestimmte Erwähnung gethan. So stellt Petrus das Decret von 1059 von vorn herein als den Punkt hin, in dem sich die entgegenstehenden Ansichten begegnen können. Je weniger danach der Anwalt der Kirche das Recht des Königs bestreiten kann und will, je mehr ist er genöthigt zu Scheingründen seine Zuflucht zu nehmen, um die Rechtsgültigkeit der Wahl Alexanders zu erweisen. Nichts ist zum Beispiel sonderbarer als die Behauptung, bei dieser Wahl habe die römische Kirche als die Mutter des Königs, die sie in viel höherem Sinne als die leibliche sei, vormundschaftliche Pflichten gehabt und das ihm zustehende Recht für ihn geübt. Und wer möchte sich von der weiteren Beweisführung überzeugen lassen, die von dem Satze ausgeht, daß die Gültigkeit jeder rechtlichen Bestimmung durch Umstände und Verhältnisse bedingt sei? Unbedingt, meint der Anwalt der Kirche, sei keine Satzung bindend, selbst nicht die des Papstes; jede menschliche Verordnung werde durch die Verhältnisse modificirt, ändere doch wohl Gott selbst seine Beschlüsse.

Nachdem so die Rechtsbeständigkeit der Wahl Alexanders II. erwiesen sein soll, wird die zweite Streitfrage behandelt, ob durch jene dem Könige eine Beleidigung zugefügt sei. Der Anwalt der Kirche stellt dies in Abrede, indem man nicht aus feindlicher Gesinnung gegen den König, sondern nur um den Gefahren eines Bürgerkriegs zu entgehen, die königliche Zustimmung einzuholen versäumt habe. Auch hier

wird die Gewalt der Umstände mit allem Nachdruck betont und hervorgehoben, wie selbst die Apostel Petrus und Paulus ihr nachgegeben hätten. Der Gegner wirft ein, diese Nachgiebigkeit dürfe doch nie so weit getrieben werden, daß sie zur ewigen Verdammniß führe, wie dies hier der Fall, da die Uebertretung des Wahldecrets von Papst Nicolaus selbst mit dem fürchterlichsten Anathem belegt sei. Die eigenthümliche Antwort darauf ist, daß die römische Kirche aus Liebe zu den Brüdern so und nicht anders verfahren wäre, die Liebe aber, welche Gott selbst sei, sie von der Verdammung löse, mit welcher sie der Spruch eines Menschen bedroht habe. Endlich macht der Anwalt des Königs den gewichtigen Einwand, daß man bei einer Sedisvacanz von drei Monaten es mit der Dringlichkeit der Umstände wohl unmöglich entschuldigen könne, die Stimme des Königs nicht eingeholt zu haben. Und hier tritt der Gegner nun wirklich einmal mit wesentlichen Argumenten hervor, die er aus Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Hof, wie er sagt, ursprünglich nicht habe benutzen wollen. Er erwähnt die Verdammung des Nicolaus durch ein deutsches Concil, die Vernichtung seiner Beschlüsse und die Gesandtschaft des Cardinals Stephanus; hierdurch sei offenbar das dem Könige eingeräumte Privilegium erloschen, und es könne der römischen Kirche nicht zum Vorwurf gemacht werden, wenn sie sich nicht an dasselbe gebunden habe. Aber zugleich erfolgt die Erklärung, man wolle die erlittenen Beleidigungen nicht dem Könige, sondern seinen Räthen zuschreiben, und wünsche, daß es bei jenem Privilegium bleibe, welches die römische Kirche dem Könige gewährt habe.

Es ist klar, daß man von Seiten Roms in dem Drange der Zeit sich noch dazu verstehen wollte, einen Schritt zurück zu thun, wofern man nur andererseits auch einen Schritt entgegenkam und jetzt das erste Wahldecret des Nicolaus anerkannte. So wird dann auch sogleich als der größte Mangel bei der Wahl des Cadalus hervorgehoben, daß sie nicht durch die Cardinäle erfolgt sei. Der Anwalt des Königs gesteht diesen Mangel ein und meint, Nichts stände jetzt der Bestätigung der von den Cardinälen getroffenen Wahl entgegen, als das einmal gegebene Wort seines Herrn. Als der Gegner aber das Bedenken dadurch hebt, daß er auseinandersetzt, wie Gott selbst nach der Schrift öfters Reue empfinde und sein Thun ändere, der König also ohne Bedenken von seiner früheren Entschließung abgehen könne, wird der Friede geschlossen, die Wahl des Cadalus verworfen und Alexander II. als Papst

anerkannt. Die Schrift schließt mit dem lebhaftesten Ausdruck der Freude über die hergestellte Eintracht zwischen Kirche und Reich. Fortan soll, hofft Petrus, der Bund zwischen beiden unauflöslich bleiben, die innigste Liebe Papst und König verbinden; der Papst soll das Vorrecht des Vaters haben, der König aber als sein einziger und theuerster Sohn sicher in den Armen der väterlichen Liebe ruhen. Sonderbar genug ist es, wenn Petrus dabei an die Könige Attalus und Nicomedes erinnert, „welche der römischen Republik so zugethan waren, daß sie sterbend durch Testament das römische Volk zum Erben ihrer Reiche einsetzten." Sollte etwa auch Heinrich aus Kindesliebe die Macht des Reichs dem römischen Papste vermachen?

Wir kennen im Einzelnen die Verhandlungen nicht, wie sie in Gegenwart des Königs zu Augsburg in Wahrheit geführt sind. Schwerlich geschah es in der Weise, die Petrus in seiner Schrift vorgezeichnet hatte; auch war der Erfolg für die Cardinäle nicht ganz so günstig, wie er ihn erwartet. Nicht nur die mangelnde Zustimmung des Königs wurde in Alexanders Wahl angefochten, sondern auch der Beistand der Normannen ihm zur Last gelegt und der Vorwurf der Simonie gegen ihn erhoben. Man hielt es für nöthig einen königlichen Gesandten nach Italien zu schicken, um diese Anschuldigungen zu prüfen. Schon deshalb konnte keine definitive Entscheidung in Augsburg getroffen werden. Aber der vorläufige Beschluß war doch für Alexander von eben so günstiger Vorbedeutung, wie für Cadalus verderblich. Denn der königliche Gesandte wurde angewiesen, wenn seine Untersuchungen ergäben, daß Alexanders Wahl ohne Simonie erfolgt sei, ihn nach Rom zurückzuführen, wo er dann ungehindert sein apostolisches Amt bis zu dem Zusammentritt eines allgemeinen Concils in Italien verwalten solle. So wurde am 28. October 1062, gerade ein Jahr nach Cadalus Wahl, beschlossen: es kam das seiner Entsetzung gleich, obgleich diese noch nicht in aller Form ausgesprochen wurde.

Auf der Synode waren Anno und Siegfried zugegen. Der letztere war es sicherlich nicht, der diese Beschlüsse befürwortet hatte. Er hatte sehr erhebliche persönliche Beschwerden gegen die Cardinäle: sie hatten ihm auf sein und der Kaiserin Ansuchen das Pallium unter dem Vorwande verweigert, daß es dazu einer persönlichen Bewerbung in Rom selbst bedürfe, aber trotzdem war Erzbischof Gebhard von Salzburg vor Kurzem das Pallium übersandt und er zum apostolischen Legaten für

Deutschland ernannt worden. Dagegen hat Anno später behauptet, daß die Augsburger Beschlüsse lediglich sein Werk seien, und gewiß mit dem vollsten Recht. Schon das deutet darauf hin, daß es sein Neffe Burchard von Halberstadt war, dem die wichtige Gesandtschaft nach Italien übertragen wurde. Allerdings war auch Annos Stellung zu den Cardinälen bisher eine feindliche gewesen, und man kann kaum glauben, daß ihn hauptsächlich kirchliche Beweggründe zu einem Verfahren bestimmt haben werden, welches seinem bisherigen Auftreten geradezu widersprach. Wahrscheinlicher ist, daß ihn Rücksichten auf Herzog Gottfried leiteten. Daß Gottfried den bestehenden Zustand in Deutschland anerkannte und durch sein großes Ansehen stützte, schloß gleichsam die Nothwendigkeit in sich, den Bischof von Lucca, für den er deutlich genug Partei ergriffen hatte, als Papst anzuerkennen und mit den römischen Cardinälen ein Abkommen zu treffen.

Indem Anno es dahin brachte, daß das erste Wahldecret des Nicolaus von dem deutschen Hofe jetzt faktisch anerkannt wurde, bahnte er eine Verständigung zwischen dem Reich und der römischen Kirche an, wie sie von den Vorfechtern der kirchlichen Reform damals gewünscht wurde: eine Verständigung, die allein auf diesem Wege zu ermöglichen war. Aber das liegt doch auch auf der Hand, daß die königliche Gewalt hierbei auf eine unberechenbare Weise geschmälert wurde, daß Anno dem Kaiserthum eine seiner stärksten Stützen entzog. Man muß sagen, nicht 1059 auf dem römischen Concil, sondern 1062 zu Augsburg ist die Papstwahl durch das Cardinalscollegium durchgesetzt worden.

Die Augsburger Beschlüsse, eine wie große Niederlage für die kaiserliche Sache sie in sich schließen, waren für Anno nichtsdestoweniger ein großer Triumph. Von diesem Tage an wurde Siegfried mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, während alle Mächte des Reichs sich um seinen glücklicheren Nebenbuhler sammelten. Adalbert von Bremen trat zu dem Kölner in die vertrautesten Beziehungen. Otto von Nordheim schloß sich abermals enger ihm an. Als sich der Hof zu Regensburg aufhielt, wohin er sich von Augsburg begeben hatte, kam nicht allein Agnes wieder in Annos Nähe, sondern auch ihr alter Günstling Heinrich von Augsburg, der ängstlich seinen Bischofssitz gemieden hatte, so lange der Hof dort hauste. Heinrich verglich sich mit seinen alten Widersachern; auch Günther von Bamberg söhnte sich mit der Kaiserin aus, und sein Verhältniß zu ihr wurde so vertraulich, daß einer seiner Freunde

schon ein Zuviel besorgte. Die schlimmsten Gegensätze schienen sich mehr und mehr auszugleichen, und Anno der Glückliche zu sein, der ihre Lösung in Händen hatte.

Bis nach der Mitte des December blieb Anno mit dem König in Regensburg, dem Herzogssitz Ottos. Dann feierten sie das Weihnachtsfest in Freising und kehrten im Anfange des Jahrs 1063 an den Rhein zurück, wo der König einen längeren Aufenthalt nahm und erst gegen das Frühjahr nach Goslar ging, wo er Ostern und Pfingsten feierte. Unablässig war Anno, wie die Urkunden jener Zeit beweisen, in der Begleitung des Königs. Siegfried hat sich, soweit unsere Zeugnisse ein Urtheil erlauben, in dieser Zeit selten oder nie am Hofe blicken lassen. Erst Pfingsten 1063 begegnen wir ihm wieder in der Nähe des Königs, wo er sein sinkendes Ansehen aufzurichten bemüht sein mochte. Schon war Niemandem mehr ein Geheimniß, daß die Regierung des Reichs wesentlich in Annos Händen ruhte und das vormundschaftliche Regiment der Bischöfe, welches die Fürsten eingesetzt hatten, nur dem Namen nach bestand. Die ärgerlichen Scenen, welche man an jenem Pfingstfest zu Goslar erlebte, konnten nur dazu beitragen, dieses Regiment ganz in Mißachtung zu bringen.

Die Veranlassung zu ihnen gab ein Rangstreit zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda. Schon am letzten Weihnachtsfest, als eine Provinzialsynode in Goslar gehalten wurde, war es zu Thätlichkeiten zwischen ihren Leuten gekommen. Als die Diener des Abts den Stuhl desselben zunächst dem erzbischöflichen Sitz aufschlagen wollten, hatten sich dem die Kämmerer des Bischofs von Hildesheim, in dessen Diöcese Goslar lag, zuerst mit Worten, dann mit der Faust widersetzt, und nur mit Mühe war verhindert worden, daß sie nicht zu den Schwertern griffen. Als nun die Gegner zu Pfingsten wieder in Goslar zusammentrafen und Hezilo, in dessen Sprengel jetzt der König verweilte, als nomineller Reichsverweser noch ein besonderes Ansehen beanspruchen mochte, gewann dieser Streit den bedenklichsten Charakter, zumal sich die angesehensten Männer des Hofs unmittelbar an demselben betheiligten. Herzog Otto nahm sich des Abts an, während Graf Ekbert ein hitziger Parteigänger für den Bischof wurde.

Ekbert war es, der diesen Streit zum blutigen Austrag brachte. Als zur Pfingstvesper die Stühle für die geistlichen Herren im Dome auf-

gestellt wurden und sich dabei zwischen den Dienern des Abts und des Bischofs die alten Händel erneuten, brach er unerwartet mit einigen Vasallen aus einem Versteck hinter dem Altar hervor und jagte mit Faustschlägen und Knütteln die Fuldaischen aus der Kirche. Demungeachtet begann der Gottesdienst, wurde aber bald durch ein wildes Kampfgetümmel unterbrochen. Ohne auf die Gegenwart des Königs und so vieler Erzbischöfe und Bischöfe Rücksicht zu nehmen, ohne den heiligen Ort und die heilige Stunde zu achten, brachen die fuldaischen Dienstleute im dichten Haufen in die Kirche und den Chor ein und fielen mit bewaffneter Hand über die Hildesheimer und den Grafen Ekbert her. Kriegsruf erfüllt das Heiligthum des Herrn, am Altare würgt das Schwert, und Blut bedeckt den Boden der Kirche. Bischof Hezilo besteigt selbst einen erhöhten Ort und feuert mit lauter Stimme zum Kampfe an; Niemand solle sich durch die Heiligkeit der geweihten Stätte beirren lassen, ruft er den Seinen zu, mit seiner ganzen Autorität stände er für Alles ein. Der königliche Knabe beschwört dagegen die Wüthenden die Waffen niederzulegen: aber er redet zu tauben Ohren und muß endlich, von seiner Umgebung das Leben zu sichern erinnert, den Kampfplatz verlassen. Nur mit Mühe gelingt es ihm, zwischen den Streitenden sich im Dom Bahn zu machen und nach der Pfalz zurückzukehren. Der Kampf in der Kirche wüthet fort, bis die Hildesheimer endlich den Platz behaupten, die Leute des Abts aus dem Dome drängen und diesen schließen. Indessen hatten sich die Fuldaischen von allen Seiten gesammelt und besetzten den Domplatz; nur der Einbruch der Nacht beugte einem neuen und schlimmeren Kampfe vor.

Ein unerhörter Frevel, welcher die strengste Bestrafung gefordert hätte, dessen Urheber aber leichten Kaufs davon kamen. Wir hören zwar, daß am folgenden Tage eine strenge Untersuchung eingeleitet sei, aber Nichts verlautet von einer Strafe. Bischof Hezilo scheint seine Stellung als Reichsverweser ganz der rächenden Gerechtigkeit entzogen zu haben. Graf Ekberts Entschuldigungen fanden leichten Glauben; denn er war der nächste Verwandte des Königs und hatte sich um Anno große Verdienste erworben. Der Abt Widerad, den unfraglich die schwerste Schuld traf, hatte gute Fürsprecher; überdies bestach er durch große Geschenke den König, die Hofleute und seinen Widersacher Bischof Hezilo selbst. So ging auch er straflos aus, und Fulda, aus dessen Schätzen jene Geschenke bestritten wurden, mußte allein den Frevel

büßen. Widerads Regiment war in Fulda nie beliebt gewesen; es war nicht zu verwundern, wenn er bei seiner Rückkehr jetzt dort die schlechteste Aufnahme fand, so daß täglich ein Aufstand gegen ihn loszubrechen drohte. Besonders waren die jüngeren Mönche auf ihn erbittert, und nur mit Mühe hielten die älteren sie einige Zeit noch im Zaum. Als aber bald darauf der Abt von Neuem an den Hof beschieden wurde, brach die Empörung los: die jungen Mönche zogen feierlich aus, um den König aufzusuchen und die Absetzung ihres Abts als seine gerechte Strafe zu verlangen. Zu seinem Glück fand Widerad gegen diese rebellischen Mönche bei Anno und Herzog Otto Beistand. Sie gaben die Aufrührer in seine Hand, wo sie dann nach dem Urtheil von Laien die strengste Bestrafung fanden.

Nichts erregt größeres Befremden in der ausführlichen, für Widerad sehr parteiischen Darstellung, welche Lambert, der Hersfelder Mönch, von diesen Ereignissen giebt, als daß Siegfrieds von Mainz nirgends in derselben Erwähnung geschieht, obwohl er das allernächste Interesse an diesen Dingen hatte. Wir ziehen daraus die Folgerung, daß sein Ansehen am Hofe bereits ganz erschüttert war und es ihm nicht gelang dasselbe herzustellen. Vieles mußte ihn damals auf das Empfindlichste berühren. Bischof Burchard von Halberstadt war nach Italien gegangen und hatte dort seinen Auftrag ganz in der Weise ausgerichtet, wie es Anno, Gottfried und die streng kirchliche Partei gewünscht. Im Januar 1063 zog Alexander II. wieder in Rom ein, und Burchard kehrte über die Alpen zurück. Er brachte eine Bulle voll der wärmsten Lobsprüche Roms und die Auszeichnung des Pallium heim. Um dieselbe Zeit erhielt auch Günther von Bamberg das Pallium von Rom übersandt. Siegfried mußte nun seine Suffragane sich mit dem Ehrenschmuck brüsten sehen, den ihm noch immer der Papst verweigerte. Wir wissen, daß er darüber gewaltig erzürnt war, aber sich endlich durch Anno beruhigen ließ. Wie es geschah, ist nicht zweifelhaft. Durch eine Urkunde, am 14. Juni 1063 zu Goslar ausgestellt, wurde ihm die Abtei Seligenstadt, welche sein Vorgänger besessen hatte, diesem aber entzogen war, „auf seine beschwerlichen Bitten" zurückgegeben. Wenn man die Urkunde liest, kann man sich des Verdachts nicht enthalten, daß es sich dabei um eine Abfindung handelte.

Niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß dieses Gesammtregiment der Bischöfe, wie es nun seit einem Jahre dem Namen nach

bestand, nicht weiter haltbar war. Wir wissen nicht, wie der Sturz desselben erfolgte, da Lambert, ganz mit seinen Klostergeschichten beschäftigt, eine der wichtigsten Reichshandlungen aufzuzeichnen versäumt hat und alle anderen Annalen über diese Zeit wortkarg ohne Gleichen sind. Aber die Urkunden erweisen, daß entweder Pfingsten zu Goslar oder wenig später im Juni zu Altstädt eine Reichsversammlung gehalten wurde, und die dort vereinigten Fürsten müssen die Erziehung des Königs Anno, das Reichsregiment ihm und Adalbert in Gemeinschaft übergeben haben. Fortan wird Anno urkundlich der Magister, Adalbert der Patron des Königs genannt. Auf diese Reichsveränderung deutet Adam von Bremen hin, wenn er sagt: „sie wurden zu Consuln erklärt und von ihnen hingen fortan alle wichtigen Geschäfte ab." Unter dem Consulat versteht er hier und an anderen Stellen die Stellung eines Beamten, der an Königs Statt mit höchster Gewalt das Reich regiert, den Vicedominat, wie er sich auch wohl ausdrückt.

Das Gesammtregiment der Bischöfe, welches der Regierung der Kaiserin gefolgt war, hatte sich noch bei weitem unfähiger erwiesen das Reich zu regieren. Weder im Inneren noch nach Außen hatte es Achtung gewonnen. Wenn die Besorgnisse vor einer gefährlichen Kirchenspaltung in die Ferne gerückt schienen, so konnte man sie doch noch keineswegs als zerstreut ansehen, und was erreicht war, hatte das Opfer eines der wesentlichsten Rechte des Kaiserthums gekostet.

Anno und Adalbert als Reichsregenten.

Die neuen Reichsregenten traten unter nicht ungünstigen Umständen ein. Die Kaiserin hatte den Hof wieder verlassen, der ihren andächtigen Stimmungen keine Befriedigung gewährte. Sie war jetzt ganz Nonne geworden und hatte zunächst, um den alten Wunsch ihres Herzens zu stillen, die Mönche in Fructuaria aufgesucht, war dann aber nach Rom gegangen. Allen weltlichen Dingen hatte sie von Herzen abgesagt: ihren Einfluß hatten die neuen Regenten wenig zu fürchten. Die alte Zeit schien wie vergessen, als am 3. September dieses Jahrs auch Heinrich von Augsburg, der alte Günstling der Agnes, vom Schauplatz abtrat; er starb, den erneuten Verfolgungen seiner Feinde erliegend.

Adalbert und Anno waren in gleicher Weise hervorragende Naturen, hochbegabte Männer, mit glänzenden Eigenschaften ausgerüstet.

Aber, ob sie ein gleiches Interesse jetzt eng an einander fesselte, zwischen ihren Seelen bestand keine Eintracht. Wenn sie auch die Maske der Freundschaft annahmen, Jedermann wußte, daß sie Maske war, und sie selbst verbargen sich am wenigsten, wie wenig einer dem anderen zu trauen vermochte. „Ihre Zunge," sagt Adam von Bremen, „sprach Frieden, aber ihre Herzen kämpften gegen einander in tödtlichem Haß." Man hat sich nur diese innerlichst widerstrebenden, durch die Verhältnisse zusammengeketteten Geister zu vergegenwärtigen, um die zwiespältige Natur des neuen Regiments zu erkennen und zu begreifen, daß es auch unter äußerlich günstigen Verhältnissen dauernde Erfolge nicht haben konnte.

Anno, ein Mann von dem stattlichsten Aeußeren, von der Natur mit einem Körper ausgerüstet, der jeder Anstrengung gewachsen war, hatte sein Glück sich selbst und seiner unermüdlichen Thätigkeit zu danken. Großen Leidenschaften unterworfen, wußte er sie zu beherrschen und ungewöhnliche Unternehmungen mit Ruhe und Verstand zum Ziele zu führen. Er brauchte Freunde und verstand es, sie sich zu erhalten; mit größter Rücksichtslosigkeit brachte er seine Verwandten und Genossen in die ersten Bisthümer diesseits und jenseits der Alpen. Klug im Umgang mit seines Gleichen, konnte er herablassend, ja demüthig gegen Niedere, überaus hochmüthig gegen Höhere sein; denn eine Ueberlegenheit der Stellung anzuerkennen fiel ihm, dem stolzen Emporkömmling seiner Thaten, überaus schwer. Er gehörte zu den Menschen, die von der Gerechtigkeit ihrer Ueberzeugungen bis in das innerste Mark durchdrungen jede Opposition gegen sich als ein Verbrechen betrachten, aber gegen entgegengesetzte Meinungen stets zum hartnäckigsten Widerspruch, der ihnen und Anderen als Freimuth erscheint, geneigt sind. In diesem Freimuth war Anno Meister und hatte ihn schon zu Heinrichs III. Zeiten am Hofe bethätigt. Daß er nicht ein höfischer Schmeichler war, wie die meisten anderen Bischöfe, hatte ihm damals den Ruf eines freisinnigen Mannes überall gewonnen, und die That von Kaiserswerth konnte mindestens diesen Ruf nicht erschüttern, wie angreifbar sie nach anderen Seiten war. Auch war er in Wahrheit einem übermächtigen Kaiserthum wenig geneigt; er wollte das Kaiserthum durch die Fürsten, namentlich durch die geistlichen Fürsten beschränkt. Wie er rücksichtslos bisher der Willkür des Hofes begegnet war, so trat er jetzt mit großer Entschiedenheit den Launen des königlichen Knaben entgegen, der

seiner Erziehung anvertraut war und in ihm einen harten, starrsinnigen Lehrmeister fand.

Wie anders hatte Adalbert das Leben geführt! Von vornehmster Geburt, durch Hofgunst erhoben, hatte er früh eine Stellung gewonnen, die ihn zum vertrauten Rath des mächtigsten Kaisers machte und den Königen des Nordens zur Seite stellte, aber dabei mit angesehenen Fürsten des Reichs, seinen nächsten Nachbarn, in die widerwärtigsten, unversöhnlichsten Feindseligkeiten verwickelte. Ein durch seine Persönlichkeit, seinen lebhaften Geist und den Schwung seiner Entwürfe im höchsten Grade anziehender Herr, war er doch nicht der Mann, sich dauernd einen Anhang zu bilden. Er hielt es für seiner unwürdig seine Stellung zu benutzen, um Verwandte und Freunde zu bereichern: das, meinte er, könne er selbst eben so gut, wie der König. Aber auch durch Vertrauen und Wohlwollen wußte er nicht zu gewinnen. Grenzenlose Eitelkeit, die Frucht des Hoflebens, und die Gereiztheit seines Wesens, die aus den stäten Händeln mit den Billingern entsprungen war, verscheuchte jeden aufrichtigen Menschen aus seiner Nähe. Er war hochfahrend gegen seines Gleichen, leidenschaftlich und hart gegen Niedere. Seine Kleriker mißhandelte er wohl mit Schlägen: nie konnte er es vergessen, daß einst ein Bremer Priester seinen Bruder ermordet hatte, und es schien, als ob er diese Schuld an der gesammten Geistlichkeit seines Stifts rächen wolle. Die Eingesessenen des Bisthums sahen unter ihm schlimme Tage. Ihre Trunksucht, ihr Festhalten an heidnischen Bräuchen, ihr Widerstreben gegen die Fastengesetze der Kirche, die unter ihnen noch weitverbreitete Vielweiberei waren ihm in innerster Seele verhaßt; noch mehr aber brachte ihn auf, daß sie so fest an den Billingern, ihren Herzögen, hielten. Er gefiel sich darin, seinen Leuten grausame Strafen aufzuerlegen, die er wohl mit den Worten des Psalmisten begleitete: „Mit Zaum und Gebiß zwänge ihre Mäuler!"

Man hat sich nicht zu verwundern, wenn Jeder gern Adalberts Nähe mied. Und doch bedurfte er eines zahlreichen Gefolges, einer ihn umdrängenden und bewundernden Menge; sie störe ihn nicht, pflegte er zu sagen, sondern gäbe ihm erst die rechte Befriedigung des Daseins. So blieb ihm denn nichts übrig, als sich einen Schwarm von Gauklern, Schmarotzern und Tagedieben zu erkaufen, den er zu beherrschen glaubte, der aber mehr und mehr ihn von sich abhängig machte. Nie ist ein Herz für leere Schmeicheleien empfänglicher gewesen als das seine. Eben

noch ein Löwe im Zorn, wurde er von dem fadesten Schmeichler im Nu umgestimmt und war wie ein Lamm zu leiten. Die niedrigste Schmeichelei beherrschte seine ganze Umgebung; wer nicht schmeicheln konnte oder wollte, galt da für einen Narren oder Tropf. Im Kreise seiner Schmarotzer, an die er unglaubliche Summen verschwendete, fuhr er gern schonungslos über die ersten Männer des Reichs her: den einen warf er Beschränktheit, anderen Habgier, vielen ihre niedere Abkunft, allen aber Untreue vor. Sie alle, sagte er, hätten ihren König, der sie aus dem Staube erhoben, mit Undank gelohnt; er allein liebe das Kaiserthum, er allein vertheidige den jungen König, nicht um des eigenen Vortheils willen, sondern um der Krone ihr gutes Recht zu bewahren.

Und in der That eine unbegrenzte Verehrung für die Majestät des Kaiserthums erfüllte sein Herz. Wenn irgend einer, hatte er sich in die weltbeherrschenden Entwürfe Heinrichs III. mit allen seinen Gedanken versenkt; seine eigenen kolossalen Pläne für Bremen wurzelten wesentlich in jenen und sind nur aus ihnen verständlich. Er äußerte öfters, zwei Herren erkenne er über sich an, den Papst und den König: aber in der That gab es nur eine Autorität auf Erden, der er sich unbedingt hingab: die der Krone. Sein höchster Stolz war, daß er von Otto II. und der Theophano, von den Kaisern von Rom und Byzanz abzustammen vermeinte; er rühmte sich gern dessen, vielleicht nicht mit dem besten Rechte. Selbst in der Erniedrigung behielt das Königthum noch für ihn seinen alten Zauber, und es ist wahr, daß er nie seinem König die Treue gebrochen hat. Hätte es an ihm gelegen, er hätte die Krone aus der schmählichen Knechtschaft der Fürsten befreit, in welche sie Anno gestürzt hatte; da dies ihm unmöglich war, suchte er dem königlichen Knaben mindestens seine Lage erträglich zu machen. Er sagte wohl, nur deshalb habe er seine Stellung als Reichsregent angenommen, weil er seinen Herrn nicht wie einen Knecht in den Händen der Räuber sehen könne. Das persönlichste Mitleiden, mit allen seinen politischen und kirchlichen Anschauungen innigst verwachsen, machte ihn zum willigsten Diener des Knaben, und er konnte nicht anders, als sich eben so nachgiebig gegen die Neigungen desselben zeigen, wie Anno hart und schonungslos sie bekämpfte. Es lag in der Natur der Dinge, wenn der junge König Adalbert ebenso liebte, wie Anno haßte.

So standen die beiden Erzbischöfe in dem schroffsten Gegensatz gegen einander, und doch gab es eine Seite ihres Wesens, in der sie sich

nahe berührten. Sie vergaßen nämlich über ihrer politischen Thätigkeit nie ihre bischöfliche Stellung, vor Allem nie, daß sie zuerst und zunächst Erzbischöfe von Köln und Hamburg seien. Darüber waren sie beide außer allem Zweifel, daß sie die Gunst der Umstände benutzen müßten, um ihre Erzstifte auf alle Weise zu erhöhen und sich so einen unvergänglichen Namen in ihnen zu machen. Wollte Anno Köln zum deutschen Rom erheben, so Adalbert Bremen zum Rom des Nordens. Es lag tief in dem Wesen der beiden Männer begründet, wenn es Anno gelang Köln auf eine früher nie erreichte Höhe zu bringen, während Adalbert Bremen völlig zu Grunde richtete: aber das Streben beider für den Glanz ihrer Kirchen war durchaus dasselbe. Man hat sehr mit Unrecht sie auch in ihren kirchlichen Grundsätzen in einen schroffen Gegensatz stellen wollen, wenigstens war in der Zeit ihres Reichsregiments ein solcher kaum vorhanden. In gleicher Weise standen sie auf dem Boden der von Heinrich III. und Leo IX. begonnenen Kirchenreform, ohne die politische Richtung, welche Hildebrand jüngst dem Papstthum gegen das deutsche Reich gegeben hatte, zu billigen; mehr der Zwang der Verhältnisse als innerste Ueberzeugung hatte sie auf Alexanders Seite getrieben, ob sie gleich für Cadalus niemals Theilnahme gehegt hatten. Erst mehrere Jahre später warf sich Anno ganz Rom in die Arme und gab mehr und mehr seine ursprüngliche Stellung auf; dann gefiel er sich darin, die Selbstentäußerung des Mönchs zu zeigen, während Adalbert immer der selbstbewußte Kirchenfürst blieb. Die gewohnten Pflichten ihres bischöflichen Amtes haben beide nie versäumt: sie predigten in erbaulicher Weise; sie lasen die Messe mit der tiefsten Devotion und liebten sie mit unglaublicher Pracht zu halten; sie beeiferten sich in guten Werken, indem sie Klöster und Propsteien gründeten, Arme und Pilger aufnahmen und ihnen dienten. Die Sorge für die Mission hat Adalbert bis in seine letzten Tage beschäftigt; auch unter den drängendsten Geschäften des Hofs gedachte er stets der Missionsbischöfe, welche er bis nach Island hin aussandte und mit Rath und That zu unterstützen nicht ermüdete. Sein äußerer Lebenswandel war ebenso unsträflich, wie der des Kölner Erzbischofs. Beide hielten sich keusch und nüchtern; sie blieben es mitten unter den Genüssen des Hoflebens. Im Kreise seiner Schmeichler ließ Adalbert den Wein reichlich umgehen, aber er selbst stand oft ohne einen Trunk vom Mahle auf.

Gleich die ersten Handlungen der neuen Reichsregenten zeigten, wie sehr sie für ihre Kirchen und sich zu sorgen bedacht waren. Am 27. Juni 1063 ließ der König auf Verwendung „seines geliebten Erziehers", des Erzbischofs Anno von Köln, des Erzbischofs Siegfried von Mainz, des Bischofs Burchard von Halberstadt und des Markgrafen Otto von Meißen Urkunde ausstellen, daß er „seinem Getreuen und seinem Patron" dem Erzbischof Adalbert und dessen Nachfolgern den königlichen Hof Lesum (an der unteren Weser) geschenkt habe. Wenige Wochen später, am 14. Juli, schenkte der König auf die Fürsprache Adalberts, Burchards und des Erzbischofs Engelhard von Magdeburg den neunten Theil aller königlichen Einkünfte in baarem Geld dem Erzbischof von Köln und seinen Nachfolgern; von der Verwendung desselben sollten sie vor Gott Rechenschaft legen und es so unter die kölnischen Klöster vertheilen, daß in ihnen allen auf ewige Zeiten ein Gedenkfest für den König gestiftet werde. Es war doch wesentlich kaum etwas Anderes, als daß das Reich dem Kölner Erzbisthum zinspflichtig wurde. In der nächsten Zeit folgten dann eine Reihe von Schenkungen an Annos Neffen Burchard von Halberstadt, an Egilbert von Minden, den vertrautesten Freund Annos und dessen stäten Begleiter, wie an Wilhelm von Utrecht, der zu Anno ebenfalls in nahen Beziehungen stand. Der Nepotismus des Kölners trat in das klarste Licht, als er nach Engelhards Tode (31. August 1063) seinem Bruder Wezel das Erzbisthum Magdeburg gegen den Willen der dortigen Geistlichkeit vom Könige verleihen ließ *). Kurze Zeit darauf erhielt Adalbert neue Schenkungen und kam einem Ziele nahe, welches er längst in das Auge gefaßt. Wie der Würzburger Bischof die Grafschaft innerhalb seines ganzen Sprengels an sich gebracht hatte, so daß es in demselben nur ihm zur Treue verpflichtete Lehnsgrafen gab, so wußte auch Adalbert jetzt die meisten Grafschaften in der Bremer Diöcese durch königliche Schenkung zu gewinnen. Die bisherigen Grafen wurden theils durch Geld, theils durch große Kirchenlehen entschädigt und be-

*) Die Domherren hatten einstimmig den Dompropst Friedrich gewählt, aber sie vermochten dessen Investitur bei Annos Absichten nicht durchzusetzen. Wie wenig achtete er doch kanonische Wahlen, wenn sein Interesse in Frage kam! Die Sache wurde gerade damals entschieden, als die deutschen Angelegenheiten ganz in seinen Händen waren, während Adalbert an dem ungarischen Krieg Theil nahm.

hielten zudem meist als Vasallen Bremens die Grafschaft. Unerschwingliche Summen wandte Adalbert für diesen Zweck auf, ohne damit für die Dauer etwas zu gewinnen. „Wir wurden arm," sagt Adam von Bremen, „um der eitlen Ehre willen, reiche Leute unsere Vasallen nennen zu können." Darin waren sich, wie man sieht, Adalbert und Anno völlig gleich, daß sie ihre Stellung im Reiche zuerst und zunächst für ihre besonderen Zwecke ausbeuteten.

So tadelnswerth dieses Verhalten der Reichsverweser war, läßt sich doch nicht verkennen, daß mit ihrem Regiment sich kraftvollere Bestrebungen entwickelten. Die Lage der Dinge in Ungarn war ein offener Hohn gegen das kaiserliche Haus und die Machtstellung des deutschen Volks: hier vor Allem mußte ein entscheidender Schritt geschehen, wenn nicht der Osten ganz dem deutschen Einfluß entzogen werden sollte. Allgemein wurde dies gefühlt und einstimmig auf einem Reichstag zu Mainz ein Kriegszug des Königs gegen Bela zur Herstellung Salomos beschlossen. Alles drängte sich zu den Waffen, um den jungen König auf seiner ersten Heerfahrt zu begleiten.

Bela, durch den Ruf von diesen Rüstungen erschreckt, beeilte sich Unterhandlungen anzuknüpfen. Er erklärte sich bereit die Krone Ungarns niederzulegen und sich mit der Macht zu begnügen, die er einst in den Tagen seines Bruders gehabt; seinen Sohn Geisa wollte er als Geißel für die Erfüllung dieser Bedingungen stellen. Aber seine Vorschläge wurden abgewiesen, und im September 1063 rückte ein deutsches Heer abermals an die Grenzen Ungarns. Inmitten desselben befanden sich König Heinrich, seine Schwester Sophia und deren Bräutigam, dem die deutschen Waffen sein Königreich gewinnen sollten. Erzbischof Adalbert begleitete König Heinrich, während Anno zur Verwaltung der Reichsgeschäfte zurückgeblieben war. Das Heer befehligte Otto von Nordheim; einen tüchtigeren Führer konnte man nicht bestellen, sein Name allein schien für den Ausgang der Sache zu bürgen.

Am 27. September standen die Deutschen an der Fischa, hart an der ungarischen Grenze. Bela suchte sie hier aufzuhalten, aber vergeblich. Die Deutschen überschritten die Grenzscheide, drangen in zwei Tagen bis Mysburg, dem jetzigen Wieselburg, vor und nahmen es ein. Nicht weit davon lagerte Bela, und ein entscheidender Kampf stand bevor. Aber unmittelbar vor demselben ereilte Bela ein jäher Tod, der den Muth der Seinen brach. Geisa verzweifelte und ergriff die Flucht

nach Polen; sein ganzes Heer ergab sich den Deutschen. Herzog Otto blieb nichts übrig, als Salomo nach Stuhlweißenburg zu geleiten, wo er in Gegenwart König Heinrichs die Krönung und Huldigung empfing; auch seine Vermählung mit der deutschen Kaisertochter wird damals gefeiert sein. Salomo bekannte sich als Vasall seines Schwagers. Ein deutsches Heer blieb wohl zum Schutze Salomos zurück; König Heinrich selbst aber verließ nach wenigen Wochen Ungarn. Am 24. October war er bereits nach Regensburg zurückgekehrt.

Die Herstellung Salomos war ein Ereigniß von größter Tragweite und gab allen Verhältnissen des Ostens eine andere Gestalt. Die besondere Rolle, welche Wratislaw von Böhmen bei diesen Vorgängen spielte, kennen wir nicht. Aber sie gingen ihn unmittelbar an, und unthätig kann er sich kaum in ihnen gehalten haben. Wahrscheinlich hatte er Boleslaw und die Polen zu beschäftigen, und gewiß nicht ohne Zusammenhang mit dem Umschwung der Dinge in Ungarn stand, daß noch im Jahre 1063 Boleslaw seine Schwester Swatislawa dem Böhmenherzog, dessen ungarische Gemahlin vor Kurzem gestorben war, zur Ehe gab. Eine allgemeine Pacification des Ostens trat für den Augenblick ein, die freilich bei dem Ehrgeiz des Polen nicht von Dauer sein konnte.

Ein so schnell beendeter und in seinen Folgen so bedeutender Kriegszug mußte Otto von Nordheim eine glanzvolle Stellung unter den deutschen Fürsten geben. Die Mutter Salomos verehrte ihm zum Danke ein Schwert, dem man zauberische Kräfte beimaß; jenes Schwert des Mars sollte es sein, mit dem einst Attila sich die Welt unterworfen hatte. Und mit nicht geringem Stolz sahen die Sachsen auf ihren Landsmann, der die Siegesbahn Heinrichs III. an der Donau aufs Neue verfolgte. Auch Adalbert gewann reichen Lohn aus diesem Kriege, in dem er in der unmittelbaren Nähe des Königs verweilt hatte. Neue und sehr erhebliche Schenkungen erhielt damals seine Kirche, und noch werthvoller als sie mußte ihm die wachsende Gunst des jungen Königs erscheinen. Das neue Regiment hatte mit unleugbarem Glück seine Thätigkeit begonnen, und schon zeigte sich ihm auch nach einer anderen Seite Gelegenheit, das Ansehen des Reichs geltend zu machen. Der Kampf zwischen den römischen Cardinälen und den lombardischen Bischöfen war aufs Neue ausgebrochen und machte ein Einschreiten der königlichen Gewalt erforderlich.

Das Concil von Mantua und Annos Sturz.

Bald nach Ostern 1063 hatte Papst Alexander in Rom eine Synode gehalten, die von mehr als hundert Bischöfen besucht war. In dieser stattlichen Versammlung wurden die früheren Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe auf das Nachdrücklichste eingeschärft, wie auch das kanonische Leben der Weltgeistlichkeit aufs Neue geboten. Vor Allem aber wurde über Cadalus der Bann ausgesprochen, weil er durch Simonie und Waffengewalt sich des apostolischen Stuhls zu bemächtigen versucht habe. Die Cardinäle hielten ihre Sache für völlig gewonnen, und bereits damals mag im Lateran jene Inschrift angebracht sein, welche später dort Otto von Freising las:

„Alexander regiert und Cadalus krümmt sich am Boden."

Aber Cadalus war keineswegs vernichtet: bald genug betrat er wieder den Schauplatz. Der römischen Synode antwortete er auf einer Synode zu Parma, wo er seinerseits den Gegner der frevelhaften Anmaßung des Pontificats beschuldigte, und zögerte dann nicht lange aufs Neue gegen ihn die Waffen zu ergreifen. Noch immer standen die meisten lombardischen Bischöfe auf seiner Seite, auch der Erzbischof von Ravenna hatte sich für ihn erklärt, und der römische Adel seine feindliche Stellung gegen den Papst der Cardinäle noch keinen Augenblick aufgegeben. Selbst Wibert, der kaiserliche Kanzler in Italien, scheint sich trotz der Augsburger Beschlüsse offen auf Cadalus Seite gehalten zu haben. Wenn aber der Lombardenpapst bei seinem neuen Unternehmen auf irgend einen Beistand vom deutschen Hof rechnete, so betrog er sich arg: das neue Regiment war ihm noch weniger geneigt als das alte. Wibert wurde sogar im Sommer 1063 seines Amtes entkleidet und ein gewisser Gregor zum Kanzler Italiens bestellt, den der König einige Jahre später auch zum Bischof von Vercelli ernannte.

Die Streitkräfte, welche Cadalus um sich gesammelt hatte, waren nicht gering. Gottfried und Beatrix versuchten umsonst ihm den Weg zu versperren. Er kam nach der Romagna, verstärkte hier sein Heer, ging über den Apennin und stand bald vor Rom, wo seine Anhänger ihm inzwischen tüchtig vorgearbeitet hatten. Ohne Schwierigkeiten nahm er die Leostadt ein und bezog die Engelsburg. Diese befand sich in den Händen des Cencius, eines Sohns des kürzlich ver-

storbenen Präfecten Stephanus *), der zu den erbittertsten Widersachern Alexanders und Hildebrands gehörte und willig die Burg dem Cadalus einräumte. Schon hielt Alexander für nöthig das Capitolium zu beziehen, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Tag für Tag wurde in der Stadt zwischen den beiden Päpsten gestritten, und während des ganzen Sommers und Herbstes scheint das Glück des Kampfs unablässig geschwankt zu haben. Als Petrus Damiani gegen Ende des October von einer Gesandtschaftsreise aus Frankreich zurückkehrte, konnte er sich nur mit Mühe durch die Waffen der Feinde hindurchschleichen. Das römische Volk war Cadalus günstig, weil er Geld mitbrachte und reichlich aufwandte; die Grafen der Umgegend stellten sich ihm, weil sie gleiches Interesse mit ihm gegen Hildebrand hatten, willig zu Diensten, obwohl auch sie diese Dienste möglichst theuer verkauften. So hatte er Mittel genug den Kampf fortzusetzen, so lange seine Säckel voll waren. Alexander soll nach den Erzählungen Benzos von Gottfried und den Normannen damals in Rom unterstützt sein. Man kann Benzos Angaben auch hier mit gutem Grund in Zweifel ziehen, und nachhaltig war die Unterstützung, welche Alexander außerhalb fand, unbedingt nicht; denn Cadalus blieb entschieden im Uebergewicht, so lange seine Schätze sich nicht erschöpften.

Wie hätten die Reichsregenten diesen Kämpfen ferner gleichgültig zusehen können, selbst wenn ihr Beistand nicht ausdrücklich in Anspruch genommen wäre! Aber dies geschah in gleicher Weise von beiden Parteien. So lügenhaft Benzo seine damaligen Bemühungen für die Sache des Cadalus darstellt, so wird doch kaum fraglich sein, daß er auf alle Weise bemüht war, den deutschen Hof zu dessen Gunsten umzustimmen, und daß er dabei vorzüglich auf Adalbert seine Hoffnungen setzte. Aber auch Petrus Damiani suchte während seines Aufenthalts in Frankreich für seine Partei die Unterstützung der deutschen Gewalthaber nach. Er wandte sich deshalb in einem noch erhaltenen Schreiben an Anno und stellte ihm vor, wie das von ihm begonnene Werk unvollendet bleibe, wenn nicht das verheißene allgemeine Concil so bald wie möglich berufen werde. Dieser Schritt hatte den gewünschten Er-

*) Stephanus war als Präfect dem Trasteveriner Johannes gefolgt, aber nicht sein Sohn folgte auf ihn, sondern ein Sohn des Trasteveriners, der gleichfalls Cencius hieß. Daher stammte der Haß des im Text erwähnten Cencius gegen den Papst und Hildebrand.

folg. Als sich der Hof Weihnachten 1063 zu Köln befand, setzte Anno durch, daß ein allgemeines Concil nach Mantua auf Pfingsten ausgeschrieben wurde. Der Ort war gut gewählt, da sich die lombardischen Bischöfe, auf die vor Allem einzuwirken war, hier dem Einfluß des Concils am wenigsten entziehen konnten, derselbe überdies den deutschen und italienischen Kirchenfürsten gleich vortheilhaft lag. Allerdings war eine erhebliche Vorentscheidung für Alexander gegeben, indem man in einer Stadt Gottfrieds und Mathildens tagen wollte: aber konnte denn nach den Augsburger Beschlüssen überhaupt ein Zweifel sein, wie die Entscheidung dieses von Anno betriebenen Concils ausfallen würde?

Das Concil beschäftigte die allgemeine Aufmerksamkeit und gab zu den mannigfachsten Berathungen bei Hofe Veranlassung. Schon im Januar 1064 kam die Kaiserin an den Hof zurück und scheint hier die beste Aufnahme gefunden zu haben. Auch Erzbischof Siegfried sah man wieder häufiger neben Anno und Adalbert. Endlich kam um Ostern selbst Herzog Gottfried mit Beatrix über die Alpen. Das Osterfest feierte der junge König zu Lüttich, und die einflußreichsten Personen waren um ihn versammelt. Bald darauf schickten sich die meisten deutschen Bischöfe zu der Reise über die Alpen an. Um den ersten Mai war der Hof an einem Ort, der Werde genannt wird*). Die Erzbischöfe von Köln, Trier, Mainz und Hamburg, Herzog Gottfried und die Herzöge von Ober- und Niederlothringen, die Bischöfe von Halberstadt und Münster waren um den König mit anderen Getreuen. Anno verließ darauf Deutschland und ging mit Herzog Gottfried zum Concil; viele geistliche und weltliche Fürsten des deutschen Reichs schlossen sich ihnen an. Adalbert blieb bei dem König, um die Geschäfte zu führen.

Wunderbar genug, daß gerade in Rom die Einladung zum Concil die übelste Aufnahme gefunden hatte. Die Verhältnisse Alexanders hatten sich um den Anfang des Jahrs wesentlich zu bessern angefangen; man hegte begründete Hoffnung, mit Cadalus ohne fremden Beistand fertig zu werden und dem Gegenpapst eine derbe Lehre zu geben. Als Cadalus das Geld ausging, verließen ihn die Grafen der Campagna; der städtische Adel wandte sich sogar gegen ihn und verlangte Ersatz für die Kosten, die er sich seinetwegen gemacht hatte; Cencius nahm den

*) Es steht dahin, ob Kaiserswerth oder Donauwörth gemeint ist. Das Letztere ist in manchem Betracht wahrscheinlicher.

Gegenpapst endlich in der Engelsburg förmlich gefangen und wollte ihn nicht eher entlassen, als bis er ihn völlig entschädigt habe. Große Freude herrschte unter den Cardinälen. Der Papst beeilte sich das frohe Ereigniß dem Erzbischof von Reims zu melden. „Wir hoffen," schreibt er, „daß es ihm unmöglich sein wird zu entwischen, ehe er nicht für Alles nach Verdienst gebüßt hat, was er in seiner Bosheit gegen den heiligen Petrus gesündigt." Er ermuthigte den Erzbischof, nur um so eifriger jetzt in dem Kampf gegen die Simonie zu beharren. Diese Siegesfreude wurde gestört und herabgestimmt, als die Einladung zum Concil eintraf. Weshalb sollte auch Alexander sich aufs Neue der Entscheidung des deutschen Hofs unterwerfen, nachdem dieser ihn in seiner Noth so gut wie verlassen hatte, er sich selbst hatte durchkämpfen müssen? Vor Allen war Hildebrand zornig und schmähte auf Petrus Damiani, der in seiner Einfalt den ersten Anstoß zum Concil gegeben hatte.

Aber, wie sehr man sich auch sträubte, man mußte der Aufforderung des Königs Folge leisten; um so weniger konnte man sich ihr entziehen, als es Cadalus doch gelang seinen Drängern zu entkommen. Cencius gab ihm, als er mit dreihundert Pfunden Silber befriedigt war, die Freiheit, und in kläglichstem Aufzug unter einer Pilgerschaar gelangte der Gegenpapst glücklich nach Berceto an die Grenzen seines Sprengels. Indem sich aber Papst Alexander und Hildebrand nach Mantua zu gehen endlich entschlossen, verlangten sie von Petrus Damiani, der sich wieder in seine Apenninen-Einsamkeit zurückgezogen hatte, daß er, nachdem er das Concil angeregt, sie nun auch auf dem schweren Wege begleiten solle. Der Papst forderte ihn freundlich auf zuvor nach Rom zu kommen; Hildebrand verlangte dasselbe in der stürmischen ihm eigenen Weise und überhäufte ihn zugleich mit Vorwürfen über das Schreiben an Anno. Bezeichnend genug ist die Antwort des alten Eremiten auf diese Anforderungen. Es fehlt wenig daran, daß er offen mit Hildebrand bricht, den er damals „seinen heiligen Satan" nannte. Nach Rom zu kommen lehnt er entschieden ab, doch zeigt er sich sie nach Mantua zu begleiten bereit, obschon mehr um des Papstes, als Hildebrands willen. Aber auch in Mantua ist er nachher ebenso wenig erschienen, wie Hildebrand selbst.

Als Pfingsten herannahte, füllte sich Mantua mit einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten. Außer den deutschen Herren hatten

sich die lombardischen Bischöfe in der Mehrzahl eingestellt, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mailand. Aufsehen erregte, daß Erzbischof Heinrich von Ravenna sich nicht eingefunden hatte. Papst Alexander war zur Stelle, Cadalus fehlte; nur unter der Bedingung wollte letzterer nach Mantua kommen, daß ihm der Vorsitz in der Versammlung übertragen würde, ein Verlangen, dem Anno nicht von fern zu entsprechen geneigt war. So blieb Cadalus zu Aqua nigra an der Adda, im Gebiet von Cremona; hier in der Nähe wartete er den Ausgang der Dinge ab.

Am Tage nach Pfingsten (31. Mai) wurde das Concil im Dom eröffnet. Nachdem ein feierliches Hochamt gehalten war, sprach zuerst Alexander, dem der Vorsitz sogleich eingeräumt wurde, über den gestörten Frieden der Christenheit. Alsdann hielt ihm Anno die gegen die Rechtmäßigkeit seines Pontificats erhobenen Anklagen vor. Gegen den Vorwurf der Simonie rechtfertigte er sich durch einen Eid; er beschwor, er sei wider seinen Willen und ohne sein Zuthun durch die Cardinäle, denen das Recht der Wahl zustehe, auf den Stuhl Petri erhoben worden. Gegen einen anderen Vorwurf, den Anno abermals verlauten ließ, daß er sich zum Nachtheil des Reichs mit den Normannen verbündet habe, verweigerte er vor dem Concil jede Auslassung: der König möge selbst nach Rom kommen, er werde sich dann überzeugen, daß er Nichts gegen ihn und das Reich im Schilde führe. Diese Rechtfertigung genügte Anno und somit auch dem Concil, welches unter seinem Einfluß stand. Cadalus wurde, weil er sich der Entscheidung der Kirche nicht habe unterwerfen wollen, der päpstlichen Gewalt verlustig erklärt, Alexander dagegen als Nachfolger Petri nochmals anerkannt und aufs Neue feierlich proclamirt. Darauf stimmte man das Te Deum an, um die hergestellte Eintracht der Kirche zu feiern.

Aber schon am folgenden Tage zeigte sich, wie wenig diese Eintracht in Wahrheit bestand. Auffällig genug war, daß Anno selbst nicht in der Sitzung erschien, vielleicht ahnte er, was die Gegner im Schilde führten. Kaum nämlich waren die Bischöfe zusammengetreten, so brach ein Aufstand in der Stadt aus, der ohne Frage von den Anhängern des Cadalus angestiftet war. Tobend durchzog eine bewaffnete Menge die Stadt und brach mit gezückten Schwertern in die Versammlung ein; die furchtbarsten Drohungen verlauteten gegen den Papst und seinen Anhang. Die Bischöfe ergriffen die Flucht, und schon wollte auch der

Papst selbst das Weite suchen. Da hielt ihn der Abt Wenzel von Nieder-Altaich zurück, hieß ihn seinen Sitz wieder einnehmen und stellte sich für ihn der wüthenden Menge entgegen. Die imponirende Erscheinung des baierschen Abts wirkte auf die wilde Rotte, und gerade im rechten Augenblick erschien an der Schwelle des Doms die Markgräfin Beatrix mit bewaffnetem Gefolge. Ihre unerwartete Dazwischenkunft schreckte die Unruhstifter; sie stoben auseinander, und alsbald sammelten sich die Bischöfe wieder. Cadalus wurde allgemein als der Urheber des Tumults bezeichnet und deshalb feierlich das Anathem über ihn ausgesprochen; eine gleiche Strafe traf wohl schon damals den Erzbischof von Ravenna, weil er fest an Cadalus hielt. Hierauf trennte sich die zweite und letzte Versammlung des Concils. Alexander begab sich nach Rom, die Bischöfe und die anderen Fürsten kehrten in ihre Heimath zurück. Anno hatte schon am 11. Juli den königlichen Hof wieder erreicht, der sich damals zu Altstädt in Thüringen aufhielt.

Der Kölner stand im Mittagsglanz seines Ruhms. Er hatte es sicherlich geglaubt, wenn ihm Petrus Damiani einst in stark geschminkter Rede als den Erretter des Reichs gepriesen hatte; nicht minder hielt er sich jetzt für den einzigen Mann, der die Kirchenreform im Augenblick der Gefahr vor dem Untergange bewahrt habe. Und obwohl weder das Eine noch das Andere der Fall war, hatte er sich doch um Kirche und Reich unbestreitbare Verdienste erworben. Das Schisma war zwar nicht beendet, aber mindestens ausgesprochen, daß Cadalus nichts weiter als ein Parteiführer sei. Andererseits hatte das Papstthum dem Reiche einmal wieder Rede stehen müssen, und Roms Verhältniß zu den Normannen war ernstlich in Frage gekommen. So mochte Anno die Grenzen zwischen Reich und Kirche richtig gewahrt zu haben glauben. Aber den Gefahren, welchen jede vermittelnde Stellung unterliegt, entging auch er mit Nichten. Weder Hildebrand hatte er zufrieden gestellt, noch den deutschen Hof. Noch nach Jahren gedachte er mit Schrecken aller jener Widerwärtigkeiten, in welche ihn gerade jene Reise nach dem Concil verwickelt habe. Bald genug mußte er sehen, wie sein Einfluß auf die Reichsgeschäfte mehr und mehr dahinschwand, und zugleich die bittersten Vorwürfe von der römischen Curie vernehmen, um welche er sich unvergleichliche Verdienste erworben zu haben glaubte. Noch im Juli 1064 wird Anno in einer Urkunde vom König als sein theurer Lehrer

genannt; in den späteren Urkunden, die unter der vormundschaftlichen Regierung ausgestellt sind, wird seiner nicht mehr gedacht.

Seit Annos Reise nach Italien war Adalbert in den Besitz aller Geschäfte gekommen. Eine Stütze seines persönlichen Einflusses auf den König fand er, wie es scheint, in der Kaiserin, die während des Jahrs 1064 und bis in den Sommer des folgenden Jahrs unausgesetzt am Hofe war und, so entfernt sie auch den Staatsgeschäften blieb, doch das Herz des Sohns beherrschte. Ihre mütterliche Zärtlichkeit und Adalberts Gefügigkeit mußten dem König die rauhen Lehren Annos immer unbequemer erscheinen lassen, zumal die Zeit seiner Mündigkeit heranrückte. So wurde der Erzbischof von Bremen der allmächtige Mann, obwohl er ohne einen bedeutenden Anhang dastand und selbst unter den Bischöfen wenige Freunde zählte. Hatte sich Siegfried dem Kölner nicht beugen wollen, noch unwilliger stand er dem Bremer nach. Er verließ sogar im Spätjahr 1064 Deutschland auf längere Zeit und stellte sich an die Spitze einer großen Wallfahrt nach dem gelobten Lande.

Seit dem Anfange des Jahrhunderts hatten sich der Pilger nach Jerusalem im Abendlande viele gefunden, besonders in Frankreich. Auch in größeren Schaaren waren sie dort öfters ausgezogen, während in Deutschland bisher nur Einzelne sich auf die beschwerliche Reise gemacht hatten. So war auch der Geschichtsschreiber Lambert im Jahre 1058 bald nach seinem Eintritt in das Kloster Hersfeld nach dem heiligen Grabe gepilgert. Es war fünf Jahre nach seiner Rückkehr, daß zum ersten Mal von Deutschland aus eine Pilgerfahrt unternommen wurde, welche die Gestalt eines förmlichen Kriegszugs annahm und im ganzen Abendlande das gewaltigste Aufsehen machte. Der Führer des Zugs war Erzbischof Siegfried, den sein Vicedominus, der Bamberger Dompropst Hermann, begleitete. Eine erhebliche Zahl deutscher Bischöfe schlossen sich an — Otto von Regensburg, Günther von Bamberg, Wilhelm von Utrecht werden namentlich genannt —, und große Schwärme von Reich und Arm, von Klerikern und Laien nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus England und Frankreich folgten. Auch den Aachener Dompropst Altmann, den Kapellan der Kaiserin, sah man unter den Pilgern. Es sollen etwa 7000 Mann gewesen sein, die im November 1064 aufbrachen. Sie erreichten das Ziel ihrer Sehnsucht, aber nur nach vielen und gefährlichen Kämpfen. Noch einige Meilen von Jerusalem wurden sie von Beduinenschwärmen überfallen und förm-

lich belagert, bis sie der Emir von Ramleh befreite. Die Meisten fanden auf der Pilgerfahrt ihr Grab: nur etwa 2000 von den Ausgezogenen werden heimgekehrt sein. Bischof Günther ereilte noch nahe der Heimath der Tod. Am 23. Juli 1065 starb er zu Stuhlweißenburg. Der Propst Hermann hörte noch nicht seinen letzten Seufzer, als er Boten an seine Freunde in Deutschland schickte, und sie aufforderte kein Geld zu sparen, um ihm das Bisthum Bamberg zu gewinnen. In der That trug er durch Bestechung der Hofleute die reiche Pfründe davon. Besser noch glückte es Altmann. Während seiner Abwesenheit war Passau erledigt worden, und die Kaiserin erwirkte, daß ihm das Bisthum übertragen wurde, während er noch in der Ferne weilte.

Wer wird in Abrede stellen, daß es vor Allem ein geheimnißvoller religiös-schwärmerischer Zug jener Zeit war, der so buntgemischte Schaaren aus Deutschland nach Canaan führte? Wir wissen überdies, daß der Glaube damals weit verbreitet war, Ostern 1065 werde das jüngste Gericht einbrechen, und solcher Aberglaube hat öfters ähnliche Pilgerfahrten hervorgerufen. „Um meiner Missethaten willen und der Sehnsucht nach droben," schrieb Siegfried dem Papst, „gehe ich das heilige Grab des Herrn zu küssen." Aber Siegfried pflegte doch meist nur dann solche andächtige Anwandlungen des alten Mönchs zu haben, wenn er sich in seinem Stolze als Erzbischof gekränkt fühlte, und gerade in demselben Briefe unterläßt er nicht Roms Beistand gegen den Bischof Burchard, Annos Neffen, anzurufen, der sich mit dem Pallium brüste und einen neuen Papst spielen wolle. Noch weniger war Günther eine devote Natur; ihn mochte vornehmlich die Lust an Abenteuern locken, aber auch er gehörte zu den Mißvergnügten. Weil er, wie es scheint, von Anno nicht nach Gebühr belohnt war, hatte er sich von ihm getrennt und dem Mainzer angeschlossen. Alles in Allem, man wird sich schwer überzeugen, daß die Bischöfe diese Wallfahrt unternommen hätten, wofern sie die Achtung im Reiche gefunden, welche sie beanspruchten; die Wallfahrt erscheint vielmehr als eine Frucht der Unzufriedenheit, welche Anno und wohl noch mehr Adalbert durch ihr Regiment unter den Bischöfen erweckten. Die Kaiserin suchte nach ihrer Entsetzung das Kloster, die vom Regiment entfernten Bischöfe zogen als Pilger zum heiligen Grabe. Und sie waren wundersame Pilger! Nicht mit dem Reisestab, Muschelhut und Kürbisflasche zogen sie aus, sondern hoch zu Roß, mit einer Unlast goldener und

silberner Geräthe, mit einem unermeßlichen Gefolge und allem fürstlichen Prunk.

Ehe noch jene Bischöfe in die Heimath zurückkehrten, hatte die vormundschaftliche Regierung bereits ihr Ende erreicht. Am Dienstag nach Ostern (29. März 1065) wurde der König zu Worms feierlich mit dem Schwerte umgürtet. Zu seinem Schildträger wurde Herzog Gottfried, der mächtigste deutsche Fürst, bestimmt; die religiöse Weihe bei der Schwertleite vollzog Erzbischof Eberhard von Trier. Durch die Schwertnahme wurde der König, der jetzt in seinem funfzehnten Jahre stand, mündig gesprochen. Es war eine Handlung von den wichtigsten Folgen, welche ohne die Einwilligung der Fürsten nicht erfolgen konnte. Aber wir wissen, daß es besonders Adalbert war, der auf diese Maßregel drang, welche Annos Stellung als Magister des Königs ein Ziel setzte. Und wer mochte froher als Heinrich sein, als er endlich eines so lästigen Lehrmeisters enthoben wurde!

Lambert berichtet, wenn den jungen König nicht die Mutter zurückgehalten hätte, so würde er seine erste Waffenprobe an dem Erzbischof von Köln abgelegt haben und mit Feuer und Schwert sogleich über ihn gekommen sein. Der Geschichtsschreiber erwähnt hierbei ausdrücklich, daß es die Erinnerung an den Tag von Kaiserswerth war, welche dem Jüngling, sobald er sich seiner Freiheit bewußt wurde, die Hand an das Schwert führte. Agnes hatte jenen Tag längst verschmerzt; anders fühlte der Sohn Heinrichs III., und niemals ist aus seinem Gedächtniß entschwunden, wie ihn Anno einst gleich einem Gefangenen von der Rheininsel fortschleppte und er nahe daran war den Tod in den Fluthen zu finden.

Und wie hinterließen die Vormünder dem König das Reich, welches sie im Auftrage der Fürsten geleitet hatten? Man wird nicht verkennen, daß manche Schäden gebessert waren, die Agnes Schwäche verschuldet hatte. Aber das Reich war im Innern von Parteiungen gespalten, die Kraft des Fürstenthums zum Schaden der Krone unermeßlich gewachsen; in Italien galt mehr Gottfrieds Name als das Ansehen des Königs; die Eintracht zwischen Kaiserthum und Papstthum war kaum äußerlich hergestellt, und auch das war nicht ohne Schwächung der Krone erreicht. Welche Gedanken mußten in Heinrichs Seele aufsteigen, wenn er von den glanzvollen Tagen seines Vaters erzählen hörte!

5.
Erzbischof Adalberts Macht und sein Fall.

So wenig es möglich war, daß Heinrich nach seiner Schwertnahme, kaum zum Jüngling erwachsen, unmittelbar selbst die Zügel der Herrschaft ergriff, nahmen die Dinge doch sofort eine neue Gestalt an. Mindestens war der König jetzt in der Wahl seiner Umgebung unbeschränkt, und das Reich, das unter der Vormundschaft der Bischöfe ganz in den Händen der hohen Aristokratie gelegen hatte, gewann wieder die alten monarchischen Formen. Dies war um so mehr der Fall, als ein so durch und durch königlich gesinnter Mann, wie Erzbischof Adalbert, unter den Rathgebern des Königs die erste Stelle behauptete und bald jeden anderen Einfluß verdrängte.

Die ersten Regierungshandlungen des mündig gesprochenen Königs waren Schenkungen an Klöster, mehr dem frommen Sinn der Mutter entsprechend, als seiner eigenen Gemüthsart. Zuerst wurde Fructuaria bedacht, dann Lorsch, Hersfeld und andere Klöster. Agnes erscheint in den über diese Schenkungen ausgestellten Urkunden überall als Fürsprecherin; auch sie selbst erhielt im Mai 1065 vom Sohne nicht unerhebliche Schenkungen, um in ihren frommen Werken nicht beschränkt zu sein. Zugleich aber beschäftigten wichtigere Angelegenheiten den König und seine Rathgeber. Wie Otto III. gleich nach der Schwertnahme über die Alpen gezogen war, um die Kaiserkrone zu gewinnen, tauchte auch jetzt sofort der Gedanke der Romfahrt auf. Unmittelbar nach der Mündigkeitserklärung des Königs, vielleicht schon zu Worms, wurde sie beschlossen und, wie wir glauben müssen, ziemlich einstimmig von den Fürsten gebilligt. Wenigstens wissen wir, daß Erzbischof Anno und Herzog Gottfried ihr in keiner Weise entgegen waren.

Und in der That wurde von mehr als einer Seite ein schnelles Einschreiten des Königs jenseits der Alpen und die Herstellung der kaiserlichen Autorität gefordert. Die Macht der Normannen war bereits zu einer gefahrdrohenden Höhe gewachsen; ihr Verhältniß zum Papste war höchst bedenklich und rieth mit der Kaiserkrönung nicht länger zu säumen. Noch bei weitem beunruhigender aber war die Kirchenspaltung, welche in der Lombardei fortdauerte und leicht das nördliche Italien ganz von Rom trennen konnte. Denn Cadalus, der Papst der

Lombarden, hatte auch nach dem Concil von Mantua den Kampf nicht aufgegeben. Noch immer unterzeichnete er sich in seinen Urkunden als erwählten Papst, erließ als solcher Decrete und Privilegien, ordinirte und hielt die Messe mit allem allein dem römischen Bischof zustehenden Prunk. Auch zählte er noch zahlreiche Anhänger. Der Erzbischof Heinrich von Ravenna war ihm zu allen Zeiten treu geblieben, und viele lombardische Bischöfe, namentlich der Erzbischof von Mailand, wandten sich bald nach dem Concil ihm abermals zu. Selbst einer der römischen Cardinäle, der Lothringer Hugo der Weiße, hatte Hildebrand verlassen und sich auf Cadalus Seite geschlagen. Nichts mußte mehr die Hoffnungen des Gegenpapstes beleben, als daß Anno, die Seele der Beschlüsse von Augsburg und Mantua, so bald nach dem Mantuaner Siege seine Bedeutung verlor. Dazu kam, daß Herzog Gottfried im Winter 1064 Italien auf längere Zeit verließ. Augenscheinlich war hier Alles abermals in Frage gestellt, und nur das persönliche Einschreiten des Königs schien den Streit endlich entscheiden zu können.

Auch fehlte es nicht an Stimmen aus Italien selbst, die den König über die Alpen riefen. Der Partei des Cadalus hatten sich, seit Anno vom Hofe verdrängt war, neue Aussichten beim Könige Unterstützung zu finden eröffnet. Bischof Benzo berichtet, daß er mit einem Hülfegesuch seines Papstes über die Alpen gegangen sei, den König und Adalbert zu Quedlinburg angetroffen habe und mit dem Versprechen, daß der König bald selbst über die Alpen kommen werde, von ihnen entlassen sei. Soviel scheint glaublich, so unglaublich auch alles Andere ist, was der prahlerische Bischof in demselben Athemzuge meldet. Die Gesandtschaft Benzos wird wohl in den November des Jahrs 1064 fallen, wo der König zu Quedlinburg verweilte. Aber auch von ganz anderer Seite sehnte man sich in Italien, daß ein deutsches Heer einmal wieder über die Alpen steige. Selbst in der streng kirchlichen Partei gab es Männer, die ein Ende dieser Wirren nur von der Einsetzung des Königs in seine kaiserlichen Rechte erwarteten und keine andere Möglichkeit sahen, „dem alten Drachen" Cadalus den Garaus zu machen. Zu ihnen gehörte vor Allen Petrus Damiani. Wie er einst Heinrichs III. Romfahrt als das segensreichste Ereigniß für die Kirche gepriesen hatte, so setzte er jetzt alle Hoffnungen derselben auf den Sohn des großen Kaisers und predigte mit feuriger Zunge dessen Krönung zu Rom. Auch seine und seiner Freunde Stimme muß in Deutsch-

land Wiederhall gefunden haben, wo man indessen eifrigst die Rüstungen zur Romfahrt betrieb.

Schon im Mai wollte man aufbrechen. Herzog Gottfried und Anno waren marschfertig; sie hatten ihren Weg durch Burgund zu nehmen beschlossen, weil sie auf dem Wege über den Brenner, den die Hauptmasse des Heers einschlagen sollte, Mangel an Lebensmitteln fürchteten. Da kam ihnen von Augsburg unerwartet die königliche Botschaft, der Zug sei auf den Herbst verschoben. Wir kennen die Thatsache aus einem Briefe Annos an den Papst, der erst neuerdings bekannt geworden ist. Und obwohl Anno sagt, daß er die Gründe nicht genau wisse, welche den Aufschub veranlaßt hätten, giebt er doch deutlich genug zu verstehen, daß die Rathgeber des Königs selbst den Zug aufgegeben hätten, und deutet deren Beweggründe an. Sie hatten Alles vorher angewendet, um ihn und Gottfried zu Hause zu halten, um selbst freie Hand in Italien zu haben; als dies nicht gelang und sich Anno mit dem Herzog nur um so eifriger im Dienst des Königs zeigte, setzten sie den Zug lieber aus, als daß sie ihn in Gemeinschaft mit jenen Männern ausführten, die bisher einen so gewichtigen Einfluß auf die Angelegenheiten Roms und Italiens ausgeübt hatten. Unter den Räthen des Königs war aber keiner, dessen Stimme gewichtiger gewesen wäre als Adalberts, und keine Frage kann sein, daß er zumeist ein Unternehmen vereitelte, von dem er nur neue Triumphe für Anno und Gottfried erwarten mochte.

Die Hoffnungen, welche Cadalus an die Romfahrt Heinrichs geknüpft hatte, waren zerstört. So schwer er dies empfinden mochte, noch schwerer trug Petrus Damiani, daß der König nicht zur Beendigung des Schisma ausgezogen war. Es war damals, daß er an ihn einen offenen Brief erließ, in dem er seiner Sehnsucht nach einem starken Kaiserthum den lebhaftesten Ausdruck lieh und mit aller Energie die Romfahrt forderte. Die Hitze seiner Worte steigerte sich in diesem Aufrufe bis zur Vermessenheit, und er selbst wußte recht wohl, daß er sich der äußersten Gefahr aussetzte: aber selbst darauf ließ er es ankommen, wenn er nur das Eine erreichte, worin ihm die Rettung von Kirche und Reich beschlossen schien.

„Sollen die Annalen melden," schreibt er, „daß Nerva der Kirche den Frieden gegeben, Constantin sie befestigt, Theodosius sie erhöht habe, wenn sie aber zu deinen Zeiten kommen, berichten: Heinrich hat sie

zersplittert? Das sei ferne." Er stellt ihm alle Gefahren vor, mit welchen die Kirchenspaltung seine Krone bedrohe: die Zersplitterung des Reichs werde die unausbleibliche Folge sein, und schon sehe man täglich, wie Städte und ganze Provinzen Italiens von Fremden — er meint offenbar die Normannen — an sich gerissen würden, schließlich werde so das Kaiserthum an ein anderes Volk kommen, denn schon öfters habe die Weltherrschaft gewechselt. „Verschließe dein Ohr," ruft er ihm zu, „den schlechten Räthen, erhebe dich feurig im Geist zu männlicher Stärke, strecke der sinkenden Mutter die Hand entgegen und vertreibe von ihr den bösen Geist, wie der Erzengel Raphael einst von Sara, Raguels Tochter, that (Tobias 8, 3). Dann wirst du, wie einst Augustus sagte: Ich habe Rom von Ziegelsteinen gefunden und hinterlasse es von Marmor, so von dir und mit viel höherem Ruhme sagen können: Ich fand die römische Kirche, als ich ein Knabe war, am Boden danieder liegend, aber ehe ich ein Mann ward, richtete ich sie empor."

Ausführlich erörtert Petrus das Verhältniß des Königthums und Priesterthums im christlichen Staate. Er zeigt, wie sie in der engsten Verbindung stehen und sich gegenseitig unterstützen sollen: mit dem Schwerte werde der König umgürtet, um die Feinde der Kirche zu bekämpfen. Mit deutlicher Hinweisung auf die vor Kurzem erfolgte Schwertleite des Königs redet er ihn an: „Weshalb wirst du gewappnet, wenn du nicht kämpfst? Weshalb mit dem Schwert umgürtet, wenn du den Feinden nicht entgegentrittst? Wer sorglos im sommerlichen Schatten ruht, kann der von Kämpfen reden? Fürwahr umsonst trägst du das Schwert, wenn du die Feinde Gottes nicht triffst. Lege also die Hand an den Griff und stürme einher, wie David gegen die Amalekiter; mit der Kraft des Blitzes, wie er jene Räuber überwand, durchbohre die Feinde der Kirche. Cadalus fühle das Regen der königlichen Majestät und fürchte den Fürsten der Erde, da er vermessen den König des Himmels zum Kampf herauszufordern gewagt hat. Das ganze Reich ergreife die Waffen, daß das Priesterthum Bestand gewinne, und die ganze Priesterschaft erhebe sich zum Gebet, daß das Reich erhöht werde. Deshalb betet für dich die gesammte Kirche, daß sie durch deine Mühen für sich Ruhe gewinne und durch ihre Fürbitten dein Siegesruhm wachse."

Zuletzt erinnert Petrus den jungen König an das Beispiel seines Vaters, an „den herrlichen Kaiser glänzenden Andenkens, der die Kirche

so hoch erhob"; der Zweig solle nicht von dem Stamme entarten, an dem er entsprossen. Er entschuldigt die Kühnheit seiner Rede, aber der König habe in ihm nicht einen Widersacher, sondern einen ergebenen Rathgeber. Wenn er seinem Rathe folge, Cadalus vernichte und die Einheit der Kirche herstelle, so hoffe er ihn bald in der Kaiserkrone zu sehen; anderenfalls — er wagt nicht auszusprechen, was er dann fürchtet.

Der alte Mönch durchschaute, wie man sieht, mit bewunderungswürdigem Scharfblick die Weltlage. Sein Schreiben enthält große Wahrheiten, und sein Ausdruck, so kühn er ist, trägt den Stempel erhabener Würde. Man hätte wünschen mögen, sein Rath wäre am deutschen Hofe mehr beherzigt worden, als er es wurde. Offenbar wollte Petrus nichts Anderes, als daß die Herrlichkeit des Kaiserthums sich von Neuem entfalte, um Cadalus zu Grunde zu richten und die Einheit der Kirche unter Papst Alexander herzustellen. Man könnte danach wohl meinen, Petrus sei auch hier nur der Anwalt des Papstes und Hildebrands und der Brief lediglich in ihrem Auftrag geschrieben, wie einst die Schrift über den Augsburger Synodalstreit. Aber dem war nicht von fern so. Wir wissen vielmehr mit Bestimmtheit, daß der Papst und Hildebrand der Romfahrt des jungen Königs mit aller Entschiedenheit widerstrebten, und sie werden jetzt dieses Schreiben des Petrus an den König noch entschiedener mißbilligt haben, als einst vor dem Mantuaner Concil seinen Brief an Anno.

In der römischen Curie hatte man es mit Nichten vergessen, in welche abhängige Lage die Romfahrten Ottos III. und Heinrichs III. das Papstthum gebracht, daß sie deutsche Päpste auf den Stuhl Petri geführt hatten. Noch war mit dem königlichen Hofe keineswegs Alles auf das Reine gebracht. Man hatte das Einverständniß mit den Normannen zu rechtfertigen, fürwahr keine leichte Aufgabe. Auch war es nicht in Gegenwart des königlichen Vertreters geschehen, daß man in Mantua über Cadalus und seine Anhänger das Anathem aussprach. Hildebrand konnte nicht entgehen, wie bedenklich sich für ihn und seine Freunde die Dinge gestalten könnten, wenn jetzt wieder einmal das Kaiserthum in seiner ganzen Hoheit mitten in diese Wirren Italiens hineintrat, und selbst im günstigsten Falle ließ sich der kaiserlichen Majestät eine Obedienz nicht verweigern, deren man schon glaubte ledig zu sein. Alles in Allem, die Anhänger Hildebrands fürchteten die Kaiser-

krönung eben so sehr, wie sie Petrus wünschte, und das eigenthümliche Verhältniß des Bischofs von Ostia, der von seinem einsamen Fonte Avellana aus die großen Dinge mit seinen eigenen Augen anzusehen liebte, zu den römischen Cardinälen spannte sich mehr und mehr. Petrus beschwerte sich bald, daß er auf das Unwürdigste vom Papst behandelt werde; er verwünschte das Anathem über Heinrich von Ravenna, unter welchem eine der ersten Kirchen Italiens leide. In seinem Zorn droht er einmal dem Papst ein Geheimniß zu veröffentlichen, welches er kaum noch verschweigen könne. „Noch hat es Rom nicht vernommen, noch Niemand diese Sache von mir gehört, welche den Ruf eurer Heiligkeit vernichten kann.“ Er macht kein Hehl daraus, daß seine persönliche Zuneigung zum Papst nicht sowohl ermattet, als vielmehr völlig erstorben sei und nur durch bestimmte Beweise seiner Gnade wieder erweckt werden könne.

Sonderbar, daß zu derselben Zeit auch Anno Veranlassung zu den größten Beschwerden wider Rom fand und gegen den Papst eine kaum minder deutliche Sprache als Petrus führte. Daß er zur Romfahrt gerathen, daß er mit Eifer die Rüstungen gefördert hatte, war zu Rom sehr übel vermerkt worden; man besorgte das Aergste von dem Ehrgeiz des Mannes und legte ihm — unglaublich wäre es, wüßte man es nicht aus seinem eigenen Munde — sogar die Absicht unter, den Zug nur zu betreiben, um Alexander zu stürzen und selbst den Stuhl Petri zu besteigen. Der Papst selbst hatte gegen solche Verdächtigungen sein Ohr nicht verschlossen und gab dadurch Anno Veranlassung zu dem bereits erwähnten Schreiben, welches reicher an Beschwerden als an Entschuldigungen ist. „Wenn solche Gerüchte,“ schreibt Anno dem Papst, „bei euch Eingang gefunden haben, so bedaure ich mehr euch als mich. Denn wie war es möglich, daß ein so heiliger und kluger Mann sich durch die unglaublichste Lüge der sinnlosen Masse verblenden ließ! Habe ich nicht mehr als Alle und in Wahrheit allein bis auf diesen Tag für eure Ehre mit allem Fleiße gearbeitet? Und jetzt sollte ich, was ich vor der gesammten Kirche in Italien und Deutschland öffentlich voll Eifer zu vertreten begonnen habe, selbst angreifen? Wenn ich dies auch nicht in Person thäte, wenn ich es nur durch einen Anderen geschehen ließe, würde ich dann nicht verdammlicher als ein Judas erscheinen? Uebrigens fehlt so viel daran, daß ich dauernd in Rom sein möchte, selbst wenn ich es könnte, daß ich auch nur auf eine Stunde zum Gebet

dorthin nicht gern käme. Daher laßt euch, ich bitte euch, von Niemand solche Dinge über mich einreden. Denn so wahr mir Gott helfe, ich wünsche Roms Macht ungeschmälert, besonders unter euch."

Seine Thätigkeit für die Romfahrt rechtfertigt Anno vor dem Papst durch den Hinweis auf Herzog Gottfried, dessen Treue doch über allen Zweifel erhaben und mit dem er sich auf das Engste habe in dieser Sache verbinden wollen. Sehr bezeichnend sind dann die Ermahnungen, die er an den Papst richtet, und die am besten zeigen, welche Befürchtungen dieser vor Allem hegte. „In dieser gewaltigen Verwirrung und Verwickelung aller Dinge," schreibt er, „müßt ihr den königlichen, den geraden Weg verfolgen, und Nichts, hoffe ich, wird euch eine demüthige Rolle zu spielen zwingen. Denn ihr habt die gewichtige Thatsache für euch, daß ihr zuerst auf den apostolischen Stuhl erhoben seid. Und dann, als man eure Wahl mehr aus Leichtfertigkeit, als um der Gerechtigkeit willen in Frage stellte, seid ihr zweimal und dreimal zu eurem Bischofssitz auf den Befehl des Königs in gebührender Weise zurückgeführt worden; Fürsten, Bischöfe, Herzöge und Markgrafen haben euch dabei das Geleit gegeben. Deshalb laßt alle Besorgniß fahren: so lange Herzog Gottfried und ich leben, werden wir euch niemals verlassen. Hätten wir auch keinen anderen Grund nach Italien zu gehen, der allein würde uns genügen: mit Gottes Beistand für Kirche und Reich Fürsorge zu treffen, damit beide nicht ganz von denen zu Grunde gerichtet werden, die sie jetzt in ihrer Gewalt zu haben meinen und doch am wenigsten haben sollten, oder von anderen Leuten ihrer Art."

So schrieb Anno an den Papst, in seinen Anschauungen sich jetzt, wie früher, mit Petrus Damiani vielfach begegnend. Doch die Stimmung der römischen Curie traf er nicht besser als jener. Der Papst und Hildebrand wollten sich einem neuen Kaiser nicht beugen, noch weniger aber dem Stolz Annos und der Gunst Gottfrieds ihre Stellung verdanken. An die Möglichkeit einer dauernden Ausgleichung zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum glaubten sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht. Alles lag ihnen daher daran, die Romfahrt hinauszuschieben, und diese Bemühungen hatten den besten Erfolg: wie im Frühjahr, kam sie auch im Herbst nicht zu Stande.

Wir wissen, daß es vor Allem Adalbert mit seinen Genossen war, der einem Unternehmen entgegentrat, von dem sich Anno und Gottfried großen Gewinn versprachen. Auch liegt auf der Hand, daß sich seine

Interessen hier mit denen Hildebrands auf das Eigenthümlichste begegneten, so entgegengesetzt sie auch sonst sein mochten. Für den Augenblick waren der Vorfechter des alten Kaiserthums und der Begründer der geistlichen Hierarchie offenbar gleichsam Bundesgenossen. Aber waren sie sich dessen auch bewußt? Standen und handelten sie hier im Einverständniß mit einander? Das sind Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen.

Täuscht nicht Alles, so war in der That ein solches Einverständniß vorhanden. Fest steht, daß gerade zu der Zeit, wo der Römerzug die Gemüther beschäftigte, eine Gesandtschaft vom Könige und Adalbert nach Rom abging; als ihren Zweck erfahren wir allerdings nichts Anderes, als daß sie einen großen Anschlag gegen die Reichsabteien, von dem bald weiter die Rede sein wird, vorbereiten und die päpstliche Einwilligung dazu gewinnen sollte. Zu diesem Schritt ließen sich der Papst und seine Rathgeber freilich nicht verleiten. Aber gewiß ist, daß sich in anderen Dingen um dieselbe Zeit Rom dem Bremer willfährig genug erwies, und so werden jene Gesandten wohl auch andere Aufträge gehabt haben. Adalbert hatte sich über Harald Hardrade, den König von Norwegen, zu beschweren, der die Bischöfe seines Reichs in England und Frankreich weihen ließ: der Papst gebot Harald die Bischöfe nach Bremen zu senden. Die dänischen Suffragane verweigerten ihrem Metropoliten den Gehorsam: der Papst wies sie zu demselben an und gab seine Einwilligung zu einer großen Synode, welche zu Schleswig alle Bischöfe des Nordens vereinigen sollte und zu jenem ungeheuerlichen Plan eines nordischen Patriarchats gehörte, den Adalbert jetzt wieder aufgenommen hatte, da auch Svend Estrithson auf das dänische Erzbisthum zurückgekommen war. Offenbar stand der Bremer mit dem Papst und Hildebrand nicht allein in Vernehmen, sondern in sehr gutem Vernehmen. Und wie anders hätte dies herbeigeführt sein sollen, als indem sie sich über die wichtigsten Angelegenheiten, die sie im Augenblick beschäftigten, zu verständigen wußten?

Man hat oft Adalbert als einen entschiedenen Anhänger des Cadalus und eben so entschiedenen Widersacher Alexanders dargestellt: beides mit Unrecht und ohne einen stichhaltigen Beweis. Adalberts Verhältniß zu den streitenden kirchlichen Parteien in Italien richtete sich, soviel wir sehen, lediglich nach der Politik, die er in Deutschland zur Erhaltung seiner Macht einzuschlagen für nöthig hielt. Deshalb ist auch

nicht zu verwundern, wenn er sich doch bald darauf mit Cadalus und den Lombarden in neue Verbindungen einließ. Es sind nicht leere Worte, wenn Petrus Damiani den König vor seinen allgewaltigen Räthen warnt, die bald sich mit schmeichlerischer Gunstbuhlerei für Gönner Alexanders ausgäben, bald Cadalus die besten Aussichten eröffneten, sich im Stillen aber an der Fortdauer der Kirchentrennung erfreuten und sie zu erhalten suchten. Petrus setzt diese Räthe anderen rechtschaffenen Männern im Rathe des Königs entgegen, und so gewiß er bei diesen an Anno und dessen Freunde denkt, so gewiß bei jenen an Adalbert mit seinen Genossen. So wenig Adalberts Anhänglichkeit an den König zu bezweifeln steht, so unleugbar ist, daß er der kaiserlichen Macht einen unberechenbaren Schaden zufügte, als er die Romfahrt im Jahre 1065 vereitelte. Damals hätte Heinrich als Kaiser ein schwerwiegendes Wort der Entscheidung in den kirchlichen Wirren zu sprechen vermocht; damals hätte Niemand seine kaiserliche Macht ihm ernstlich bestreiten können. Es verstrichen nun noch zwölf Jahre, ehe der König die Alpen überstieg, und dann kam er nach Italien, um in Canossa als reuiger Sünder zu büßen; es vergingen andere sieben Jahre, ehe er die Kaiserkrone gewann, und auch da wurde sie ihm noch von allen Seiten bestritten.

Im Sommer 1065 verließ die Kaiserin Mutter nach mehr als jährigem Aufenthalt am Hofe abermals Deutschland und ging nach Rom, wo sie in dem Kloster der heiligen Petronella nun für gewöhnlich ihren Wohnsitz nahm. Seitdem hatte Adalbert nicht nur auf die Staatsgeschäfte, sondern auch auf die Person des Königs einen unbegrenzten Einfluß. Neben ihm stand als Günstling des Königs ein junger Graf Werner, dessen Charakter als hitzig und gewaltthätig geschildert wird: doch auch Werner war, wie es scheint, ganz von dem Bremer abhängig.

Niemand konnte von Adalbert in seiner Stellung erwarten, daß er den Neigungen und Launen des königlichen Jünglings entgegentreten würde: er gefiel sich eben darin, ihm und gerade ihm allein zu dienen. Aber von einem Manne seiner Denkart und seiner Erfahrungen stand

zu hoffen, er werde das Interesse der Krone nach Kräften wahren, und seine vorgerückten Jahre schienen eine Bürgschaft dafür zu geben, daß er die Gewalt der Leidenschaften einigermaßen zu bezähmen gelernt habe. Aber in beidem täuschte man sich; denn gerade jetzt erst traten die ganze Eitelkeit, die ganze Herrschsucht und Habgier, wie die ganze Härte seiner Natur an den Tag. Es war, als ob das Glück alle besseren Eigenschaften des Mannes zu Grunde gerichtet habe. Der Mißgunst der Fürsten konnte Adalbert nimmer entgehen: aber traurig genug, daß er es in wenigen Monaten dahin brachte, daß ihn mit Recht der allgemeine Haß traf, die Hand Aller sich gegen ihn erhob und die Krone einer neuen schmählichen Demüthigung unterworfen wurde.

Die Unzufriedenheit über Adalberts Verwaltung war bald im Reich allgemein. Für Nichts war er mehr besorgt, als für den Glanz seiner Kirche, und in der That wandte er ihr mehr an Schenkungen und Privilegien zu, als irgend einer seiner Vorgänger: der Reichthum Bremens ließ sich schon mit dem von Köln und Würzburg vergleichen. Auch hatte man dort für den Augenblick vor den Billingern Ruhe. Graf Hermann, der für seine im Ungarnkriege geleisteten Dienste nicht nach Gebühr glaubte belohnt zu sein, hatte zwar im Jahre 1064 eine neue Fehde erhoben, aber seinen Friedensbruch nach dem Urtheil des Pfalzgerichts mit dem Exil büßen müssen. Seitdem verkrochen sich die Billinger scheu vor ihrem mächtigen Widersacher, und Adalbert hatte es selbst geschehen lassen, daß Hermann aus der Verbannung zurückkehrte. Beneidenswerth schien Bremens Lage, während sein Erzbischof das große Kaiserreich regierte: und doch hörte man dort die lautesten Klagen. So viel Schenkungen auch Bremen erhielt, es begann mehr und mehr zu verarmen. Das glänzende Hofleben Adalberts und seine kolossalen Unternehmungen verschlangen alle Einkünfte des Stifts, und die Domherren fingen an zu darben. Nicht allein die kostbaren Kirchenbauten wurden fortgesetzt, sondern auch Burgen rings um die Stadt errichtet, und zum Ueberfluß ließ der Erzbischof Weingärten sogar in dem kalten Lande anlegen. „Alles wollte er haben," sagt Adam von Bremen, „was es irgendwo in der Welt Prächtiges gab." Selten war Adalbert daheim: kam er aber einmal nach Bremen, so war sein Besuch ein Schrecken für Alle, da ein solcher stets neue und drückendere Steuern herbeizuführen pflegte.

Und wie murrte man erst in den Harzgegenden, wo Adalbert mit dem König während des ganzen Herbstes und Winters 1065 Hof hielt,

weil er nur hier sein volles Ansehen behaupten zu können meinte. Schon weigerten sich die Harzbewohner die gewohnte Verpflegung dem Hofe zu geben; die Bedürfnisse desselben mußten gekauft oder erpreßt werden. Alles Unheil des Landes maß man dem Erzbischof bei, der es aussauge, um seine „Alleinherrschaft voll offenbarer Tyrannei", die er sich als Vertrauter des Königs erschlichen, nicht einzubüßen. Wohin man hörte, vernahm man Klagen über die Noth der Zeit und Verwünschungen des Erzbischofs.

Während so der Unmuth des Volks von Tage zu Tage stieg, lebte Adalbert im Kreise seiner Schmarotzer und Schmeichler selige Tage. Sie sprachen ihm davon, daß er keinen seiner Nebenbuhler mehr zu fürchten habe und ihm die Regierung des Reichs auf lange Zeit hin gesichert sei; sie redeten ihn als den Patriarchen des Nordens an, wie er es gern sah; sie prophezeiten ihm, daß er einst auch noch den Stuhl Petri besteigen und dann die goldene Zeit aufs Neue hienieden anbrechen würde. Engel, sagten sie, hätten ihnen das Alles verkündet, und der eitle Mann war schwach genug solchen Reden sein Ohr zu leihen. Er schien sich der Glücklichste aller Sterblichen in dem Glanz, der ihn von allen Seiten umgab und den er mit ungeheuren Kosten aufrecht erhielt. Mit allen seinen Gegnern hoffte er bald fertig zu werden, und die Billinger hörten es nicht ohne Bangen, wie er wohl verlauten ließ, daß er die frechen Verwüster der Kirchengüter bald ganz aus der Welt schaffen werde. Er ahnte nicht, wie nahe sein eigener Sturz war, den ein an sich kaum gefährlich scheinendes Unternehmen herbeiführte.

Um seinen wachsenden Bedürfnissen genügen zu können, war Adalbert schon im Frühjahr 1065 auf den Gedanken gekommen, sich die Einkünfte der reichen Abteien Lorsch und Korvei, die unmittelbar vom Reiche abhängig waren, schenken zu lassen. Der König fügte sich hierin, wie in Allem, seinen Wünschen, und sogleich wurden Boten nach Rom geschickt, um auch den Papst für die Sache geneigt zu stimmen. Die Klöster waren des Schutzes durch Rom damals sicher, und die Antwort, die Adalbert erhielt, entsprach nicht seinen Erwartungen, doch war ein ernstes Auftreten des Papstes gegen ihn bei der Lage der Dinge kaum zu erwarten. Der Plan wurde weiter verfolgt, und Adalbert hoffte auch die Geneigtheit der Fürsten für seine Absicht zu gewinnen, indem er ihnen theils die Schenkung anderer Abteien in Aussicht stellte, theils sie durch andere Wohlthaten sich zu verpflichten bemüht war.

Vom Sommer 1065 an zeigte Adalbert die größte Regsamkeit für die Durchführung seiner Absichten. Zuerst suchte er Anno zu gewinnen, den er am meisten auch hier zu fürchten hatte. Im Juni erhielt der Kölner die reiche Abtei Malmedy, welche bis dahin mit Stablo in enger Verbindung und unter demselben Abt gestanden hatte; dazu kamen Kornelismünster bei Aachen und Vilich bei Bonn, endlich noch im August eine Schenkung an das von Anno begründete und bevorzugte Kloster Siegburg. So sehr sich der Abt von Stablo auch sträubte Malmedy herauszugeben, Anno wußte sich mit Gewalt in den Besitz der Abtei zu setzen und sie zu behaupten; die Verwaltung derselben übertrug er dem Abt von Brauweiler, die fetten Einkünfte flossen in seine eigene Tasche. Wie Adalbert Anno in seinen Plan hineingezogen hatte, geschah es dann auch mit anderen Bischöfen. Der Bischof Einhard von Speier empfing die Abteien Limburg und St. Lambert an der Hardt, Rumold von Konstanz Reichenau, Altwin von Brixen Pollingen, Ellenhard von Freising Benedict-Beuern.

Inzwischen hatte Adalbert auch die einflußreichsten weltlichen Fürsten sich zu verpflichten und in sein Interesse zu ziehen gewußt. Otto von Nordheim erhielt die Abtei Altaich, das reichste und angesehenste Kloster damals in Baiern; Herzog Rudolf von Schwaben die Abtei Kempten an der Iller. Der letztere war seit dem Sturz der Agnes vom Hofe fern gehalten und hatte den Haß eines Günstlings früherer Tage getragen: erst mit der Schwertnahme des Königs kehrte er wieder in die Stellung zurück, welche ihm als dessen Schwager gebührte. Er hatte einen Bruder, Adalbero mit Namen, der wegen eines lahmen Beines unfähig für das Waffenleben schien und in das Kloster St. Gallen getreten war. Die Ruhe und fette Kost des Klosters hatten gut bei ihm angeschlagen: Adalbero kam zu riesiger Körperkraft und gedieh zugleich zu einem Leibesumfang, der Jeden mit Entsetzen erfüllte. Man hätte diesen sonderbaren Mönch hinter den Mauern von St. Gallen belassen sollen, aber im Sommer 1065 wurde er zum allgemeinen Aergerniß auf den erledigten Bischofsstuhl von Worms erhoben. Es war offenbar ein Liebesdienst, den Adalbert Herzog Rudolf erwies, um ihn desto fester an sich zu ketten. Auch auf die Dienstwilligkeit Herzog Gottfrieds glaubte Adalbert zählen zu können. Am 28. August dieses Jahrs starb der alte Herzog Friedrich von Nieder-Lothringen, einer der wenigen Treuen in einer treulosen Zeit, und wenn Gottfried nun das alte Herzogthum seines Hauses,

um welches er zwanzig Jahre geworben und gekämpft hatte, endlich erhielt, geschah es sicherlich nicht ohne Zuthun des allmächtigen Erzbischofs.

Adalbert glaubte jetzt seiner Sache sicher zu sein und ließ sich am 6. September 1065 die Schenkungsurkunden über Lorsch und Korvei ausstellen. Aber unerwarteter Weise begegnete er in diesen Klöstern selbst einem Widerstande, wie er ihn nicht erwarten konnte. Der Abt von Lorsch gebot über eine Schaar von 1200 Vasallen und Ministerialen, und diese zeigten nicht die geringste Neigung die Selbstständigkeit ihres Klosters preiszugeben und sich dem Bremer zu unterwerfen. Sie rüsteten sich ihm in den Weg zu treten, befestigten eine Anhöhe in der Nähe des Klosters und ermunterten den Abt seine Freiheit mit aller Hartnäckigkeit zu behaupten. In der That spottete der Abt aller Drohungen des Königs und des Erzbischofs. Als er nach Goslar beschieden wurde, weigerte er sich zu kommen; als man ihm seinen Stab abforderte, behielt er ihn trotz des königlichen Befehls. Nur mit Gewalt konnte Adalbert, wie er sah, sich der Abtei bemächtigen, und auch gegen Gewalt hatten sich die Ritter des Klosters gerüstet. Ebenso zeigte in Korvei der Abt wenig Neigung, das Kloster dem Erzbischof zu übergeben. Deshalb dachte dieser darauf, wie er den Abt entfernen könnte, und scheute selbst eine plumpe Lüge nicht, um seinen Zweck zu erreichen. Er gab vor, der Bischof von Pola in Istrien sei gestorben, und ließ den Abt zu dessen Nachfolger ernennen. Aber man erfuhr bald, daß der dortige Bischof sich in voller Gesundheit befinde, und der Abt blieb in dem Kloster. Noch andere Listen versuchte Adalbert, um sich in den Besitz von Korvei zu setzen, aber sie hatten um so weniger Erfolg, als sich Otto von Nordheim unerwarteter Weise eifrigst des Klosters annahm. Allerdings hatte dieser die Verleihung von Altaich Adalbert zu danken, aber er war immer der Mann gewesen, der sich dem Zwange der Dankbarkeit am liebsten durch glänzenden Undank entzog.

Ottos Benehmen zeigte, daß Adalbert auch bei den Fürsten seinen Zweck nicht erreicht hatte, und mit der Unbesonnenheit, die ihm eigen war, reizte er ihre Mißstimmung und Eifersucht immer stärker. Im October und November 1065 ließ er sich neue Schenkungsurkunden vom Könige ausstellen und dadurch alte Königspfalzen wie Duisburg und Sinzig am Rhein sich übertragen. Seine Habgier schien kaum noch Grenzen zu kennen, und es im Interesse des Reichs selbst geboten, ihr entgegenzutreten. Alles Danks gegen ihn hielten sich die Fürsten ent-

bunden und sannen nur darauf, wie sie ihn vom Regiment entfernen könnten. Inzwischen war auch Siegfried von Mainz, der alte Ränkeschmied, aus dem gelobten Lande zurückgekehrt: er kam zur rechten Stunde, um sich wieder zur Geltung zu bringen, und ließ sich den günstigen Moment nicht entgehen.

Adalbert hatte sich nicht allein verhaßt, sondern auch ebenso verächtlich gemacht. Die Romfahrt hatte er aufgegeben und führte mit den Mönchen von Lorsch und Korvei kleinliche und ruhmlose Kriege. Obschon er sich für den mächtigsten Mann der Welt hielt und vom König noch immer seinen „Patron" nennen ließ, hatte sich in diesen Streitigkeiten doch die Ohnmacht deutlich genug verrathen. Man konnte beklagen, daß er seine Gewalt nur benutzt hatte, um seinem Namen den guten Klang zu rauben, den er vordem gehabt; aber noch viel bedauernswerther war der Mißbrauch, den er zugleich mit dem Namen des Königs getrieben hatte. Wie viele Sünden der vormundschaftlichen Regierung hatte das Regiment des jungen Königs gut zu machen, und hätte es gut machen können, wenn er recht berathen wurde! Es war Adalberts Schuld, wenn das neue Regiment nicht allein einen unbedeutenden, sondern geradezu verderblichen Gang nahm, wenn der zauberisch wirkende Glanz einer neuen Herrschaft sogleich getrübt und die Majestät in die kleinlichsten Händel verwickelt wurde. Kein Jahr war seit der Schwertnahme Heinrichs verflossen, so stand man vor einer neuen Umwälzung aller Verhältnisse des Hofs und des Reichs. Adalberts Sturz war unvermeidlich und gewiß nicht zu bedauern, aber verhängnißvoll wurde es, daß sich mit ihm eine neue Beschimpfung des jungen Königs verband, die sich noch weniger als die Schmach von Kaiserswerth vergessen ließ.

Das alte Spiel begann nun von Neuem. Die Fürsten tagten mit einander und beriethen das Wohl des Staats. Daß der Sturz Adalberts vor Allem nothwendig sei, ehe an bessere Zustände zu denken: darin waren sie alle einig, Anno von Köln und Siegfried von Mainz, Otto von Baiern, Berchthold von Kärnthen und Rudolf von Schwaben, wohl auch Gottfried von Lothringen, obwohl er auch diesmal sich einer unmittelbaren Theilnahme an dem Unternehmen enthalten zu haben scheint. Diese geistlichen und weltlichen Herren waren überhaupt einiger, als man nach ihren früheren Begegnungen hätte erwarten sollen; alle Feindseligkeiten waren vergessen, so lange der Bremer noch in der Macht

stand. Man beschloß endlich auf einem Reichstage, welchen der König auf die ersten Tage des Januar nach Tribur berufen hatte, ihn zur Entlassung Adalberts mit Gewalt zu zwingen.

Der Hof hatte sich über Korvei und Ingelheim nach Mainz begeben, wo er das Weihnachtsfest beging. Es war eine trübe Reise gewesen, die dem Könige seinen vertrautesten Freund gekostet hatte. Graf Werner war seinen Vasallen, als sie zu Ingelheim mit den Einwohnern in Streit geriethen, zur Hülfe geeilt, aber in dem Handgemenge, welches sich entspann, selbst um das Leben gekommen. Den vornehmen jungen Mann, welcher dem Könige so nahe stand, hatte mit einer Keule ein gemeiner Knecht, nach Anderen sogar eine herumziehende Tänzerin niedergehauen: fürwahr ein wenig rühmliches Ende! Und bald gestalteten sich die Verhältnisse um den König und Adalbert immer trüber. Als der Erzbischof den König nach Tribur geleitet hatte, eilte er nach Lorsch. Sein Erscheinen, hoffte er, werde hier sofort jeden Widerstand niederschlagen. Aber wie sehr hatte er sich getäuscht! Er fand in Lorsch die Vasallen und Ministerialen zum Kampf gegen sich gerüstet und mußte alsbald den Rückweg antreten. Wie ein Flüchtling erschien er wieder in Tribur, wo sich inzwischen die Fürsten zum Reichstag sammelten. Und kaum war dieser eröffnet, so stellten sie dem König schlechthin die Wahl zwischen Abdankung oder Entlassung des Erzbischofs vom Hofe und den Reichsgeschäften.

Ein unerhörtes Beginnen, welches jede Faser im Herzen des Königs erbeben machte. Heinrich machte Ausflüchte; er hoffte noch im ersten Augenblick den Fürsten entgehen zu können. Adalbert entwarf einen Fluchtplan, der in der nächsten Nacht ausgeführt werden sollte; aber von den eigenen Dienstleuten des Königs wurde er verrathen und vereitelt. Kaum konnte Heinrich am anderen Tage den Erzbischof noch vor den ärgsten Gewaltthaten in der Versammlung schützen. Schimpflich mußte Adalbert in der nächsten Nacht die Hofburg mit seinen ergebensten Anhängern räumen, doch gab der König ihm eine bewaffnete Mannschaft mit, um ihn vor einem Ueberfall auf der Reise zu sichern. Der Erzbischof nahm seinen Weg nach Bremen, der König blieb in Tribur zurück.

Heinrich war nun abermals gleich einem Gefangenen in den Händen der Fürsten, wie einst am Tage von Kaiserswerth. Aber damals war er ein Knabe, jetzt war er zum Jüngling gereift und mit den

Waffen bekleidet; damals hatte man dem Regiment seiner Mutter ein Ende gemacht, jetzt beraubte man gleichsam ihn selbst der Regierung und unterwarf ihn aufs Neue einer Bevormundung. Denn das war auch diesmal das nächste Resultat des geglückten Anschlags, daß eine Reichsregierung eingerichtet wurde, welche von den Fürsten abhängig und ihnen verantwortlich war. Anno mochte glauben, daß die Zustände sich seit dem Jahre 1062 nicht verändert hätten; in vier Jahren konnte er, der alternde Mann, wesentlich derselbe geblieben sein. Aber Heinrich war in dieser Zeit ein Anderer geworden, und ein Zwang, den er früher schon widerwillig genug trug, wurde ihm jetzt unerträglich. Sein Herz erfüllte sich immer mehr mit Haß gegen Anno und seine Genossen.

6.

Heinrich IV. unter dem Zwange der Fürsten.

Während des Januars 1066 blieben die Bischöfe und Fürsten in Tribur zusammen, um die Lage des Reichs zu berathen. Es lag in der Natur der Dinge, daß sie dem Könige ihren Willen aufzwangen, und die Reichsregierung, die sie einrichteten, wieder völlig den aristokratischen Charakter gewann, den Adalbert zu beseitigen gesucht hatte. Fürstentage folgten in der nächsten Zeit auf Fürstentage, und alle wichtigen Angelegenheiten wurden auf ihnen berathen. Die Verwaltung der laufenden Geschäfte wurde einzelnen Bischöfen in einem gewissen Wechsel übergeben. Der geschäftsführende Bischof wurde von den Fürsten erwählt; wie oft der Wechsel eintrat, ist nicht deutlich. Absichtlich scheint man von der Wahl die Erzbischöfe ausgeschlossen zu haben, um die Rückkehr zu den früheren Zuständen unmöglich zu machen. Im Jahre 1067 führte, wie die Urkunden anzeigen, meist Ebbo von Naumburg die Geschäfte, im October 1069 Hermann von Bamberg, zu anderen Zeiten wohl andere Bischöfe des Reichs. Wie lange diese Einrichtung sich erhielt, läßt sich nicht ermitteln. Wenn sie jemals eine größere Bedeutung gewann, ging sie bereits im Jahre 1069 verloren, als Adalbert an den Hof zurückkehrte. Wie aber das Regiment auch geordnet wurde, die Macht lag wesentlich doch in den Händen der Erz-

bischöfe und Herzöge, welche den Umschwung der Dinge herbeigeführt hatten, und Alles kam darauf an, wie weit und wie lange es ihnen gelingen würde den König in ihrer Gewalt zu erhalten.

Eine der ersten Fragen, welche nach Anordnung der inneren Verhältnisse in Tribur zur Sprache kam, war die Stellung zu Rom. Anno erklärte dem König im Rathe der Fürsten: er müsse von allen Unbilden ablassen, die er bis dahin dem apostolischen Stuhl zugefügt, und dem Papst Genugthuung und die ihm gebührende Ehre geben. Ohne Frage hatte Adalbert in der letzten Zeit mit den lombardischen Bischöfen neue Verhandlungen gepflogen: aber Anno meinte wohl nicht allein, daß diese rückgängig gemacht werden sollten, sondern verlangte eine rückhaltslose Anerkennung der Stellung Alexanders, eine förmliche Verwerfung alles dessen, was jemals vom deutschen Hofe zu Gunsten des Cadalus geschehen sein mochte. Er wollte dem apostolischen Stuhl seine geistliche Selbstständigkeit gewahrt wissen: darin sah er dessen Recht und zugleich eine heilsame Schranke der kaiserlichen Gewalt.

Annos Meinung fand bei den Fürsten Beifall; auch der König billigte sie und, wie Allen es schien, von Herzen. Man meinte, als Erzkanzler Italiens sei der Kölner selbst der geeignetste Mann nach Rom zu gehen und in der von ihm angegebenen Weise eine vollständige Verständigung mit dem apostolischen Stuhle herbeizuführen. Der König willigte auch hierein und forderte Anno zu der Reise auf. Aber eingedenk der Fährlichkeiten, welche er auf der Reise nach Mantua ausgestanden hatte, sträubte er sich, bis ihn seine Freunde Herzog Rudolf und Herzog Berchthold bei Seite nahmen und darauf aufmerksam machten, daß er durch seine Weigerung nur dem Könige eine Gelegenheit böte, ihm die Schuld zuzuschreiben, wenn die Angelegenheiten Italiens auch jetzt ungeordnet blieben. Da erbot sich Anno die Reise anzutreten, aber jetzt fand er nicht mehr Gehör. Herzog Otto wurde nach Rom gesandt, um die Aufträge des Königs und der Fürsten zu überbringen. So erzählt Anno selbst in einem Bericht an den Papst den Hergang der Sache.

In der That entwickelte sich jetzt dem Anschein nach das beste Vernehmen zwischen der römischen Curie und den Leitern des deutschen Hofs. Im Mai 1066 wurde durch eine päpstliche Bulle Annos Stiftung des Klosters Siegburg bestätigt und dabei den außerordentlichen Verdiensten Annos um Rom das gebührende Lob gespendet. „Lieb-

reich," sagt der Papst zu Anno, „hast du inmitten deiner Mühen der leidenden Mutter gedacht und sie mit deinen Schultern gestützt, daß sie der Anstrengung nicht erläge und inmitten der vielen Hindernisse nicht vom geraden Wege weiche: deshalb muß ich dir willfahren, selbst wenn du vom apostolischen Stuhl das Schwierigste fordern solltest." Inzwischen hatte sich auch Siegfried in der demüthigsten Weise an den Papst und Hildebrand gewendet. Nie hatte bisher ein Erzbischof von Mainz den Primat Petri so verstanden, wie er es jetzt that, nie ein Nachfolger des Bonifaz sich devoter gezeigt: nur in der Unterwürfigkeit Roms schien Siegfried zu athmen. Aber nach Kurzem vernehmen wir auch den Dank an Hildebrand, wie an den Papst, für erwiesene Wohlthaten. Wenn nicht schon früher, hat er damals auch das so lange entbehrte Pallium erhalten. Nicht ohne Absicht beugte sich Siegfried so tief, und nicht ohne Lohn ist seine Demuth geblieben.

Man weiß, wie bestimmt Konrad II. und Heinrich III. an der Idee des Erbkönigthums und Erbkaiserthums festgehalten hatten, wie dagegen Nicolaus II. die kaiserliche Prärogative Heinrichs IV. aus einem persönlichen, gerade nur ihm vom apostolischen Stuhl ertheilten Privilegium ableiten wollte. Da ist es doch nun auffallend genug, wenn dieser Erzbischof von Mainz an den Papst im Frühjahr 1066 folgende Worte richtet: „Wir flehen euch inständigst an, da die Krone unseres Königreichs und das Diadem des gesammten römischen Kaiserthums durch den heiligen Petrus in eure Hand gegeben ist, euren Sohn, unseren Herrn König Heinrich, immer in gutem Andenken zu behalten und wie ihr ihn bisher mit Rath und That getreulich unterstützt habt, so auch ihm bis zu seiner kaiserlichen Krönung mit apostolischer Standhaftigkeit ferner Beistand zu leisten." Buchstäblich hat diese Worte Siegfried noch einmal im Herbst in einem zweiten Schreiben an den Papst wiederholt. Und wie will man sie anders deuten, denn als die förmlichste Anerkennung des Grundsatzes, den Nicolaus II. aufgestellt hatte, daß dem Papst die freie Disposition über die Kaiserkrone zustehe! Aber das ist zugleich klar, diese geistlichen Herren faßten, sobald sie wieder an das Regiment gekommen waren, auch die Kaiserkrönung abermals in das Auge. Nachdem sie die Freiheit Roms anerkannt hatten, wollten sie andererseits die Anrechte Deutschlands an Italien und das Kaiserthum selbst vom Papste anerkannt sehen, obschon sie behutsamer als ein Jahr zuvor mit ihrer Forderung auftraten.

Und wie gingen die Fürsten mit dem Reichsgut um, welches Adalbert in so unverantwortlicher Weise verschleudert hatte? Es ist anzuerkennen, daß sie der Vergeudung sogleich Einhalt thaten. Im Jahre 1066 ist keine namhafte Schenkung erfolgt, und in den nächstfolgenden Jahren haben mindestens die Erzbischöfe sich nicht sonderlich am Reichsgut bereichert. Auch war es nicht anders zu erwarten, als daß Adalbert das Uebelgewonnene jetzt übel verlieren würde. Noch in Tribur wurde die Schenkung von Lorsch in aller Form aufgehoben, und triumphirend kehrte der Abt am 2. Februar in sein Kloster zurück. Ebenso gingen Korvei, Duisburg, Sinzig Adalbert verloren. Hätten nur auch die Herren dieselbe Strenge gegen sich gezeigt, die sie gegen Adalbert übten! Aber abgesehen von Rumold von Konstanz, welcher Reichenau zurückgab, behielten sie sämmtlich die Abteien, welche sie dem Bremer verdankten. Der Abt von Stablo setzte Himmel und Erde in Bewegung, um wieder zu Malmedy zu gelangen. Aber obwohl ihm der König geneigt war, die Volksstimme die Gerechtigkeit seiner Sache erkannte, blieb Anno allen seinen Bitten unzugänglich. Er suchte und fand tausend Schleichwege, um sich im Besitz zu behaupten, und wo die List nicht reichte, half die Gewalt. Dem König und dem Papst zum Trotz hielt er fast sechs Jahre Malmedy fest. Wenn irgendwo, zeigte sich in diesen Händeln mit Stablo die ganze Habgier, Hartnäckigkeit und Klugheit des Mannes.

Leicht stellt man sich vor, in welcher Lage der junge König sich befand. War er nicht abermals gleichwie unter Vormundschaft gestellt? Wurde er nicht abermals wie ein Gefangener umhergeschleppt? Und mußte er nicht gerade denen sich beugen, die er am tiefsten haßte? Wäre selbst seiner Ahnen heißes Blut nicht sein Erbtheil gewesen, sein junges Herz hätte sich doch gegen die schmähliche Sklaverei auflehnen müssen, in welcher er schmachtete. Nur verachten konnte er jene Bischöfe und Fürsten, die kein Versprechen erfüllten, immer aufs Neue die Treue brachen, längst alle Achtung vor der Majestät aus dem Auge gesetzt hatten und nur den eigenen Vortheil zu kennen schienen. Aber klug, wie der königliche Jüngling war, erkannte er alle Gefahren, die ihn umlauerten, und heuchelte Unterwürfigkeit, wo sein stolzes Herz nur Verachtung fühlte. So bildeten sich Mißtrauen und Verschlagenheit tief seinem Charakter ein, schlimme Eigenschaften, welche für ihn und Andere die Quellen unsäglicher Leiden wurden: Wunder genug,

daß die großen Tugenden, welche ihm als Erbtheil des Vaters zugefallen waren, nicht ganz von ihnen erstickt wurden!

Ein Mönch von Stablo, der damals öfters den Hof besuchte, schildert uns den König im Kreise der Fürsten und Annos Gegenwart. Stumm und wie versteinert saß er auf dem Thron, während der Erzbischof für ihn das Wort führte. Wie ein gemeiner Knecht schien er vom Willen Annos abhängig. Was der Erzbischof auch fordern mochte, Nichts wagte der König ihm abzuschlagen, so tief er ihn haßte. Der Mönch scheint sich diese sklavische Abhängigkeit Heinrichs nicht haben erklären zu können. Er wußte nicht, daß Anno der Aeolus war, dessen Hand die Stürme im Schlauch hält oder entfesselt; Heinrich wußte es nur zu gut und war klug genug einzusehen, daß diese Stürme leicht seine Krone verwehen konnten. Wir hören, daß der König wenige Monate nach den Vorgängen von Tribur zu Fritzlar in eine lange und lebensgefährliche Krankheit verfiel — wir kennen die Ursachen derselben nicht, aber sie lassen sich von Jedem, dessen Blut unter der Zuchtruthe aufwallt, errathen.

Frei fühlte sich der König nur bei seinen jugendlichen Genossen. Er hatte Leidenschaft für das Waffenleben, war zum Kriegsmann geboren. Jede kühne That reizte ihn, und am liebsten zog er unternehmende und verwegene Jünglinge in seine Nähe, meist Schwaben, deren lebhafte Natur sich der seinen leicht anpaßte. An reichem Lebensgenuß fehlte es in diesem Kreise nicht, und am wenigsten war man in der Liebe enthaltsam. Man kann weder den vornehmen Herren noch den Frauen jener Zeit nachrühmen, daß sie ihre Tugend sehr hoch gehalten, und mehr als gewiß ist, daß auch Heinrich sehr früh der Verführung erlegen ist. So übertrieben die Erzählungen sind, die von seinen geschlechtlichen Ausschweifungen umliefen und bis auf den heutigen Tag mit Wohlgefallen nacherzählt sind, entbehren sie doch nicht alles Grundes. Auch hierin war der junge König wohl seinem Vater ähnlich, dessen Neigung zu schönen Frauen manche Rüge erfahren hatte. Es traf ihn daher wie ein Donnerschlag, als die Fürsten auch seinen verliebten Abenteuern eine Schranke zu setzen, auch über sein Herz zu verfügen beschlossen und bald nach seiner Genesung die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit jener Bertha trafen, mit der ihn der Vater vor mehr als zehn Jahren verlobt hatte.

Bertha war die Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin; die Verlobung hatte Heinrich III. mit großem Bedacht geschlossen, um in

der Macht und Thatkraft dieser Adelheid der aufstrebenden Gewalt der Beatrix und Gottfrieds ein starkes Gegengewicht zu geben, und wohl nur die Rücksicht auf Italien konnte die Fürsten bewegen auf diese fast vergessene Verlobung zurückzukommen. Schwerlich geschah dies in Gottfrieds Sinn, der im Anfange des Jahrs 1067 nach langem Aufenthalt in seinen deutschen Besitzungen über die Alpen zurückkehrte, vielmehr war die Verbindung Heinrichs mit einer Tochter Adelheids gegen alle seine Interessen. Dagegen gewann Niemand mehr durch dieselbe als Herzog Rudolf von Schwaben, da sie ihn abermals zum Schwager des Königs machte. Vielleicht mochten die deutschen Fürsten und vor Allen Anno die Macht Herzog Gottfrieds, seit er auch Nieder-Lothringen erhalten hatte, zu fürchten anfangen und sie absichtlich gegen ihn den Schwabenherzog heben, den Anno jetzt seinen Freund nannte.

Welche Rücksichten aber auch die Fürsten leiten mochten, die Ehe war einzig und allein ihr Werk; sie wurde dem Könige aufgezwungen und trug alle Formen des Zwangs. In einer bisher ganz unerhörten Weise fand eine besondere Wahl und Krönung der Bertha durch die Fürsten noch vor der Vermählung mit Heinrich Statt. Wahl und Krönung geschahen zu Würzburg am 29. Juni 1066; erst am 13. Juli folgte dann die Hochzeit zu Tribur. Seitdem hat Heinrich der Italienerin alle Ehren einer Königin erwiesen, aber seine Gemahlin wurde sie deshalb mit Nichten. Er sah in ihr Nichts als ein Geschöpf und Werkzeug der Fürsten; es gehörte mit zu dem Zwange, den er von ihnen tragen mußte, daß er ihr die Seite am Throne gönnte, aber die ehelichen Pflichten konnten sie nicht erzwingen. Bertha war jung, wohlgebildet, von unsträflichem Wandel und liebte den König. Heinrich hat das Alles nicht verkannt, aber eine unüberwindliche Abneigung hielt ihn von ihr fern, so lange er sie als die Genossin derer ansah, die er haßte. Zum zweiten Mal hatten die Fürsten zu Tribur ihren Willen ihm aufgedrungen: im Januar hatten sie ihm sein Reich, im Juli sein Haus wider seinen Willen bestellt.

Aber auch Anno war in jenen Tagen nicht der Glückliche. Sein Selbstgefühl war auf das Empfindlichste verletzt worden, und schon trat Adalberts Sturz mahnend vor seine Seele. Am Ostersonnabend (15. April) war der alte Erzbischof Eberhard von Trier gestorben. Kaum erreichte Anno die Nachricht, so suchte er die Gunst des Augenblicks zu benutzen, um seiner alten Gewohnheit gemäß einen seiner

Verwandten in das erledigte Erzbisthum zu bringen. Es gelang ohne Mühe, da der König seinem Willen nicht widerstreben konnte. Konrad von Pfullingen, ein Neffe Annos, damals Propst zu Köln, wurde ohne Wahl der Trierer zum Erzbischof ernannt und empfing Ring und Stab. Alsbald zog er mit einem stattlichen Gefolge gen Trier, vom Bischof Einhard geleitet, der ihn im Namen des Königs dort einführen sollte. Aber unerwarteter Weise traf man bei Bittburg, vier Meilen von Trier, wo man das letzte Nachtlager genommen hatte, auf bewaffneten Widerstand. Als die Trierer erfahren hatten, daß man ohne ihr Wahlrecht zu achten einen Neffen des Kölners ihnen zum Bischof geben wollte, erhob sich in der Stadt ein Aufstand; der Graf Dietrich, Stifts- und Burgvogt in Trier, stellte sich selbst an die Spitze der Empörung und rückte mit seinen Mannen dem ernannten Erzbischof entgegen. In der Frühe des 18. Mai überfiel diese Schaar bei Bittburg das Gefolge des Erzbischofs, das leicht in die Flucht gejagt wurde. Darauf drangen die Trierer in das Schlafgemach der Bischöfe. Der Speierer wurde ausgeplündert, mißhandelt, dann aber entlassen. Konrad dagegen banden die Trierer und schleppten ihn nach der Burg Urzich. Hier hielt man ihn zwei Wochen gefangen, darauf übergab ihn Dietrich an vier seiner Dienstleute, um ihn zu tödten. Es geschah auf die grausamste Weise. Sie stürzten ihn einen Abhang herab und gaben ihm, als er auch dann noch athmete, den Todesstoß mit ihren Schwertern (1. Juni). Unbeerdigt ließ man den Leichnam modern; erst nach mehr als Monatsfrist gruben ihm einige Bauern aus Lonset an der Mosel vor ihrer Kirche ein Grab. Später brachte der Bischof Dietrich von Verdun die Leiche nach dem Kloster Tholey, wo man sogleich Wunder an dem Grabe Konrads bemerken wollte und ihn als Märtyrer der Kirche zu verherrlichen anfing. Rom sträubte sich diesen Märtyrer anzuerkennen, der wahrlich nicht für die Wahlfreiheit der Kirche geblutet hatte.

Mit Entsetzen vernahm Anno den Tod des Neffen und sah sein Ansehen mitten im Schiffbruch, als er es besser als je geborgen glaubte. Er beschwor den König um Rache, und wie die That denn zugleich ein unerhörter Angriff gegen die königliche Autorität war, brauste Heinrich in heftigem Zorn auf und drohte die Stadt vom Erdboden zu vertilgen. Aber die Trierer fanden Mittel ihn zu besänftigen. Sie lenkten ihre Wahl auf den Domherrn Udo, einen Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg, der am Hofe des Königs lebte und dessen besonderes Ver-

trauen genoß. Die Wahl war an sich untadelig, und der Beifall des Königs ihr sicher. Der König scheint die Trierer dann selbst nach Rom gewiesen zu haben, wohin sie alsbald mit ihrem Erwählten zogen; sie kannten Rom zu gut, um nicht zur Reise ihre Säckel mit Gold zu füllen. Schon wiederholt hatte Anno in dieser Sache einen Nothschrei an den Papst gerichtet, auch Erzbischof Siegfried hatte für Anno den Stuhl Petri zur Strafe über die Uebelthäter aufgerufen: aber Alles war vergeblich gewesen, und Anno fürchtete jetzt vornehmlich die Wirkungen des deutschen Geldes in Rom. In einem neuerdings bekannt gewordenen Brief an den Papst dringt er in ihn, wie ein zweiter Petrus zu den Verführern zu sprechen: „Daß ihr verdammet seiet mit eurem Gelde." Bei allen seinen Verdiensten um Rom und Allem, was man noch von ihm hoffe, beschwört er den Papst, Udo das Pallium zu versagen und die Sache zu keiner schließlichen Entscheidung kommen zu lassen. Eine solche ist auch nicht vor dem Jahre 1068 erfolgt, aber dennoch hinderte Rom nicht, daß Udo das Erzbisthum antrat. Die Trierer gingen straflos aus, und selbst Graf Dietrich scheint in seinem Amt geblieben zu sein. Zur Sühne seiner Schuld beschloß derselbe sieben Jahre nach jener Gräuelthat eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande zu machen. Das Schiff, das er bestiegen hatte, ging unter; nach der Meinung der Zeit, weil es den Mörder trug.

Wie schwer Annos Ruf durch die Trierer Vorgänge gelitten hatte, zeigte sich bald aller Orten. Weihnachten 1066 wagte sogar der König dem Abt von Stablo förmlich Malmedy wieder zuzusprechen. Der Abt ging gleich darauf nach Rom und brachte ein Schreiben des Papstes zurück, welches die gerechte Sache Stablos anerkannte und Anno sehr deutliche Rügen ertheilte. So weit war der starre Mann freilich auch jetzt noch nicht gebracht, dem Abt zu weichen, aber bezeichnend genug ist, daß er in dieser Verlassenheit sich brieflich an Erzbischof Adalbert wandte und ihn an den Hof zurückzukehren bat. Er machte ihm in einem von Freundschaftsversicherungen überfließenden Schreiben Vorwürfe, daß er ihn bei dem Tode des Neffen ohne Trost gelassen habe, und ersuchte ihn um seinen Beistand in der Trierer Sache. Wir besitzen Adalberts Antwort. Absichtlich, sagt er, habe er über Konrads Tod nicht geschrieben, denn die Schuld sei auf beiden Seiten gewesen, und die unbedachte Erhebung des Neffen könne Anno nicht rechtfertigen; jeden Beistand in dieser Sache lehnt er ab, ertheilt Anno aber den

wohlgemeinten Rath, Malmedy dem Abt von Stablo zurückzugeben; an den Hof zu kommen sei ihm unmöglich, da die Schwäche des Alters ihm jede Reise verbiete. Und doch dachte Adalbert Tag und Nacht nur an den Hof, sann auf nichts Anderes als auf Mittel, um die verlorene Macht wiederzugewinnen. Wäre er selbst der Hofluft satt gewesen — wie er es nie war —, alle Regungen seiner Seele hätten sich in dem Wunsche zusammendrängen müssen, an die Seite seines Königs zurückzukehren. Aber der sinkenden Macht des Anno wollte er nun und nimmer seine Herstellung verdanken.

Adalberts Lage war furchtbar, und nur ein gewaltiger Umschwung des Glücks konnte ihn vom völligen Untergange retten. Kaum war er nach Bremen zurückgekehrt, so hatten sich frohlockend die Billinger erhoben. Endlich schien ihre Stunde gekommen, die rebellische Kirche zu demüthigen und an dem gehaßten Bischof Rache zu nehmen. Sie griffen unverzüglich zu den Waffen und verheerten ringsum die Güter der Kirche. Vor Allem war Magnus, der Sohn Herzog Ordulfs, auf dem Platz. Der rüstige Kriegsmuth des Ahnherrn loderte noch einmal in diesem Jüngling auf, dessen Thatenlust eines besseren Schauplatzes werth gewesen wäre. Er fing an mit seinen Mannen Adalbert in Bremen zu belagern: wäre der Erzbischof in seine Hände gefallen, es hätte dessen letzte Stunde geschlagen. Aber Adalbert entkam. Heimlich bei Nacht ergriff er abermals die Flucht und suchte eine Zuflucht auf seinem Gut Lochten im Hildesheimschen. Hier hielt er sich ein halbes Jahr verborgen, gleichwie ein von allen Seiten gescheuchtes Wild im Versteck. Indessen wurde aber seine Diöcese verwüstet und seine Lieblingsschöpfung, die wendische Mission, ging zu Grunde.

Man kennt die eigenthümliche Stellung Godschalks, des Abodritenfürsten: sie beruhte auf seinem Waffenglück, mehr noch auf seinem christlichen Eifer, vor Allem auf seinen Verbindungen mit den christlichen Fürsten des scandinavischen Nordens, mit den Billingern und dem lange allgewaltigen Erzbischof von Bremen. Als seine Herrschaft in der Blüthe stand, ließ sich die Hoffnung hegen, daß durch diese Verbindungen ihm gelingen würde alle Wenden zum Christenthum zu bekehren. Aber ein Schlag vereitelte jede Hoffnung. Als die Macht des Erzbischofs dahinschwand und gleichzeitig der Tod Edwards des Bekenners die Könige des Nordens zum Kampfe gegen einander führte, brach Godschalks Herrschaft bei dem ersten Ansturm zusammen, und die neuen Kirchen im

Wendenlande fielen sämmtlich der Verwüstung anheim. Die Wenden haßten die christlichen Priester, sie haßten noch mehr die sächsischen Steuereinnehmer, die in ihrem Gefolge kamen: als sich daher Plusso, Godschalks Schwager, den Abodriten als Befreier darbot, schlug sich Alles zu ihm, und an Unterstützung von den liutizischen Stämmen, die ihre Freiheit und ihren Glauben behauptet hatten, konnte es den aufständigen Abodriten nicht fehlen. Am 7. Juni 1066 wurde Godschalk zu Lenzen erschlagen, und mit ihm bluteten christliche Priester dort als Märtyrer an den Altären. Der Gräuel der Zerstörung ging nun von Ort zu Ort. Am 15. Juli kamen die Wenden über das Kloster zu Ratzeburg. Der dortige Abt Ansverus, ein Sachse von Geburt, und mit ihm 28 Mönche wurden gesteinigt. Zu Mecklenburg wurde dann der Bischof Johannes, ein Ire, mit Godschalks Gemahlin Sigrid und anderen Christen gefangen genommen. Sigrid entließ man nackt und bloß mit ihren Frauen. Johannes aber wurde nach Rethra geschleppt und hier unter grausamen Martern hingerichtet; seinen Kopf steckten die Wenden auf eine Stange und brachten ihn dem Radigast als Opfer dar. Der Bischof von Oldenburg hatte sich, wir wissen nicht wie, zu retten gewußt. Uebrigens erfreute sich Plusso nicht lange seines Sieges; er wurde von den Wenden selbst erschlagen, welche den Cruco, den Sohn des Grin, zu ihrem Fürsten erhoben. Die Söhne Godschalks, Buthue und Heinrich, fanden in diesen Tagen der Verfolgung zu Bardewik bei den Billingern eine Zufluchtsstätte; auch griff Herzog Ordulf für sie zu den Waffen. Doch war er nie ein glücklicher Krieger gewesen und erntete auch diesmal mehr Spott als Ruhm.

So ging die Mission im Wendenlande unter, und zugleich wurde sie in Schweden durch einen inneren Krieg in dem Grade gefährdet, daß die Bischöfe nicht mehr in ihren Sprengeln zu bleiben wagten. Auch in den anderen Reichen des Nordens gerieth die Kirche in Bedrängniß. Harald Hardrade war in England im Kampf gefallen; ein schwaches Doppelregiment seiner Söhne trat ein, welches der Kirche Norwegens wenig Schutz gewährte. Svend Estrithson lag mit Wilhelm dem Eroberer im Streite und hatte drängendere Sorgen, als die Mission des Erzbisthums Hamburg. Adalbert aber war fern und brach zusammen unter der harten Wucht seines Schicksals. Endlich entschloß sich der stolze Mann, sich vor den Billingern, seinen bittersten Feinden, zu beugen, um nur nach Bremen zurückkehren zu können. Er machte den schmäh-

9*

lichsten Vertrag mit Magnus und überließ ihm tausend der Bremer Kirche gehörige Gehöfte zu Lehen. Es war der dritte Theil der Besitzungen der Kirche, ein anderes Drittheil besaß bereits Markgraf Udo, das letzte mußte bald darauf an einige einflußreiche Hofleute ausgethan werden. Nie hat die Bremer Kirche diese Verluste verwinden können. So groß wurde bald der Mangel, daß man die Einkünfte des Hospitals angreifen mußte, um nur den Klerus und den Erzbischof selbst zu unterhalten.

Als Adalbert nach Bremen zurückkehrte, war er ein Anderer geworden, aber die schlimmen Seiten seines Charakters hatten sich in den Tagen des Unglücks nur verschlimmert. Seine Leidenschaftlichkeit kannte keine Grenze mehr. Er tobte in einer ihn und sein Amt entehrenden Weise, im Jähzorn schlug er die Leute blutig, sein Thun war oft das eines Sinnlosen, und der Zweck desselben kaum zu begreifen. Pfalzgraf Friedrich, sein trefflicher Bruder, kam nach Bremen und suchte auf ihn zu wirken, aber er sah, seine Anstrengungen seien vergeblich, und kehrte betrübt in die Heimath zurück. Schon litt Adalberts Körper unter diesen furchtbaren Erregungen der Seele, und man sah voraus, daß sein Ende nicht fern sein könne. Dennoch hielt er unerschütterlich an dem Gedanken fest, es würden wieder bessere Tage für ihn kommen, er würde an den Hof zurückkehren, seine Feinde vernichten, den alten Glanz Bremens herstellen und jenen prächtigen Patriarchat des Nordens aufrichten, an dessen erträumter Herrlichkeit sich vor Allem seine Phantasie weidete. Seine Schmeichler und Schmarotzer, von denen er auch jetzt nicht ließ, hatten ihm jene goldenen Zeiten vorlängst prophezeit, und er glaubte ihnen und den Bilder entschwundener Herrlichkeit zurückführenden Träumen, die ihn dieser trostlosen Wirklichkeit entrückten. Er hat sich in seinen Hoffnungen nicht betrogen, obwohl Jahre vergingen, ehe sie sich erfüllten.

Niemand war in Annos und Adalberts Leidenstagen glücklicher als Siegfried von Mainz. Niemandes Ansehen schien jetzt am Hofe besser befestigt, und zugleich war er auch mit Rom in ein gutes Vernehmen gekommen. Schon hielt er sich des Sieges über die rebellischen Thüringer sicher, die sich noch immer den Zehnten zu zahlen weigerten, und hatte auf Ostern 1067 eine große Synode zu halten beschlossen, um die Sache zu Ende zu bringen. Wir besitzen die Briefe, die er an den Papst und Hildebrand in dieser Angelegenheit sandte; er verlangt, daß

Rom Gesandte schicke, um den Vorsitz in der Synode zu führen und den Bann des apostolischen Stuhls über die Thüringer zu verhängen, sollte dies nicht genehm sein, so möchte der Papst doch durch eine Bulle den Bann androhen und die Beschlüsse der Synode vorweg genehmigen. Eigenthümlich ist, daß Siegfried die Mainzer Synode geradezu als eine päpstliche angesehen wissen will, und noch befremdlicher die Art, wie er sich in dieser Sache an Hildebrand wendet. Er sucht ihn durch Bestechung zu gewinnen. „Obgleich ihr," schreibt er, „in den mannigfachen Geschäften, die ihr täglich zu führen habt, lediglich Gottes Gnade sucht und die irdischen Dinge nur um über sie verfügen zu können, nicht um sie zu besitzen berühret, so muß doch ein fröhlicher Geber, daß er in Gottes Sache viel geben könne, nothwendigerweise viel mit Gerechtigkeit besitzen. Deshalb bitten wir eure Liebe, daß wenn wir etwas unser nennen, das euch gefällig ist, ihr es uns wissen lasset, damit es dann sogleich euch statt uns gehöre. Denn wer möchte einen so großen Mann nicht lieben, wer ihm etwas abzuschlagen wagen!" Man lernt Siegfried hinreichend aus solchen Aeußerungen kennen: aber sehr zu bezweifeln ist, ob sie auf Hildebrand die beabsichtigte Wirkung machten. Wie er und der Papst antworteten, wissen wir nicht.

Die von Siegfried angekündigte Synode trat nicht zusammen. Noch vor Ostern 1067 starb Markgraf Otto zur großen Freude der Thüringer, die es ihm nie vergessen konnten, daß er wegen der Zehnten Verpflichtungen gegen den Erzbischof eingegangen war: sein Abscheiden veränderte die ganze Lage der Dinge. Die Mark Meißen erhielt Graf Ekbert von Braunschweig, der nächste Verwandte des Königs, der auch bald für seinen jungen Sohn die Mitbelehnung erwirkte. Otto war ohne männliche Erben gestorben; seine thüringischen Lehen wurden daher, wie die Hand seiner Wittwe, Adela von Löwen, vielfach umworben. Ekbert wollte sich sogar von seiner Gemahlin Irmingard, einer Tante der Königin Bertha, scheiden, um diese Wittwe zu heirathen: ihre Schönheit reizte ihn, ihr herrischer und trotziger Charakter stimmte zu seiner Gemüthsart, vor Allem aber lockte ihn gewiß ihr Reichthum und der Umstand, daß an ihrer Hand die thüringischen Lehen zu hängen schienen. Ehe aber Ekbert die Scheidung bewerkstelligen konnte, ereilte ihn der Tod (Januar 1068), und Adela reichte dann ihre Hand dem alten Markgrafen Dedi von der Ostmark, der nun abermals von dem Mainzer Erzbischof die thüringischen Lehen beanspruchte, jedoch abermals eine

Zurückweisung erhielt. Er grollte deshalb gewaltig dem Erzbischof, noch schwerer aber dem König, den er für die Hauptursache seiner Zurücksetzung hielt. Diese Verhältnisse waren es ohne Frage, welche die Synode vereitelten und die Zehntenfrage in der Schwebe erhielten: aber deshalb verlor der Erzbischof keinen Augenblick den Muth, daß er mit seinen Ansprüchen durchdringen würde.

Den König beschäftigten damals größere Dinge als diese thüringischen Händel. Die Romfahrt und die Kaiserkrönung waren aufs Neue zur Sprache gekommen, und diesmal hatten Hildebrand und der Papst selbst den Anstoß gegeben. Nur die größte Gefahr konnte sie zu Beförderern eines Unternehmens machen, welches sie wenige Jahre zuvor auf alle Weise zu verhindern gesucht hatten, und in der That war die Bedrängniß Roms im Jahre 1066 auf das Höchste gestiegen. Noch schwankte unentschieden der Kampf mit dem Gegenpapst in der Lombardei, als sich der Bund des Papstes mit den Normannen löste und Richard von Capua Rom selbst mit Krieg überzog.

Man muß bekennen, daß Richard gerechte Beschwerden gegen den Papst zu erheben hatte. Der Fürst von Capua hatte nämlich einen jungen Normannen in seinem Gefolge, dessen kleine Gestalt nicht ahnen ließ, daß er einer der kräftigsten und unternehmendsten Gesellen war, dessen Tüchtigkeit der Fürst aber erkannt hatte, zu seinem Schwiegersohn ersehen. Wilhelm Mostarola war sein Name, der schnell bekannt genug wurde. Denn als Richard dem Herzogthum Gaeta, welches zuletzt unter einer langobardischen Fürstenfamilie gestanden hatte, ein Ende machte, übertrug er es diesem seinem Schwiegersohn und unterwarf ihm zugleich die Grafschaften zwischen dem unteren Garigliano und der Meeresküste bis Terracina. Aber kaum stand Wilhelm Mostarola hier n der Macht, so empörte er sich gegen seinen Lehnsherrn und Wohlthäter, trennte sich von dessen Tochter und bewarb sich um die Hand der Wittwe des letzten Herzogs von Gaeta, dessen Verwandte noch mehrere feste Burgen in diesen Gegenden behaupteten und ihm gern gegen Richard Hülfe leisteten. Ueberall suchte Wilhelm Beistand, namentlich auch bei dem Papst, dem er sich zum Lehnsmann erbot und die Besitzungen des heiligen Petrus nicht nur zu vertheidigen, sondern auch zu erweitern versprach. Seitdem Richard Capua ganz in seine Gewalt gebracht hatte (21. Mai 1062), sahen ihn die Cardinäle nicht ohne Mißtrauen sein Gebiet vergrößern, zumal er das Eigenthum des heiligen

Petrus nicht immer gewissenhaft achtete. Wilhelms Anerbieten kam deshalb erwünscht: der Papst ließ ihn den Lehnseid schwören und gab ihm Geld. Aber die Unterstützung Roms war zu geringfügig, um Wilhelm auf die Dauer zu nützen, zumal es Richard gelang die Herzogin-Wittwe von Gaeta nebst ihren Verwandten von ihm abzuziehen, indem er jener eine Vermählung mit seinem eigenen Sohn Jordan in Aussicht stellte. Wilhelm mußte sich deshalb seinem alten Lehnsherrn von Neuem unterwerfen, der ihm die Tochter zurückgab und ihn seines Fehls vergessend mit neuen Ehren überhäufte. Gemeinsam richteten sie darauf ihre Angriffe gegen das Herzogthum Spoleto und die Campagna. Im Jahre 1066 nahm Richard Ceperano ein und seine Normannen schwärmten bis vor die Thore Roms, wo man nun die Feindschaft und Freundschaft Richards auf gleiche Weise zu fürchten hatte. Denn die Freundschaft desselben war nur mit dem Patriciat zu gewinnen, welches Richard gebieterisch forderte, der Patriciat aber bedeutete nach den Begriffen der Zeit kaum etwas Anderes als die Kaiserkrone selbst. Und was wurde aus allen Plänen Hildebrands für die Kirche, wenn das Kaiserthum in diesem Augenblick in die Hände eines Fürsten von Capua fiel? Dies zu vermeiden mußte man Alles wagen und zögerte nicht gegen Richard den Bannstrahl zu schleudern.

In dieser Lage der Dinge entschlossen sich der Papst und die Cardinäle König Heinrich zur Romfahrt einzuladen. Briefe und Botschaften ergingen an den deutschen Hof, die Kaiserin Agnes selbst eilte im Winter 1066 auf 1067 über die Alpen, mit jedem Tage wurden die Mahnungen dringender. Und schon forderte auch Richard selbst unmittelbar den König heraus. Er richtete an ihn ein spöttisches Schreiben und gab den Fürsten des Reichs die stolzesten Antworten. Ihren Theil Italiens, sagte er, hätten die Normannen den Kaisern des Morgen- und Abendlandes zusammt entrissen, auch der Bannstrahl Leos IX. habe sie nicht geschreckt: sie hätten allen Grund auch ferner ihrer Tapferkeit zu vertrauen. Die Romfahrt war zu einer Nothwendigkeit geworden, und die Umstände schienen ihr günstiger als je: die Furcht vor den Normannen hatte wieder einmal die unmittelbarsten Interessen des Stuhls Petri und des deutschen Reichs verbunden.

Noch im Winter wurde überall in den deutschen Ländern gerüstet. Der König traf im Anfang des Februar 1067 in Augsburg ein, um den Zug über die Alpen anzutreten, die Kaiserkrone in Rom zu

gewinnen und durch einen Krieg gegen die Normannen das Ansehen des Reichs in Italien herzustellen. Ein großes Unternehmen war im Gange, welches dem deutschen Kaiserthum neuen Glanz verhieß. Wer möchte zweifeln, daß alle Wünsche Heinrichs an diesem Zuge hingen? Und wer kann in Abrede stellen, daß die Ehre des Reichs ihn gebieterisch forderte?

Und doch unterblieb die Romfahrt auch diesmal. Aber nicht die römische Curie legte ihm jetzt Hindernisse in den Weg, sondern ein deutscher Fürst, dem Alles daran lag, daß die kaiserliche Macht in Italien nicht aufs Neue erstarkte. Es war Herzog Gottfried, der Waffenträger des Königs, der dessen Waffen hemmte. Vergebens wurde Gottfried, auf den bei dem Zuge vornehmlich gerechnet war, zu Augsburg erwartet; man erfuhr alsbald, daß er auf seine eigene Hand über die Alpen gegangen war und seine Sache von der des Königs getrennt hatte. Dieses auffällige Benehmen verwirrte den König und die Fürsten auf gleiche Weise. Offen sprach Heinrich im höchsten Zorne aus, er sei von Gottfried verhöhnt und verrathen worden. Aber wie heiß er den Zug erwünscht haben mochte, er sah sich genöthigt ihn aufzugeben und kehrte nach Sachsen zurück. Das Osterfest, welches er am Fuß der Alpen zu feiern gehofft hatte, beging er wiederum am Rammelsberge zu Goslar. Er hielt im nächsten Sommer einen Umzug in den rheinischen Pfalzen und kehrte zum Herbst nach Goslar zurück. Abermals befiel ihn hier eine schwere Krankheit, und es liegt nahe, die Veranlassung derselben in dem Zwange der Verhältnisse zu suchen, welcher mit jedem Tage drückender auf ihm lasten mußte.

Gottfried hatte verhindert, daß der Kaiser der Zukunft mit der Macht des Reichs die Alpen übersteige, aber es geschah auf Kosten seines guten Namens. Von allen Seiten trafen ihn die schwersten Vorwürfe. „Die Freunde tadelten, die Feinde verhöhnten ihn," sagt ein Zeitgenosse; „man nannte ihn einen Verräther." Er fühlte, daß er den Schaden gut machen müsse, den er angerichtet, und daß nur ein augenfälliges Auftreten gegen die Normannen die Wunden heilen könne, an denen seine Ehre kranke. In großer Hast sammelte er ein Heer von Deutschen und Italienern und brach mit demselben gegen die Normannen auf; es war zahlreich genug, aber schlecht gerüstet und mit Lebensmitteln nur kümmerlich versorgt. Im Mai 1067 zog Gottfried, von seiner Gemahlin Beatrix und seiner Tochter Mathilde begleitet, durch

Rom, der Papst und die Cardinäle schlossen sich dem Heere an, und in der Mitte des Monats stand es am Garigliano den Normannen gegenüber. Man erwartete große Dinge. Richard hatte schon den Entschluß gefaßt, wenn Gottfried den Fluß überschreite, sich ganz nach Apulien zurückzuziehen; er begab sich nach Capua, um dort seine Maßregeln zu treffen. Nur Aquino war noch von den Normannen vertheidigt, wo Jordan, Wilhelm Mostarola und Atenulf befehligten, und dieser Platz wurde sogleich von Gottfried belagert. Aber das Unternehmen hatte den kläglichsten Ausgang. Es kam bei Aquino zu einem Kampf, in dem funfzehn Deutsche blieben: dieser geringe Verlust und die Klagen über schlechte Verpflegung, die schon nach wenigen Tagen unter Gottfrieds Leuten laut wurden, erschütterten seinen Muth, und er fing an mit Richard zu unterhandeln. Achtzehn Tage, nachdem die Belagerung von Aquino begonnen war, kamen Gottfried und Richard am Garigliano bei der abgebrochenen Brücke von Todici zusammen und schlossen den Frieden.

Die Bedingungen des Friedens sind nicht näher bekannt, doch wissen wir, daß der Papst seine Besitzungen in der Campagna zurückerhielt und sich ein besseres Vernehmen zwischen ihm und den Normannen für den Augenblick herstellte. Noch im Sommer dieses Jahrs wagte er eine Reise nach dem südlichen Italien zu machen, die ihn nach Melfi, Salerno und Capua führte. Aber befriedigt durch den Frieden war Rom mit Nichten, und die alten Zerwürfnisse mit Richard erneuerten sich binnen Kurzem. Von Neuem erhob sich Wilhelm Mostarola gegen seinen Schwiegervater und machte sich dann wiederum zum Dienstmann des heiligen Petrus. Zu Rom fand dieser unruhige Mann seinen Tod, nachdem er gegen Richard einen Vasallenaufstand erregt hatte, der dessen ganze Macht bedrohte und ihn bei Robert Guiscard Hülfe zu suchen zwang. Aber auch für seinen eigenen Ruhm hatte Gottfried schlecht durch den Frieden gesorgt. Die öffentliche Meinung war, daß es ihm mit dem ganzen Kriegszuge nicht Ernst gewesen und der Friede erkauft sei. Und allerdings war es nicht unverdächtig, daß schon während der Rüstungen sich Desiderius von Monte Cassino, Richards Vertrauter, bei Gottfried in Pisa eingestellt und ihn dann auf dem weiteren Zuge begleitet hatte, noch verdächtiger war die Hast, mit der dann der Friede geschlossen war. Die lautesten Ankläger fand Gottfried natürlich am deutschen Hofe; denn, wie man sein Verhalten auch beurtheilen mochte,

jedenfalls hatte er die Kaiserkrönung abermals auf unbestimmte Zeit vertagt. Seitdem der Papst und die Cardinäle wieder freier athmeten, hatten sie kein Interesse, neue Einladungen zur Romfahrt an den König ergehen zu lassen und um die Gunst seiner Räthe sich zu bemühen.

Die deutschen Großen begriffen, daß es Italien aufgeben hieß, wenn man nicht mindestens den königlichen Namen dort in Erinnerung brachte. Eine Gesandtschaft wurde deshalb im Frühjahr 1068 über die Alpen geschickt, um die fast vergessenen königlichen Rechte wahrzunehmen. Die Gesandten waren Erzbischof Anno, Herzog Otto von Baiern und der Bischof Heinrich von Trient. Sie hielten in der Lombardei Landtage, sprachen Recht und trieben die rückständigen Gefälle ein. Wir wissen, daß sie sich auch mit Cadalus und dem Erzbischof von Ravenna in persönliche Verhandlungen einließen, deren Zweck kaum ein anderer sein kann, als Cadalus zur Nachgiebigkeit zu bewegen und so dem Schisma ein Ziel zu setzen. Dennoch wurde die Zusammenkunft mit dem Lombardenpapst den Gesandten in Rom sehr übel gedeutet, und Alexander weigerte sich sogar sie zu empfangen, ehe sie gebührende Buße geleistet. Sie mußten sich zu solcher bequemen, und welche empfindlichere Strafe konnte es da für einen Mann, wie Anno, geben, als daß er, der Alexanders Sache in Augsburg und Mantua verfochten, der vor Kurzem noch das erste Reich des Abendlandes regiert hatte, öffentlich barfuß an der Seite der Markgräfin Beatrix, der gehorsamsten Tochter des Papstes, erscheinen mußte. Und auch andere Kränkungen wurden ihm nicht erspart. Er mußte ansehen, wie Erzbischof Udo von Trier, sein Widersacher, von dem Vorwurf der Simonie frei gesprochen wurde und das Pallium erhielt, wie ferner sich der Papst des Abts von Stablo annahm, der die schwersten Anklagen gegen ihn in Rom erhob. Man zwang Anno wegen Malmedy Versprechungen abzugeben, die er nicht von fern zu halten gewillt war. Laut schmähte er auf die Römer, welche in den Gesandten des Königs dessen Majestät beleidigten. Man wußte in Rom recht wohl, was Anno im Rath der deutschen Fürsten zu bedeuten hatte, und Nichts zeigt deutlicher als diese Behandlung des mächtigen Mannes, wie wenig Rücksichten man dem deutschen Hofe schuldig zu sein glaubte, nachdem man im Augenblick der Gefahr von ihm verlassen war.

Während dem Könige Italien verschlossen blieb, wurde seinem Kriegsmuth ein anderer, aber minder glänzender Schauplatz eröffnet.

Wir wissen, wie die gesammten wendischen Nationen damals in unruhiger Bewegung waren. Sie hatten das Christenthum und die Herrschaft der Sachsen abgeworfen und bedrohten nun ihre bisherigen Bedränger mit tausendfachen Schrecken. Schon im Winter 1067 auf 1068, als der König auf dem Siechbett lag, mußte deshalb ein Feldzug gegen die Liutizen unternommen werden. Bischof Burchard von Halberstadt, Annos Neffe, befehligte das ausrückende sächsische Heer und drang glücklich bis Rethra vor, wo er das heilige Pferd aus dem Tempel entführte; auf demselben reitend hielt er bei seiner Rückkehr den Einzug. Der folgende Winter wurde zu einem neuen Feldzug gegen die Liutizen bestimmt, und diesmal sollte der junge König selbst das Heer führen. Das Eis erleichterte das Vordringen desselben: die Burgen, Tempel und Götzenbilder, auf die man stieß, wurden zerstört, die Liutizen unterwarfen sich, mit vielen Gefangenen und reicher Beute kehrte das Heer heim. Vielleicht war es eine Folge des glücklichen Zugs, daß Buthue, Godschalks Sohn, einen Theil der väterlichen Herrschaft zurückerhielt. Aber Cruco blieb neben ihm bestehen und verjagte ihn bald wieder aus dem Lande. Ueberhaupt hatte dieser Krieg keine bleibenden Resultate: das Heidenthum erhielt sich unter den Abodriten und Liutizen, und sie standen den Sachsen weder zu Recht, noch zahlten sie ihnen Tribut. Doch das Selbstgefühl des jungen Königs scheinen diese ersten Waffenthaten nicht wenig erhöht zu haben; denn unmittelbar nach denselben machte er die ersten Versuche die unwürdigen Fesseln zu sprengen, in welchen ihn so lange die Fürsten gehalten hatten.

7.

Die Anfänge selbstständigen Regiments.

Wie Vieles auch den jungen König beengte, Nichts scheint ihn schwerer bedrückt zu haben, als die ihm von den Fürsten aufgezwungene Ehe. Als der Muth zur Selbstständigkeit in ihm erwachte, war sein erster Gedanke, sich von dieser Gemahlin zu befreien, die als eine lästige Genossin alle seine Schritte begleitete und ihm lediglich als ein Werkzeug seiner Dränger erschien. Pfingsten 1069, als er zu Worms einen

Hoftag hielt, eröffnete er im Geheimen dem Erzbischof von Mainz die Absicht, sich von Bertha zu trennen, und bat ihn um seinen Beistand. So auffällig dieses Anliegen des Königs war, lieh ihm der Erzbischof das Ohr, da sich ihm dadurch neue Aussichten auf die thüringischen Zehnten eröffneten. Denn wie einst Markgraf Otto, versprach jetzt der König nöthigenfalls die Thüringer mit Waffengewalt zur Entrichtung der Zehnten zu zwingen, vorausgesetzt daß der Erzbischof ihn von seiner Gemahlin befreie. Die Scheidung des Königs wurde so mit der Sache der Thüringer in einen eigenthümlichen Zusammenhang gebracht, welchen der Erzbischof allen Grund zu verdecken hatte.

Als der König den Erzbischof gewonnen hatte, trug er sofort öffentlich in der Versammlung der Fürsten sein Verlangen vor. Er gab keine bestimmten Gründe für die Scheidung an, wie er denn in der That Nichts seiner Gemahlin zur Last legen konnte. Mit Recht waren die Fürsten aufs Höchste erstaunt; selbst Siegfried von Mainz stellte sich befremdet, machte dem jungen Fürsten die dringlichsten Vorstellungen und bedrohte ihn mit dem Banne, wenn er bei seinem unerhörten Verlangen beharre. Da eröffnete der König, daß er seine Gemahlin niemals berührt habe, weil er eine unüberwindliche Abneigung gegen sie fühle. Weitere Ermittelungen und die eigene Aussage der Königin bestätigten, daß in der That nie eine eheliche Gemeinschaft zwischen ihr und ihrem Gemahl bestanden hatte. Bei dieser Lage der Dinge hielt man die Sache doch weiterer Berathung für werth, und namentlich sprach sich der Erzbischof jetzt dafür aus, den Wunsch des Königs nicht schlechthin abzuweisen. Man beschloß endlich im Herbst auf einer Synode und Reichsversammlung zu Mainz eine schließliche Entscheidung zu treffen und inzwischen die Meinung des Papstes einzuholen. Vorläufig wurden die Ehegatten getrennt und der Königin Lorsch als Wohnort angewiesen.

Nicht lange nach den Verhandlungen in Worms rüstete der König sich zum Kampfe gegen einen aufständigen Großen. Der alte Markgraf Dedi, unaufhörlich von seinem übermüthigen Weibe angestachelt, hatte nämlich zu den Waffen gegriffen, um die thüringischen Lehen dem Erzbischof und zugeich dem König abzutrotzen. Er rechnete dabei auf den Beistand der Thüringer; auch mehrere fränkische und sächsische Herren waren mit ihm im Einverständniß, vielleicht selbst Herzog Otto von Baiern. Die Unzufriedenheit mit den Zuständen im Reiche war allgemein und mußte

es sein, da Niemand wußte, wer eigentlich das Regiment habe. So konnte der Aufstand Dedis leicht zu den größten Verwickelungen führen. Heinrich übersah vollauf die Größe der Gefahr und brachte ein zahlreiches Heer zusammen. Ihn unterstützte mit allen seinen Kräften der Mainzer, welcher das unmittelbarste Interesse an diesem Kriege hatte und bei einem glücklichen Ausgange desselben sich sichere Rechnung machen konnte, daß Heinrich die gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen wegen der thüringischen Zehnten erfüllen würde. Aber auch Anno und andere Bischöfe waren im Heere des Königs.

Die Thüringer erschraken, als sie die Rüstungen des Königs sahen, und schickten Gesandte an ihn. Sie lehnten jede Mitschuld an Dedis Aufstand ab und erboten sich sogar freiwillig zur Hülfleistung gegen ihn, wenn man sie bei ihrer Zehntenfreiheit beließe; dagegen erklärten sie sehr bestimmt, daß sie, wofern der Erzbischof diese Gelegenheit benutzen sollte, um sie wie ein Räuber zu überfallen, sich gegen ihn zur Wehre setzen würden; denn längst hätten sie in einem Landfrieden beschworen, Räuber und Wegelagerer nicht ungestraft im Lande ihr Wesen treiben zu lassen, und besser sei im Kampfe zu fallen als meineidig zu leben und die Rechte der Vorfahren preiszugeben. Der König verhieß ihnen alles Gute, wenn sie in der Treue verharrten, und in der That verhielten sie sich bei seinem Anrücken ruhig. Auch jene fränkischen und sächsischen Großen, auf deren Beistand Dedi gezählt hatte, waren über die Rüstungen des Königs erschrocken und wagten sich nicht hervor; Herzog Otto begab sich sogar zum königlichen Heere, welches er freilich als ein theilnahmloser Zuschauer begleitete. Auffällig war, daß selbst Dedis eigener Sohn, der den Namen des Vaters führte, mit Eifer die Sache des Königs ergriff; ein muthiger und ritterlicher Jüngling, den wohl vor Allem der Haß gegen die Stiefmutter und ihre gefährlichen Rathschläge zu dem unnatürlichen Kampf gegen den Vater verleitete. Nur allein der Graf Adalbert von Ballenstedt erhob die Waffen für Dedi: er that es zu seinem Verderben.

Dedi hatte die Burgen Beichlingen und Scheidungen besetzt, Adalbert Naumburg. Ohne auf Widerstand zu stoßen, drang der König durch Thüringen bis in die Gegenden an der Unstrut und dem Kyffhäuser vor. Beichlingen fiel beim ersten Sturm. Vor Burg-Scheidungen, welches eine starke Besatzung hatte, erlitt der König beim ersten Angriff zwar harte Verluste, aber ein erneuter Angriff hatte besseren

Erfolg, und auch diese Burg mußte sich alsbald ergeben. Dedi und Adalbert verzweifelten nun an ihrem Unternehmen und gaben sich in die Hände des Königs. Sie wurden einige Zeit in Haft gehalten, dann aber entlassen; einen Theil ihrer Besitzungen und Einkünfte mußten sie zur Strafe aufgeben, ihre Reichsämter wurden ihnen belassen. Ueberhaupt zeigte sich der König im Siege schonend. Dedi und Adalbert hatten ihre Mitverschworenen, von denen sie verlassen waren, aus Rachlust verrathen: aber der König machte von ihren Angaben keinen Gebrauch, da er durch die Verfolgung so vieler angesehenen Männer eine zu große Aufregung hervorzurufen fürchtete. Der junge Dedi hatte die Erfolge des Königs wesentlich erleichtert und sich dadurch in nicht geringem Maße die Gunst desselben erworben. Eine glänzende Laufbahn eröffnete sich ihm, doch bald riß ihn der Tod aus derselben; er endete durch einen Meuchelmörder, den Adela gegen ihren Stiefsohn bewaffnet haben soll.

Erst vor Kurzem aus einem glücklichen Krieg gegen die Wenden heimgekehrt, hatte der König einen gefährlichen Aufstand im Inneren durch sein rasches und entschiedenes Auftreten niedergeworfen. Es konnte nicht anders sein, als daß sein Name an Ansehen gewann und die Fürsten, die bisher mit voller Willkür geschaltet, schon für ihre Macht zu fürchten begannen. Die nächste Frage war, ob Heinrich im Stande sein würde die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz auf die thüringischen Zehnten zu befriedigen, mit welcher die andere eng zusammenhing, ob er die Scheidung von seiner Gemahlin durchsetzen könne. Trotz jener den Thüringern kürzlich eröffneten Aussichten glaubte er den Forderungen des Erzbischofs entsprechen zu dürfen. Denn sie hatten zwar gegen den König selbst sich Nichts zu Schulden kommen lassen, aber doch das Heer des Erzbischofs, als es durch ihr Land zog, auf alle Weise belästigt und angesehene Dienstleute desselben ergriffen und aufgeknüpft. Mit Recht erhob der Erzbischof die schwersten Anklagen, und der König glaubte sich jeder früher gegen die Thüringer eingegangenen Verpflichtung entledigt. Er vermittelte zu Mühlhausen einen Vergleich zwischen dem Erzbischof und dem Abt von Fulda und gebot dann den Thüringern insgesammt fortan die Zehnten an Mainz zu entrichten. Aber die Thüringer hielten an dem früheren Versprechen des Königs fest und meinten, es sei ihm mit diesem Gebot kaum Ernst, mindestens werde er sie nicht mit Gewalt zu den Zehnten zwingen. Sie zeigten

sich überaus säumig in der Abtragung derselben, und unerwartet nahmen die Dinge eine Wendung, bei welcher dem König wenig daran gelegen war, ob sich die Thüringer seinem Gebote fügten.

Als der König den Erzbischof befriedigt hatte, machte er sich auf den Weg nach Mainz, wo sich die berufene Synode versammelte: er glaubte, daß ihm Nichts mehr im Wege stehe, um sich Berthas zu entledigen. Da traf ihn die Nachricht wie ein Donnerschlag, daß dort inmitten der deutschen Bischöfe Petrus Damiani als apostolischer Legat erschienen sei und nicht allein die Scheidung hindern werde, sondern auch den Erzbischof von Mainz mit dem Banne bedrohe, weil er zu einem so abscheulichen Vorhaben die Hand geboten habe. Heinrich wußte, wessen er sich vor dem strengen Alten von Fonte Avellana, dem Beichtvater seiner Mutter, zu versehen hatte; er wollte deshalb sogleich nach Sachsen zurückkehren und entschloß sich nur auf die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde die Reise fortzusetzen. Er ging nach Frankfurt und beschied dorthin die Fürsten, obwohl er darüber bereits völlig im Klaren war, daß er seine Absicht nicht erreichen werde.

Wunderbarer Weise war es Siegfried selbst gewesen, welcher diese ihm so nachtheilige Wendung der Dinge herbeigeführt hatte. Wie zu Worms beschlossen war, hatte er sich an den Papst gewendet und ihm die Sache des Königs vorgetragen, zugleich aber, seinen Auftrag überschreitend, die Sendung eines apostolischen Legaten zu der Synode beantragt. Wir wissen, daß er schon längst das Erscheinen eines solchen in Mainz gefordert, um dem Zehntenstreit in seinem Sinne für ewige Zeiten ein Ende zu machen, wie aber Rom bisher seinen Bitten kein Gehör geschenkt hatte; jetzt mochte er hoffen dies leichter zu erreichen und zugleich die Verantwortlichkeit für ein so bedenkliches Verfahren, wie der König von ihm forderte, abwälzen zu können. Uebrigens wird er Nichts unterlassen haben, um in Rom das Verlangen des Königs als ein kaum abzuweisendes darzustellen. Wir kennen seinen Brief an den Papst, nicht die mündlichen Aufträge seines Gesandten, die in diesem Betracht klarer gewesen sein werden: aber schon aus jenem erhellt seine Absicht, und gewiß ist, daß Rom ihn als einen Beförderer der ärgerlichen Scheidung ansah. Daß der Papst eine übermäßige Strenge an den Tag legen würde, mochte Siegfried um so weniger glauben, als Rom sich noch vor Kurzem in der Ehesache Wilhelms von der Normandie nachsichtig genug gezeigt hatte. Aber er hatte sich in den

Ansichten der römischen Curie völlig getäuscht. Man war hier nicht von fern gewillt irgend welche Rücksichten auf den deutschen Hof zu nehmen. Man beschloß allerdings einen Legaten nach Mainz zu schicken, jedoch nicht um dem Erzbischof zu willfahren, sondern um in der entschiedensten Weise ihm und dem unberechtigten Verlangen des Königs entgegenzutreten. Der alte Petrus Damiani übernahm diesen Auftrag, der seiner innersten Ueberzeugung entsprach; noch einmal trat er für den Papst und Hildebrand in die Schranken, und gewiß nie hat er williger seine Kraft ihnen geliehen.

Petrus machte, als er in Frankfurt die Aufträge des Papstes eröffnete, auf Heinrich und die Fürsten den tiefsten Eindruck. Wie hätte es auch den jungen König nicht bewegen sollen, daß der Papst ihn nicht allein mit den schärfsten Kirchenstrafen bedrohte, wenn er seine unschuldige Gemahlin verstieße, sondern auch ihm jede Aussicht auf die Kaiserkrone entzog! Die Fürsten bestürmten Heinrich nachzugeben, indem sie zugleich darauf hinwiesen, wie die mächtige Verwandtschaft der Königin in Italien und Burgund dem Reiche schlimme Verwickelungen zu bereiten drohe. Und sie erreichten, was sie wollten: der König gab nach. „Ist es euer Wille," sagte er, „so will ich mir Gewalt anthun und nach Kräften die Last zu tragen suchen, die ich nicht abschütteln kann." Bald darauf kehrte er nach Goslar zurück, die Königin folgte ihm später und fand dann eine unerwartet freundliche Aufnahme. Zwar fiel es Heinrich auch jetzt noch schwer die Abneigung gegen sie zu überwinden, aber je mehr er ihren wahren Werth erkannte und sich von der Meinung losriß, daß sie den Absichten der Fürsten diene, je mehr öffnete sich ihr sein Herz. Sie haben nachher in ehelicher Gemeinschaft gelebt — im August 1071 gebar Bertha ihren ersten Sohn — und in den Tagen der Leiden hat die Königin mit musterhafter, aufopfernder Treue ihrem Gemahl zur Seite gestanden.

Noch einmal hatte sich der König dem Willen der Fürsten gebeugt: doch war er, die Wahrheit zu gestehen, mehr durch den energischen Widerstand Roms und die überwältigende Persönlichkeit des Alten von Fonte Avellana, als durch den Widerspruch der Fürsten zur Nachgiebigkeit bewogen worden. Wer die Ansichten und die ganze Gefühlsrichtung des Petrus kennt, kann darüber kaum in Zweifel sein, daß er die vortheilhafteste Meinung von diesem jungen König heimnahm, der sich selbst zu bezwingen wußte. Aber eben so wenig ist zweifelhaft, daß er die

Zustände des deutschen Reichs und der deutschen Kirche damals im schwärzesten Lichte sah. Die weltlichen Fürsten ließen, ohne Furcht vor einer gebietenden Persönlichkeit, ihren Lüsten den freiesten Lauf. Von Rudolf von Schwaben sagt man, daß er mit drei Weibern im Ehebruch lebe, während er sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin, der Schwester der Königin Bertha, unter dem erfundenen Vorwande der Untreue scheiden ließ. Es geschah dies zu derselben Zeit, als die Fürsten sich über Heinrichs beabsichtigte Scheidung so entrüstet zeigten, und es wirft ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Verhältnisse, daß sich Rudolf ohne Mühe der einen Schwester entledigte, während der König die Ehe mit der anderen zu bewahren sich entschließen mußte. Erst zwei Jahre später nahm sich der Papst der verstoßenen Gemahlin Rudolfs an und erzwang die Herstellung der Ehe.

Noch weniger als die losen Sitten der weltlichen Fürsten konnte dem strengen Petrus das Leben der Geistlichkeit in Deutschland behagen. War zur Durchführung des Cölibats in Italien, Burgund und Frankreich Manches geschehen, so war in Deutschland das eheliche Leben unter dem Klerus sogar verbreiteter, als in den Tagen Leos IX. Am gefährlichsten aber mußte dem römischen Legaten erscheinen, daß die Simonie am Hofe ganz offen getrieben wurde. Heinrichs III. Maßregeln gegen den Handel mit den Kirchenämtern waren völlig vergessen; man war zu Zuständen zurückgekehrt, wie sie zu Zeiten Konrads II. geherrscht hatten. Daß es geschehen war, konnte man weniger dem jungen König zur Last legen, als seinen geistlichen Räthen, welche bisher die Geschäfte des Reichs geführt hatten. Daß auch Petrus Damiani die Sache so ansah, zeigte die nächste Folge.

Zur Ostersynode des Jahrs 1070 wurden die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit dem Bischof Hermann von Bamberg nach Rom beschieden, um sich wegen der Anklage der Simonie, die gegen sie erhoben war, persönlich zu rechtfertigen. Es waren gerade die Männer, die seit Adalberts Sturz auf Kirche und Reich den größten Einfluß geübt hatten, denen man die offenkundigen Schäden am meisten zurechnen mußte. Sie erschienen in Rom und erhielten hier öffentlich die stärksten Verweise, daß sie die kirchlichen Grade verkauft und sich die Weihen hätten bezahlen lassen. Auch das blieb Anno nicht erspart, der so viel für den Papst glaubte gethan zu haben und sich so gern besonderer Unbescholtenheit rühmte; nie hat Rom Adalbert ähnliche Censuren ertheilt.

Am schlimmsten stand die Sache Hermanns von Bamberg, der offenkundig sein Bisthum gekauft hatte und sich von der deshalb gegen ihn erhobenen Anklage nicht anders als durch einen Meineid zu rechtfertigen wußte. Das entschiedene Verfahren Roms machte auf diese mächtigen Kirchenfürsten des deutschen Reichs einen gewaltigen Eindruck: Siegfried von Mainz wollte seiner Würde sofort entsagen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückziehen. Aber gerade das bezweckten der Papst und die Cardinäle am wenigsten. Diese Bischöfe sollten vielmehr die Zuchtruthe Roms nur fühlen, um desto gefügigere Werkzeuge für dessen Absichten zu werden; man kannte den Hochmuth der deutschen Bischöfe nur zu gut und wollte ihn beugen. Nachdem Anno und Siegfried versprochen hatten, sich in Zukunft der Simonie zu enthalten, wurden sie in Ehren entlassen. Hermann gewann sogar das Pallium und andere stattliche Beweise päpstlicher Gunst; wohl nicht durch Bestechung des Papstes, wie man meinte, sondern weil er als ein besonders brauchbares Werkzeug erscheinen mochte.

Wie verändert waren diese Bischöfe, als sie im Mai in ihre Heimath zurückkehrten! Als Fürsten waren sie ausgegangen, als Betbrüder kehrten sie heim. Schon früher hatte Anno Mönche aus dem Kloster Fruttuaria nach Siegburg verpflanzt: die Ordnungen dieser italienischen Mönche übertrug er jetzt auch auf Saalfeld, wo bis dahin eine Propstei bestanden hatte. Zugleich wurde Siegburg mit kostbaren Reliquien ausgestattet, welche Anno selbst aus Rom und St. Maurice mitgebracht. Auf alle Weise wurde fortan dies Kloster von ihm begünstigt. Unter den fremden Mönchen hier verweilte der alternde Bischof am liebsten. „Er verehrte sie,“ sagt Lambert, der als Augenzeuge das Treiben in Siegburg kannte, „wie seine Gebieter. Wenn sie befahlen, stand er auf und diente ihnen wie ein Knecht; die Speisen, die er mit besonderer Sorgfalt für sie bereiten ließ, trug er selbst auf und legte sie selbst ihnen vor; er selbst mischte ihnen den Trunk; das Stillschweigen und alle ihre Observanzen hielt er mit der peinlichsten Genauigkeit.“ An den Papst schrieb er seitdem als „Anno der Sünder“; er ahmte darin den Brauch des Petrus Damiani und anderer frommer Seelen nach. Gewiß kostete es seinem Herzen einen furchtbaren Kampf Malmedy aufzugeben: aber im Mai 1071, als die Reliquien des heiligen Remaclus noch einmal sich als wunderthätig erwiesen, gewann er selbst dieses Opfer sich ab. Auch Siegfried von

Mainz bekam alsbald von Neuem klösterliche Anwandlungen; er verließ sogar 1072 sein Bisthum und begab sich nach dem Kloster Cluny. Nur die beweglichsten Vorstellungen seines Klerus und der Bürger von Mainz sollen ihn in die Welt zurückzukehren vermocht haben. Am befremdlichsten war wohl die plötzliche Umwandlung Hermanns von Bamberg. Hauptsächlich unter seinem Einfluß wurde im Jahre 1071 das berühmte Kloster Banz auf einer Anhöhe am Main durch den Markgrafen Hermann und seine Gemahlin Alberada gestiftet. Hermann selbst hatte vor Kurzem ein Chorherrenstift zu Bamberg dem heiligen Jakob geweiht: jetzt vertrieb er die Weltgeistlichen dort und setzte Mönche ein. Bald wollte er in seinem Sprengel überhaupt nur Klostergeistliche haben und gerieth darüber mit seinen Domherren hart aneinander. Und das waren dieselben Bischöfe, die so lange mit den Mönchen in ununterbrochenen Streitigkeiten gelebt hatten — man sieht, sie hatten in Rom etwas gelernt.

Wer möchte glauben, daß der Papst diese geistlichen Herren dem König zu Liebe gezüchtigt habe. Aber daß es geschah, veränderte wesentlich ihre Stellung doch auch am Hofe. Unmöglich konnten sie jetzt noch als die strengen Zuchtmeister des Königs auftreten; sie waren, wenn ihre Dienste beansprucht wurden, nicht mehr in der Lage, ihre Meinungen als die allein richtigen, als die unumgänglichen ihm aufzudrängen. Sein Verhältniß zu Anno mußte sich nothwendig ändern, seitdem dieser strenge Sittenrichter in Rom seinen Meister gefunden hatte.

Und schon war auch Adalbert, der alte Widersacher Annos, an den Hof zurückgekehrt. Zu derselben Zeit, als der König den unglücklichen Scheidungsversuch wagte, hatte er den Bremer zurückgerufen, an dem wie an einem väterlichen Freund sein Herz hing. So hatten sich denn doch die Träume des Bremers erfüllt, und abermals konnte er sich im Glanz der Majestät sonnen. War auch seine Macht nicht die frühere, da ihn der König jetzt doch nur als einen vertrauten Freund und Diener ansah, nichtsdestoweniger schwelgte er selig in dem lange erhofften Glück.

Innerlich war Adalbert kaum ein anderer geworden. Es beherrschte ihn die alte Eitelkeit, die alte Ruhmsucht, mit noch leidenschaftlicherem Ingrimm gegen die Billinger hatte er sich gefüllt, und auch sein Trachten nach Erwerb für sich und seine Kirche war nur gestiegen, da der schmähliche, durch ihn verschuldete Verfall Bremens sein Herz zerfraß.

Aber, der Tage von Tribur gedenkend, trat er jetzt mindestens vorsichtiger auf. Namentlich suchte er mit Anno ein leidliches Vernehmen zu erhalten. Nicht selten begegneten sich beide Männer am Hofe, und Annos Neffe Burchard von Halberstadt erfreute sich sogar in dieser Zeit der besonderen Gunst des Königs. Auch Ebbo von Naumburg, Benno von Osnabrück, der berühmte Baumeister, und ein anderer Benno, Bischof von Meißen, sowie Hezil von Hildesheim und Hermann von Bamberg, der als ein geschickter Verwalter die Obhut des königlichen Schatzes hatte, waren stets im Gefolge des Königs und genossen am Hofe große Auszeichnungen. Aber Adalbert stand doch dem Herzen des Königs am nächsten, und nach und nach kamen die wichtigsten Geschäfte in seine Hände. War er auch nicht der Allgewaltige, so konnte er doch es scheinen und galt dafür bei dem Volke.

Unter den weltlichen Fürsten des Reichs hatten vor Allen zwei bisher die freie Entfaltung des Königthums gehindert und Heinrichs Jugend mit Schrecken erfüllt. Beide waren zu einer Macht gediehen, bei der das Königthum kaum auf die Dauer bestehen konnte; beide hatten überdies mehr als einmal bewiesen, daß ihre Treue wesentlich nur durch das eigene Interesse bestimmt wurde. Es waren, wie man weiß, Herzog Gottfried von Lothringen und Herzog Otto von Baiern. Der Tod befreite jetzt den König von dem einen, des anderen wußte er sich selbst zu entledigen.

So nahe Gottfried dem Papste stand und so viel ihm die Cardinäle zu danken hatten, war er schließlich doch mit Rom in bedenkliche Zerwürfnisse gerathen. Schon sein Verhalten gegen die Normannen hatte ihm die Curie, wie es scheint, sehr übel gedeutet, und ihr Mißtrauen stieg auf das Höchste, als Gottfried nicht eben viel später eine Zusammenkunft mit Cadalus hielt. Den Zweck derselben kennen wir nicht, aber ein Brief, den Petrus Damiani darüber an Gottfried erließ, zeigt die Besorgnisse der kirchlichen Partei deutlich genug. Petrus überhäuft den Herzog mit den stärksten Vorwürfen und räth ihm Buße zu thun, um die Gunst des apostolischen Stuhls wiederzugewinnen. Und in der That hat sich Gottfried Bußübungen, welche der Papst ihm auf-

erlegte, in der nächsten Zeit unterworfen. Es gehörte zu ihnen eine zeitweilige Trennung von seiner Gemahlin, eine Strafe, die der Papst dann gegen das Gelübde, ein Kloster in Lothringen zu gründen, aufhob. Bald darauf (1069) verließ Gottfried Italien und begab sich nach Deutschland, wohin ihm Beatrix und Mathilde sogleich oder wenig später folgten.

Krank und innerlich gebrochen war er in das Land seiner Väter gekommen. Bald fühlte er, daß sein Ende nicht fern sei, und beschied nach seiner Burg Bouillon in den Ardennen, wo er damals am liebsten hauste, den Abt Theoderich, einen Mönch der strengsten Richtung, der dem nahen Kloster St. Hubert vorstand. Als der Abt erschien, beichtete er ihm in der beweglichsten Weise seine Sünden und übergab ihm dann unter lautem Schluchzen sein Schwert; es geschah zum Zeichen, daß er für immer dem weltlichen Leben entsage. Darauf ließ er sich nach der bei der Burg befindlichen, dem heiligen Petrus geweihten Kirche bringen und eröffnete hier in Gegenwart seines Sohnes Gottfried dem Abt, wie er hier mit seiner Gemahlin nach einem dem Papste geleisteten Gelübde ein Kloster zu errichten beschlossen habe, übergab ihm einen kostbaren für diese Stiftung bestimmten Reliquienschatz, den einst Markgraf Bonifacius gesammelt hatte, und übertrug ihm zugleich die Ausführung seines Gelübdes. Nur zögernd gab der Abt das Versprechen, da ihm die Abneigung des anders gearteten Sohns gegen das fromme Werk des Vaters nicht entging, doch wurde auch dessen Einwilligung endlich gewonnen. Beruhigt verließ der alte Herzog Bouillon und ließ sich nach Verdun tragen; hier wollte er begraben sein, gleichsam zur Sühne für die Verwüstung, die er einst über die Stadt seiner Väter gebracht hatte. Noch einen Monat schleppte er hier sein sieches Dasein hin; kurz vor Weihnachten 1069 hauchte er den letzten Athem aus. Sein Testament wurde nicht im ganzen Umfange ausgeführt, da der Sohn durch die übergroße Freigebigkeit seines Vaters nicht die Stellung seines Hauses gefährdet sehen wollte.

In Gottfried trat ein Mann von dem Schauplatz, der mehr als dreißig Jahre auf ihm eine hervorragende Rolle gespielt hatte, den Deutschland, Italien und Frankreich als einen der tüchtigsten Degen kannten. Zuerst hatte er seine Waffen für das Kaiserthum geschwungen, dann aber dem mächtigsten Kaiser mit hartnäckiger Erbitterung das Widerspiel gehalten und die Sache des gedemüthigten Fürstenthums zu der seinen gemacht. Er unterlag in dem ungleichen Kampfe und sah

Tage tiefster Erniederung. Aber bald kam eine Zeit, wo ihm ein wunderbares Zusammentreffen glücklicher Umstände die Kaiserkrone fast in die Hand zu spielen schien. Er wagte nicht um diesen höchsten Preis zu werben und zog es vor, der mächtigste Vasall eines gekrönten Knaben zu bleiben. Die glänzende Stellung, die ihm die Hand einer lothringischen Frau jenseits der Alpen bereitet hatte, benutzte er, um im entscheidenden Augenblick die Tendenzen Clunys, denen sich sein Haus früh hingegeben hatte, auf dem Stuhl Petri zu schützen. Wie vordem für das Kaiserthum und das Fürstenthum, hat er dann auch für das reformirte Papstthum sein Schwert gezogen, und der später so folgenreiche Bund zwischen der römischen Hierarchie und den deutschen Fürsten ist, man kann sagen, zuerst von ihm geknüpft worden. Aber auch Rom hat ihn zuletzt nicht ohne Mißtrauen betrachtet. Sein Tod hat auf beiden Seiten der Alpen manche Brust erleichtert; von Wenigen war er geliebt, von Vielen gefürchtet, von Allen beargwöhnt. Ein Mönch, der ihn gekannt hat, versucht uns ein Bild seines Charakters zu entwerfen; er verhehlt nicht die großen und glänzenden Tugenden des Mannes, aber Treue und Aufrichtigkeit rühmt er ihm nicht nach und bezeichnet als den Grundton seines Wesens schließlich die Habgier. Eine Persönlichkeit, wie diese, kann zum großen Theil nur aus den schwankenden Zuständen der Zeit begriffen werden und ist ihr deutliches, nichts weniger als wohlthuendes Abbild. Es waren sehr verwelkliche Lorbeeren, die Gottfried erfochten hatte, und auch die Religiosität, die er zur Schau trug, erkältet mehr als erwärmt unser Gefühl.

Gottfried hinterließ aus seiner ersten Ehe einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn, mit dem Vater gleichen Namens und nach seiner verwachsenen Gestalt der Höckerige zubenannt, folgte dem Vater in seinen großen Reichslehen, dem Herzogthum Niederlothringen und der Grafschaft Verdun. Schon seit längerer Zeit war er der Tochter der Beatrix aus erster Ehe, der berühmten Gräfin Mathilde, verlobt und wurde ihr kurz vor oder bald nach des Vaters Tode vermählt; seitdem führte er auch die Titel eines Markgrafen von Tuscien und Herzogs von Spoleto und war unfraglich vom König mit beiden Ländern belehnt. So schien er diesseit und jenseit der Alpen ganz in die Stellung seines Vaters zu treten. Aber der Sohn wandelte nicht in den Wegen desselben, sondern ergriff mit Lebhaftigkeit die Sache des Königs und seiner deutschen Heimath. Weder die Gemahlin, welche ihm nur

politische Interessen zugeführt, noch die fremden Verhältnisse Italiens zogen ihn an, und nie ist er auf längere Zeit über die Alpen gegangen; Beatrix und Mathilde, die bald Lothringen verließen, traten dort in die Macht, die bisher der ältere Gottfried geübt hatte. Ida, die Schwester des jüngeren Gottfried, war dem französischen Grafen Eustach von Boulogne vermählt: ihr zweiter Sohn führte den Namen ihres Vaters und Bruders und brachte ihn zu hohen Ehren. Es war jener Gottfried, dem die Eroberung des heiligen Grabes und die Königskrone von Jerusalem bestimmt waren.

Nach dem Abscheiden des alten Herzogs geriethen Mathilde und Beatrix ganz in die Gewalt des Papstes und Hildebrands; namentlich der letztere wußte sie wie mit Zauberbann an sich zu fesseln. Obschon deutsches Blut in ihren Adern rann und sie dem jungen König durch Verwandtschaft nahe genug standen, trennte sich ihre Politik doch nun immer bestimmter von dem deutschen Interesse, und kein Zweifel waltet darüber ob, daß durch Gottfrieds Tod das Ansehen des deutschen Namens in Italien nicht unerheblich geschmälert wurde. Aber demungeachtet mußte Heinrich diesen Todesfall als ein Glück betrachten; es sprang mit ihm eine der Fesseln, die ihn am stärksten gehemmt hatten, und wohl nur so gewann er den Muth, den Sturz des anderen Fürsten zu betreiben, der noch die freie Entfaltung seiner Macht danieder hielt. Es war Pfingsten 1070, daß er gegen Herzog Otto von Baiern die Klage des Hochverraths erhob.

Ueber Ottos Schuld ist es schwer ein sicheres Urtheil zu fällen, da wir nur parteiische Berichte über ihn und sein Treiben besitzen. Lambert ist ebenso geneigt die Schuld von ihm abzuwälzen, wie der Altaicher Annalist jeden Verdacht zur Thatsache zu stempeln. Nur so viel ist klar, daß der Herzog nicht minder ehrgeizig, gewaltthätig und rücksichtslos auftrat, als tapfer, entschlossen und klug, daß auf seine Treue sehr wenig Verlaß war, daß er endlich allen Grund hatte die mannbaren Jahre eines Königs zu fürchten, den er als Knaben der Mutter gewaltsam entrissen und der jenes Schreckenstages nimmer vergessen hatte. Andererseits ist nicht minder gewiß, daß Otto unter den nächsten Freunden des Königs persönliche Widersacher hatte und diese die Abneigung desselben gegen den gehaßten Mann geflissentlich nährten. Als solche werden ausdrücklich erwähnt Liutpold von Mörsburg (am Bodensee), der hessische Graf Giso und ein Schwabe, Adalbert mit Namen, der mit seinen vier

Söhnen großer Auszeichnung am Hofe genoß. Sie waren es, welche in dem König den Argwohn erregten und befestigten, daß Herzog Otto auf einen neuen Gewaltstreich sinne, durch welchen er den König beseitigen und sich selbst die Krone gewinnen wolle.

Vieles konnte diesen Argwohn unterstützen. Schon im Jahre 1067 war sehr aufgefallen, wie Otto bei einer inneren Fehde, in welche fast der ganze Adel Baierns verwickelt war, den gleichgültigen Zuschauer machte. Er ließ es sogar ruhig geschehen, daß sich alsbald in der Ostmark die baierschen Herren förmlich in zwei feindlichen Heeren gegenüberstellten, zu einer offenen Feldschlacht bereit. Da aber war es zwischen den Hadernden noch im letzten Augenblick zu einer Verständigung gekommen: die Liebe zum gemeinsamen Vaterland ergriff plötzlich mit wunderbarer Gewalt die Herzen, Alle warfen auf beiden Seiten die Waffen weg, mit Thränen in den Augen bot der Feind dem Feinde die Rechte. Der allgemeine Haß wandte sich nun in Baiern gegen Otto, den sächsischen Fremdling, den man für den Anstifter dieses inneren Zwiespalts hielt, welchen er für selbstische Zwecke ausbeuten wolle. Nicht minder befremdend war im Jahre 1068 sein Auftreten in Italien gewesen. Auf dem Rückwege von Rom hatte er eine Zusammenkunft mit Gottfried und mehreren italienischen Fürsten zu Piacenza gehabt. Bei derselben war es zu keinen ordentlichen Verhandlungen gekommen, da solche die Italiener in der Besorgniß verhinderten, die beiden deutschen Herren möchten nichts Gutes gegen sie im Schilde führen. Aber Otto hatte darauf sich im Geheimen mit Gottfried verständigt. Worüber? wußte man nicht, doch seine Widersacher verbreiteten, es habe sich um einen Anschlag gegen den König gehandelt.

Noch verdächtiger schien Ottos Benehmen, als er im Anfange des Jahrs 1069 den König auf dem Zuge gegen die Liutizen begleitete. Otto lud ihn damals auf eine seiner Besitzungen in Sachsen ein, und hier wurde während der Anwesenheit des Königs auf einen gewissen Konrad, der diesem von den Kindesjahren an mit besonderer Treue gedient hatte und die Wache vor seinem Schlafgemach zu halten pflegte, ein Mordanschlag bei Nacht gemacht. Der Anschlag mißglückte, aber beschäftigte lange die Aufmerksamkeit des Hofs; man wollte wissen, daß er nicht sowohl Konrads Leben als dem des Königs gegolten habe. Auch in den Aufstand Dedis glaubte man Otto verwickelt und legte es ihm übel aus, daß er nur wie ein theilnahmloser Zuschauer das gegen

Dedi ausziehende Heer begleitet hatte. Wir wissen nicht, ob die Geständnisse Dedis auch Otto belasteten, aber unverkennbar ist, daß sich der Argwohn des Königs gegen ihn schon auf das Höchste gesteigert hatte, als ein gewisser Egino mit der Anzeige hervortrat, daß allerdings bei jenem Anschlag auf Konrad der Mord des Königs beabsichtigt gewesen sei und Herzog Otto ihn selbst zum Mörder gedungen habe. Er zeigte den Dolch vor, mit dem ihn Otto bewaffnet und mit dem er in der Verwirrung jener Nacht den König habe niederstechen sollen, und erbot sich seine Aussage auf jede Weise, auch durch ein Gottesurtheil zu erhärten.

Egino war ein Mann von freier Geburt, aber dem übelsten Leumund. Es lag auf der Hand, daß einem Zeugen, wie er, der sich zum Mörder nach seiner eigenen Aussage hatte dingen lassen, wenig Glauben beizumessen war, zumal die Meinung bestand, daß er von den persönlichen Feinden des Herzogs am Hofe bestochen sei. Aber, so angreifbar sein Zeugniß war, der König glaubte ihm und lud Herzog Otto nach Mainz vor, wohin er im Juni 1070 einen Fürstentag berief, um über ihn das Urtheil zu sprechen. Otto erschien und leugnete nicht allein das ihm beigemessene Vergehen, sondern behauptete auch Egino nie mit Augen gesehen zu haben. Aussage stand gegen Aussage, und nur ein Gottesurtheil schien in der Sache entscheiden zu können, auf welches sich ja auch Egino von Anfang an berufen hatte. Der König forderte ein solches: er gab Otto sechs Wochen Frist, nach Ablauf dieser Zeit solle er sich, wenn er sich unschuldig fühle, zum Zweikampf dem Ankläger in Goslar stellen. Das Verfahren war dem Herkommen gemäß, aber verletzte die öffentliche Meinung. Man fand es unbillig, daß der erste Fürst des Reichs gegen einen so verworfenen Menschen das Leben wagen solle, und maß dem König die Absicht bei, sich eines gefürchteten Nebenbuhlers in der Macht um jeden Preis zu entledigen.

Auch Otto hielt sich überzeugt, daß es lediglich auf sein Verderben abgesehen sei. Als er zur bestimmten Zeit in der Nähe von Goslar sich einfand, brachte er ein großes bewaffnetes Gefolge mit sich und erklärte, daß er nur unter der Zusicherung sicheren Geleits sich vor dem König stellen würde; verbürge man ihm dies, so sei er bereit die Anklage in jeder von den Fürsten beliebten Weise zu widerlegen. Augenscheinlich wollte er sich dem Zweikampf entziehen. Aber der König drang auf denselben und weigerte sich Otto ein Geleit zu verbürgen, wie

er es beanspruchte. Wie zu erwarten stand, entzog sich darauf Otto dem Gericht und eilte aus der Nähe des Königs. Aber dieser ließ sich dadurch nicht beirren gegen den Herzog als Hochverräther zu verfahren. Als die gesetzliche Frist verstrichen war, forderte er die sächsischen Fürsten auf über Otto das Urtheil zu sprechen. Nachdem die Bestimmungen der Karolingischen Gesetzgebung über Majestätsverbrechen verlesen waren, beschwor er die Fürsten bei ihrem Huldigungseid, ein gerechtes Urtheil zu fällen. Ihr Spruch verhängte die Acht über Otto; sein Herzogthum wurde ihm genommen, seine Reichslehen und Allodien eingezogen. Der König hatte erreicht, was er erreichen wollte, und beeilte sich die Acht gegen ihn zu vollstrecken. Die Besitzungen des Herzogs in Sachsen wurden verwüstet, seine Bauern verjagt, seine Burgen zerstört und selbst der Kirchen nicht geschont. Es war sehr von Uebel, daß sich der König selbst an diesem Verwüstungswerk betheiligte. Er zerstörte Ottos Burg Hanstein an der Werra bis auf den Grund, besetzte die Desenburg bei Paderborn, verheerte die Güter der Richenza, Ottos Gemahlin, und zwang die Verwandten und Freunde des Herzogs ihm Geißeln zu stellen. Man sah, daß er ein persönliches Rachegefühl zu befriedigen suchte.

Otto dachte inzwischen auf Vergeltung. Er hatte sich in die Tiefen des Thüringerwaldes verborgen und hier eine große Schaar um sich gesammelt; auf dreitausend Mann wird sie geschätzt und soll aus kriegskundigen, tüchtigen Gesellen bestanden haben. Mit dieser Schaar brach er in die thüringische Niederung ein und verheerte die königlichen Kammergüter, wie die Besitzungen der geistlichen Herren, welche zum Könige hielten. Unermeßliche Beute schleppte er fort und vertheilte sie unter seine Krieger, welche er hauptsächlich durch die Aussicht auf diese Schätze gewonnen hatte. Bei Eschwege an der Werra traten ihm endlich die Thüringer entgegen; nach den Ordnungen ihres Landfriedens hatten sie ein Heer zusammengebracht und unter den Befehl des Grafen Ruotger gestellt. Aber am 2. September jagte Otto dies Heer auseinander; wie die Spreu zerstob es nach allen Seiten. Als dann die strengere Jahreszeit nahte, mußte Otto einen Theil der Seinen entlassen; mit dem Reste begab er sich nach Sachsen, wo er bei den ihm verwandten Billingern und namentlich bei dem jungen Magnus Unterstützung fand, der sich, wie es scheint, von der Unschuld Ottos überzeugt hielt und sich zu ihrem Vertheidiger aufwarf.

Wiederholentlich hatte Otto gedroht, er werde Goslar in einen Schutthaufen verwandeln, und der König hatte allen Grund zu fürchten, es möchte diesem Ort, den sein Vater mit den großartigsten Bauten geschmückt und gleichsam zur kaiserlichen Residenz erhoben hatte, ein ähnliches Schicksal bereitet werden, wie Gottfried einst über Nymwegen gebracht hatte. Er eilte deshalb nach Goslar und setzte es in Vertheidigungszustand. Bis zur Weihnachtszeit verweilte er hier, wo sich nach gewohnter Weise viele Fürsten am Hofe einstellten. Unter ihnen war auch jener Sohn des Markgrafen Azzo von Este, auf den sich der Name und die Macht des alten Welfengeschlechts vererbt hatten. Der junge Welf hatte sich vor Kurzem mit einer Tochter Ottos von Nordheim vermählt und war seinem Schwiegervater, so lange er in der Macht stand, treu und ergeben gewesen. Aber schmählicher Weise war er der Erste, der dem Geächteten den Rücken wandte, ihm die Tochter zurückschickte und dessen eröffnetes Herzogthum umwarb. Und in der That empfing er die herzogliche Fahne von Baiern, besonders auf die Fürsprache Herzog Rudolfs von Schwaben und unter Aufwendung unermeßlicher Geldsummen. Der König wußte recht wohl, daß der Fremdling den baierschen Großen nicht genehm sein werde, zumal er ohne ihre Zustimmung belehnt worden war, und wollte ihn deshalb selbst sogleich in Baiern einführen: aber die Besorgniß vor Otto machte ihm unmöglich Norddeutschland für den Augenblick zu verlassen.

Otto war inzwischen nach Hessen gegangen und befestigte hier den Hasungerberg am Habichtswalde zwischen Diemel und Eder. Hier wollte er sich für alle Fälle eine sichere Zufluchtsstätte bereiten. Der König eilte ihm zu begegnen, ehe er einen solchen Rückhalt gewonnen habe. Er raffte aus Sachsen, Thüringen und Hessen alle vorhandenen Streitkräfte zusammen und stand bald Otto gegenüber. Ein blutiger Kampf schien unvermeidlich, als Graf Eberhard von Nellenburg vermittelnd eintrat. Indem er Otto nicht nur Sicherheit für seine Person, sondern auch Rückgabe seiner Allodien in Aussicht stellte, vermochte er ihn sich auf Verhandlungen einzulassen; diese führten zu einem Waffenstillstand bis Ostern 1071, wo Otto sich zu Köln einzufinden und unter den von den Fürsten gestellten Bedingungen mit dem Könige seine Sache auszutragen versprach. Die Waffen ruhten nun, und Heinrich begab sich nach Baiern, um Herzog Welf dort einzuführen und die verwirrten Verhältnisse des Landes in seinem Sinne zu ordnen. Nach kurzem

Aufenthalt besuchte er Schwaben und die rheinischen Gegenden, wo er damals die von Heinrich II. zerstörte Feste Hammerstein mit großer Betriebsamkeit herstellen ließ. Dem Frieden mit Otto scheint er immer noch wenig getraut zu haben.

Aber Otto hielt Wort. Er stellte sich zur Osterzeit in Köln, freilich nur um eine neue Frist bis Pfingsten zu erbitten, die ihm auch gewährt wurde. Das Pfingstfest feierte der König zu Halberstadt, wo er die Einweihung des neuen, von Bischof Burchard erbauten Doms durch seine Gegenwart verherrlichte. Hier unterwarfen sich Otto, sein Freund Magnus und andere vornehme Männer, welche den Aufstand unterstützt hatten, auf die von den Fürsten gestellten Bedingungen. Sie wurden in leichte Haft gegeben und unter die Obhut zuverlässiger Männer gestellt. Die über Otto verhängte Acht wurde aufgehoben; auch erhielt er auf ausdrückliche Verwendung des Erzbischofs Adalbert seine Allodien zurück. Seine Reichslehen waren zum Theil bereits vergeben, theils kamen sie jetzt in andere Hand.

Welcher Triumph war es für den König, als er den mächtigsten Fürsten des Reichs, den gefeierten Ueberwinder der Ungarn, seinen gefährlichsten Nebenbuhler so gedemüthigt sah! Von diesem Pfingstfest an konnte man meinen, daß er wieder in Wahrheit ein König sei. Der Tag von Kaiserswerth schien gesühnt. Otto war in ähnlichen Banden, wie er einst dem gekrönten Knaben bereitet hatte. Anno suchte jetzt seinen Frieden hinter Klostermauern, wie die Kaiserin Agnes nach ihrem Sturze.

8.

Heinrich IV. und seine Widersacher in Deutschland.

Heinrich IV. hätte nicht seinem Stamme entsprossen sein müssen, wenn er nicht, sobald er die Zügel der Herrschaft in Händen hielt, sie so straff wie möglich angezogen hätte. Wer konnte Anderes von ihm erwarten, als daß er Kaiser und Herr gleich seinem Vater und Großvater sein wollte und jede Auflehnung gegen seine Macht mit rücksichtsloser Strenge züchtigen würde? Und wie mochte man sich der thörichten

Hoffnung hingeben, der zwanzigjährige Jüngling werde Alles, was seine Kindheit von dem Uebermuth der Fürsten geduldet, in das Meer der Vergessenheit senken? Schon hatte man hinreichende Proben seiner Willenskraft und seiner Entschlossenheit, und wahrlich es war nicht ohne Grund, wenn man den königlichen Namen, nachdem man ihn so lange verspottet, nun um so mehr zu fürchten begann.

Wollte der junge König das kaiserliche Ansehen seiner Vorfahren herstellen, so bot sich ihm zunächst in Deutschland eine doppelte Aufgabe dar. Er mußte einerseits die großen weltlichen Fürsten in die Abhängigkeit vom Königthum zurückdrängen, in der sie früher gestanden und deren sie sich unter den Wirren der letzten Jahrzehnde fast ganz überhoben hatten. Andererseits aber mußte er das unruhige Volk der Sachsen zum Gehorsam zwingen, nachdem es seit dem Tode seines Vaters jeden Aufstand bereitwillig unterstützt hatte. Noch lebte in diesem Volk ein starkes Stammesbewußtsein, und nimmermehr hatte es vergessen, daß aus ihm die Fürsten hervorgegangen waren, welche das Kaiserreich Karls des Großen mit ewigem Ruhm herstellten. Nur auf Bedingungen hin hatte es sich Heinrich von Baiern und dem ersten Franken unterworfen, und wenn Konrad dann willigen Gehorsam fand, so verdankte er ihn vor Allem der Ergebenheit des herzoglichen Hauses, in welchem seit dem Aussterben der Ottonen dies Volk seinen Mittelpunkt gefunden hatte. Doch schon Heinrich III. war mit den Billingern in die schlimmsten Zerwürfnisse gerathen, da sie nicht ohne Besorgniß sahen, wie der Kaiser den Sitz seiner Macht mehr und mehr nach Sachsen verlegte und ihrem erbittertsten Gegner, dem Erzbischof von Bremen, ein unbeschränktes Vertrauen zuwandte *). Seitdem betrachtete das Volk die Regierung der Franken als eine Zwingherrschaft und weigerte den Gehorsam, wo es sich ihm entziehen konnte. Andere Gegenden priesen das Erscheinen des Königs als ein Glück; in Sachsen seufzte man, daß Heinrich III. und dann sein Sohn gewöhnlich in Goslar Hof hielten, und verweigerte dem letzteren mehr als ein Mal selbst den erforderlichen Unterhalt. Der Gegensatz zwischen den Sachsen einerseits und den Franken und den vom Hofe begünstigten Schwaben andererseits steigerte sich mit jedem Jahre und gewann die höchste Spannung durch den Sturz Ottos von Nordheim, in welchen auch der Billinger Magnus hineingezogen wurde,

*) Vergl. Bd. II. S. 433. 434.

ein thatkräftiger Fürst, auf welchen die Sachsen nicht geringe Hoffnungen setzten. In der Unterdrückung der Billinger, welche nun seit mehr als einem Jahrhundert das Herzogthum in Sachsen bekleideten, schienen sich zuletzt alle Bestrebungen des jungen Königs zusammenzudrängen: in ihr lag eine Zurückweisung der fürstlichen Uebermacht, in ihr zugleich die Bändigung des trotzigen Sachsenvolks beschlossen. Aber es war unschwer zu erkennen, daß ehe er zu diesem Ziele gelangte, Widerstand über Widerstand sich erheben, Gegner an allen Orten ihm erwachsen würden.

Nicht die Art eines leidenschaftlichen und streitlustigen jungen Königs pflegt es zu sein, alle Bedenklichkeiten seiner Lage zu überschlagen; am wenigsten war es Heinrichs Art. Mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen trat er gegen seine Gegner auf, mit starrer Hartnäckigkeit verfolgte er seine Pläne; mußte er einer unausweichlichen Nothwendigkeit endlich nachgeben, so vertagte er seine Absichten mehr, als daß er ihnen entsagte. Unerfahren, wie er war, griff er mit leidenschaftlicher Hitze Aufgaben an, welche die Umsicht und Ruhe des erfahrensten Staatsmannes erfordert hätten. Wohl hätte man diese Umsicht von Erzbischof Adalbert erwarten können, aber leider war gegen die Billinger und das sächsische Volk auch er von einem Ingrimm erfüllt, der ihn die Hitze des Königs eher steigern als mäßigen hieß.

Wie groß auch die Abhängigkeit der weltlichen Großen früher von den Königen gewesen war, so waren sie doch immer bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, die bedeutendsten Reichsgeschäfte durch sie erledigt worden; namentlich hatten die Herzöge stets als die ersten Mitglieder des königlichen Raths, als die geeignetsten Vollstrecker eingreifender Maßregeln gegolten. Um so auffälliger war es, daß der König hierin von dem durch Jahrhunderte geheiligten Brauch abging und sich einen eigenen Staatsrath aus jüngeren Männern bildete, die meist weder durch vornehme Geburt noch durch große Reichslehen eine hervorragende Stellung einnahmen. Diese „Räthe des Königs" — diesen Titel führten sie — waren zum Theil aus den Genossen seiner Jugend erwählt, aus jenen munteren und verwegenen Gesellen, die mit ihrer guten Laune ihm über schlimme Tage hinweggeholfen hatten, die ihn auf seinen Jagden und bei seinen Waffenübungen zu geleiten pflegten, mit denen er der Schwelgerei und ungebundener Lust sich nur zu sehr überließ. Ihre Verdienste um das Reich waren oft sehr zweifelhafter Art, aber

der König glaubte ihrer Treue und persönlichen Anhänglichkeit sicher zu sein, während er jene mächtigen Fürsten des Reichs sämmtlich mit jenem tiefen Mißtrauen ansah, zu welchem sie selbst ihn erzogen hatten. Mit den Bischöfen, welche das besondere Vertrauen des Königs genossen, bildeten diese Räthe ein Hofregiment, wie man es in früheren Zeiten nicht gekannt hatte.

Es wäre gegen die Natur der menschlichen Dinge, wenn die Günstlinge des Königs nicht ihre ungewöhnliche Macht vielfach mißbraucht haben sollten. Das Volk klagte über Gewaltthaten, die Fürsten über Stolz und Hoffahrt der Emporkömmlinge; ihnen vornehmlich wurde der Sturz Ottos von Nordheim beigemessen, und Niemand schien vor ihnen sicher, wenn sie einen solchen Mann zu Grunde richten konnten. Bald vermieden die ersten Fürsten des Reichs ganz an den Hof zu kommen oder erschienen nur auf den ausdrücklichen Befehl des Königs; sie wollten mit diesen übermüthigen Hofschranzen keine Gemeinschaft haben. Vor Allen fiel dies Verhalten bei Rudolf von Schwaben auf, dem nächsten Verwandten des Königs, und das schnellfertige Gerücht zögerte nicht, abermals einen hochverrätherischen Anschlag zu wittern. Der König war nur zu geneigt, solchen Einflüsterungen zu glauben, und beschied seinen Schwager an den Hof, um sich zu rechtfertigen. Aber Rudolf leistete weder der ersten noch späteren Mahnungen Folge. Ottos Schicksal schwebte ihm vor Augen; er zitterte vor der Leidenschaftlichkeit des Königs und wollte nicht rettungslos in dessen Hände fallen. Die anderen Herzöge des oberen Deutschlands sahen in Rudolfs Sache ihr eigenes Schicksal. Berchthold von Kärnthen eilte sich mit Rudolf zu verständigen: war es doch, als ob auch die Männer von Tribur beseitigt werden sollten, nachdem der Tag von Kaiserswerth gerächt war. Selbst Welf von Baiern, obschon er erst vor Kurzem sein Fahnlehen vom König erhalten hatte, wandte sich auf Rudolfs Seite. Diese Herzöge bildeten eine geschlossene Opposition gegen den König, obschon sie offen noch Nichts gegen ihn zu unternehmen wagten.

Die Fürsten schwebten in stäter Besorgniß vor dem Könige und seinen Räthen, und nicht minder bebte das Volk der Sachsen. Mit ängstlicher Scheu fingen sie an auf jene gewaltigen Burgen zu sehen, welche der König in den Harzgegenden und in Thüringen anlegen ließ. Schon längst hatte sich Adalbert durch solche Burgen bei seinen Fehden mit den Billingern zu vertheidigen gesucht und die Gegend um Bremen

rings mit ihnen erfüllt. Man erzählt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er dem König zuerst den Gedanken eingegeben habe, auf ähnliche Weise auch Goslar und das umliegende Land gegen die rebellischen Sachsen zu schützen. In der That legte sich Heinrich, seitdem Adalbert wieder in seiner Nähe war, mit besonderem Eifer auf den Burgbau, bei dem ihn Benno von Osnabrück als ein erfahrener Architekt unterstützte. Schnell nach einander erhoben sich nun auf günstig gelegenen Anhöhen Thüringens und Ostfalens starke Burgen mit Brustwehren, Mauern und Thürmen, welche in weiten Bogen viele kleinere Warten umzogen.

Die mächtigste Befestigung war die Harzburg bei Goslar, welche der König mit besonderem Glanz schmückte. Sie enthielt eine stattliche Pfalz und einen Münster, der an Pracht mit mancher Kathedrale wetteifern konnte. War Goslar der Lieblingssitz Heinrichs III., so wurde die Harzburg die bevorzugte Schöpfung seines kriegslustigen Nachfolgers. Hier begrub er seinen ersten Sohn, den im August 1071 Bertha geboren hatte, der aber wenige Tage nach der Taufe gestorben war *). Hierher ließ er bald darauf einen kostbaren Reliquienschatz von Aachen schaffen. An die Harzburg reihten sich dann andere Festen: die Moseburg bei Schmalkalden, der Sachsenstein bei Sachsa, der Spatenberg bei Sondershausen, die Haimburg bei Blankenburg und die Hasenburg bei Nordhausen. Auch Giebichenstein bei Halle wurde stärker befestigt, wie die Burg Volkerode im Eichsfeld, welche der König vom Pfalzgrafen Friedrich, der sie von Hersfeld zu Lehen trug, nicht ohne Gewalt, wie man sagt, gewonnen hatte.

Eine Zeitlang hatte man den Glauben zu erhalten gewußt, die neuen Burgen seien gegen die Einfälle der Liutizen das Land zu vertheidigen bestimmt, so wenig ihre Lage auch einem solchen Zweck entsprach. Aber bald brach sich eine andere Meinung Bahn, die besser begründet war, und versetzte das Volk in die größte Aufregung. Der König hielt nämlich im Jahre 1071 eine Zusammenkunft mit dem Dänenkönig Svend Estrithson zu Lüneburg, allein von Erzbischof Adalbert und einem seiner Räthe begleitet. Gewichtige Angelegenheiten werden dort verhandelt sein, doch sind wir leider über die gepflogenen Ver-

*) Auch die Gebeine des jüngeren Bruders des Königs, der als Knabe gestorben war, wurden nach der Harzburg gebracht.

handlungen nicht unterrichtet. Adalbert betrieb damals aufs Neue den nordischen Patriarchat mit allem Eifer; die Abodriten waren in Nordalbingien eingefallen und bedrohten das deutsche Reich wie das dänische; der Polenherzog hatte vor Kurzem Svend gegen Wilhelm den Eroberer unterstützt, und viel mußte Heinrich daran liegen, den Bund des Polen und Dänen zu trennen. Was in Betreff aller dieser Angelegenheiten verabredet wurde, verlautete nicht: dagegen hörte man bald, Heinrich habe mit dem Dänen einen Bund zur Unterdrückung der Sachsen geschlossen und zur Befestigung desselben ihm einige Länder des Markgrafen Udo — man meinte wohl Dithmarsen — abzutreten versprochen. Um so leichter wurde das Gerücht geglaubt, als es jener vertraute Rath des Königs, voll Unwillen über das Benehmen desselben, verbreitet haben sollte. Schwerlich war Alles so, wie man erzählte. Aber ganz unbegründet war gewiß nicht, daß Heinrich gegen die Billinger und die Sachsen den Beistand des Dänen in Anspruch genommen hatte. Denn es zeigte sich sogleich, daß er einen Schlag gegen die Billinger im Schilde führte. Als er Lüneburg verließ, blieb dort eine Besatzung des Königs zurück. Es waren nur etwa 70 Mann unter dem jungen Graf Eberhard von Nellenburg, doch reichten sie hin, wie er meinte, die sehr feste Burg zu vertheidigen. Bei dem Schrecken, der bereits die Sachsen erfüllte, mußte es ihre Besorgniß auf das Höchste steigern, als so der König auch die Hauptfeste der Billinger in seine Hände brachte.

Mit größter Rücksichtslosigkeit, wie man sieht, setzte sich der König Allen im Reiche entgegen, die seine Macht zu beeinträchtigen schienen; mit nicht minderer Entschlossenheit trat er nach außen auf, um das Reich zu der Machtstellung zurückzuführen, die es zu den Zeiten seines Vaters gehabt hatte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten damals die flandrischen Wirren, in denen sich die mannigfachsten Interessen verbanden. Die letzten Jahre Balduins V. waren im hohen Maße vom Glück begünstigt gewesen. Nachdem er nicht allein die vormundschaftliche Regierung in Frankreich geführt, sondern auch seine Tochter Mathilde, die Gemahlin Wilhelms von der Normandie, den englischen Thron hatte besteigen sehen, war im Jahre 1067 der alte Markgraf gestorben und hatte nach dem Herkommen des Hauses seine gesammten Länder im blühendsten Zustand seinem älteren Sohn Balduin hinterlassen, der be-

reits den Hennegau als Mitgift seiner Gemahlin Richilde besaß *). Ein zweiter Sohn, Robert mit Namen, hatte nach manchen wunderbaren Abenteuern, theils in Spanien um im Kampfe gegen die Sarazenen eine Herrschaft zu gründen, theils am Hofe zu Constantinopel um an der Spitze der Vikinger sich in die Höhe zu schwingen, endlich nach der Sitte der Zeit durch die Vermählung mit einer reichen Wittwe sein Glück gemacht. Jenem Graf Dietrich von Holland, der im Jahre 1049 im Kampfe umkam **), war sein Bruder Florentius gefolgt, der im Sommer 1061 bei einem Ueberfall der Friesen den Tod fand und seine Gemahlin Gertrud, eine Schwester des Herzogs Ordulf, mit mehreren unmündigen Kindern in schutzbedürftiger Lage zurückließ. Mit ihr vermählte sich Robert (1063) und warf sich dann in den Kampf gegen die Friesen, deren Länder an den Rhein- und Waalmündungen er, ohne die Ansprüche der Bischöfe von Köln und Utrecht zu achten, nach Waffenrecht in Besitz nahm. Diese Eroberung machte ihn zum unmittelbaren Nachbar seines Bruders, mit dem er jedoch stets ein gutes Vernehmen erhielt.

Als Balduin schon nach wenigen Jahren (17. Juli 1070) starb und seine Wittwe Richilde für ihren ältesten Sohn Arnulf die Herrschaft übernahm, gerieth Robert „der Friese" — so wurde er jetzt genannt — mit seiner Schwägerin binnen kürzester Frist in Streitigkeiten, indem er, wie es scheint, die Vormundschaft für seinen Neffen beanspruchte. Die deutschen Vläminger empörten sich gegen Richilde, deren Herrschsucht gefürchtet wurde, und riefen Robert in das Land, dem Gent, Brügge, Ypern und andere Städte sofort die Thore öffneten. Ungehindert rückte der Friese bis gegen Cassel, eine feste auf einer Anhöhe belegene Burg, westlich von Ypern, wo sich Richilde und der von ihr gewonnene König Philipp von Frankreich ihm entgegenstellten (Februar 1071). Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher Robert selbst in die Gefangenschaft des Grafen Eustach von Boulogne fiel, seine Ritter aber den Sieg erfochten. König Philipp suchte das Weite, das französische Heer zerstreute sich, Richilde wurde zur Gefangenen gemacht und ihr Sohn Arnulf in der Schlacht oder unmittelbar nach derselben von einem seiner Leute, Gerbod mit Namen, erschlagen. Robert selbst

*) Vergl. Bd. II. S. 471.
**) Vergl. Bd. II. S. 436.

erhielt bald die Freiheit wieder, wie es scheint durch Auswechselung gegen Richilde, und war für den Augenblick Herr in Flandern, obschon seine Schwägerin nun für ihren zweiten Sohn Balduin, dem bereits der Hennegau bestimmt war, Ansprüche auf die ganze Erbschaft des Vaters erhob und an den deutschen Hof eilte, um dort neuen Beistand gegen Robert zu gewinnen.

Als König Heinrich im Mai 1071 zu Lüttich Hof hielt, erschienen Richilde und Balduin vor ihm. Sie sparten nicht Gut und Geld, nicht Versprechungen und Bitten, um den König und seine Großen zu gewinnen; sie übergaben selbst dem Bischof von Lüttich mit Genehmigung des Königs einen großen Theil des Hennegaus, mit dem Balduin dann als Vasall des Bischofs belehnt wurde. So erreichte Richilde ihren Zweck. Der König, der ohnehin an diesen Dingen kein geringes Interesse hatte, gebot Herzog Gottfried, dem Bischof von Lüttich und anderen lothringischen Großen gegen Robert zu ziehen. Aber als das Heer aufbrach, fand es die Lage der Dinge in Flandern geändert. König Philipp hatte sich mit Robert versöhnt, sich mit dessen Tochter Bertha vermählt *) und seinen Schwiegervater mit Flandern belehnt. Ohne Mühe behauptete Robert sich hier und griff selbst den Hennegau an. Den Krieg in Flandern gab Herzog Gottfried unter diesen Umständen auf, griff aber mit Bischof Wilhelm von Utrecht und dem königlichen Heere die friesischen Eroberungen Roberts an und brachte ihm hier eine Niederlage bei. Wie es scheint, wurde bereits 1072 ein vorläufiges Abkommen getroffen **), nach welchem Robert Flandern, seinem inzwischen zu männlichen Jahren erwachsenen Stiefsohn Dietrich Holland verblieb, Gottfried aber die eroberten friesischen Gegenden und der junge Balduin den Hennegau behaupteten. In diesem Abkommen schienen mindestens die Rechte des deutschen Reichs gewahrt, und bei längerer Fortsetzung drohte der Kampf einen unberechenbaren Umfang zu gewinnen. Roberts Schwager war Wilhelm von England, dessen Ehrgeiz man schon in Deutschland zu fürchten begann; ein anderer Schwager des Friesen, Herzog Welf von Baiern, der sich vor

*) War Bertha Roberts und der Gertrude Kind, so konnte sie höchstens sieben Jahre alt sein.

**) Vielleicht Ostern, wo der König in Utrecht war; Herzog Gottfried ging gegen Ende des Jahrs nach Italien.

Kurzem mit dessen Schwester Judith, der Wittwe des im Kampf um die englische Krone gefallenen Grafen Tostig, vermählt hatte, und Roberts Gemahlin gehörte den Billingern an, die auf dem Punkt standen gegen den König die Waffen zu erheben.

Nicht minder drohend als Roberts Auftreten war das Verhalten des Polenherzogs: ihm trat König Heinrich noch weit entschiedener entgegen. Boleslaw hatte neue Streitigkeiten mit seinem Schwager in Böhmen begonnen und bereitete einen Angriff auf ihn vor. Im Herbst 1071 beschied der König die beiden Herzöge nach Meißen und ließ sie, als sie vor seinem Throne erschienen, hart wegen ihres unruhigen Sinnes an; er gebot ihnen sich innerhalb ihrer Grenzen zu halten, sonst würde ihn der als einen Feind und strengen Rächer kennen lernen, der zuerst das Schwert gegen den anderen zöge. Es stand im engsten Zusammenhang mit Boleslaws Absichten gegen Böhmen, daß gleichzeitig dessen Vettern Geisa und Ladislaw nach ihrer ungarischen Heimath zurückkehrten und den Thron König Salomos angriffen. Aber kaum vernahm dies Heinrich, als er von Worms, wo er das Weihnachtsfest des Jahrs 1071 gefeiert hatte, nach Regensburg eilte, um mit einem starken Heere seinem Schwager zur Hülfe zu ziehen. Dies erschreckte Geisa und Ladislaw so, daß sie sich zu einem Abkommen verstanden, welches die Bischöfe Ungarns vermittelten und nach welchem ihnen einzelne Theile des Reichs als Herzogthümer übergeben wurden. Das thatkräftige Auftreten des Königs durchkreuzte die Pläne des Polen in Böhmen und Ungarn. Aber Boleslaw hielt deshalb nicht Ruhe und stand schon im nächsten Jahr aufs Neue gegen Böhmen in den Waffen.

Der junge König ist, wie man sieht, in der lebendigsten Thätigkeit; nahe und fern sucht er den königlichen Namen zu Ehren, sein Ansehen zur Geltung zu bringen. Auch macht unverkennbar dieses kecke Vorgehen aller Orten einen ungewöhnlichen Eindruck und erfüllt die Gemüther mit Schrecken. Die Größe der Gefahren, die man hervorruft, ahnt man am Hofe nicht; man beachtet nur die nächsten Erfolge, und diese scheinen zu ermuthigen. Da stirbt Erzbischof Adalbert, der zwar nicht, wie wohl geglaubt ist, die einzige Triebfeder aller jener Maßregeln gewesen war, aber doch in allen die Hand gehabt, überall den König mit Rath und That unterstützt hatte. Sein Leben hatte vielfach tief in die Geschicke des Reichs eingegriffen, und auch sein Tod gab dem Gange der Dinge noch einmal eine neue Wendung. Es ist

der Mühe werth, der letzten Schicksale des trotz vieler und großer Fehler so anziehenden Mannes zu gedenken, wie sie Adam von Bremen, sein trefflicher Biograph, aus bester Kenntniß uns darstellt.

Adalberts Gesundheit war längst erschüttert, theils durch die gewaltigen Geistesaufregungen während seiner Verbannung, theils in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. Schon vor drei Jahren — damals als er an den Hof zurückkehrte — war er einmal in solche Schwäche verfallen, daß man seine letzte Stunde gekommen glaubte. Deutlicher und deutlicher traten die Anzeichen seines nahen Endes hervor, aber er hörte gern auf die Schmeichler, die ihm noch ein langes Leben und unerhörtes Glück verhießen. Unaufhörlich war er trotz der Beschwerden des Leibes auch jetzt in den Staatsgeschäften thätig. In einer Sänfte folgte er dem Könige im Anfange des Jahrs 1072 vom Rhein zur Donau und dann nach Sachsen. Der neue Aufschwung, den der königliche Name gewann, konnte ihn nur befriedigen, aber die Nachrichten, die ihm aus Bremen zugingen, bedrängten um so schwerer sein Herz. Er vernahm, wie die Abodriten Hamburg überfallen und eingeäschert hatten, wie ganz Nordalbingien in ihrer Gewalt und in eine Einöde verwandelt war, wie sie die Vasallen der Bremer Kirche niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft geschleppt hatten. Es waren furchtbare Schläge für Bremen, welches ohnehin ganz erschöpft daniederlag. Aber Adalbert hoffte doch noch alle Verluste seiner Kirche zu vergüten. Schon hatte der König mehrere der königlichen Höfe, die man ihm einst zu Tribur genommen, wieder in seine Hand gegeben; er machte sich Aussicht das Bisthum Verden in seine Kirchenprovinz ziehen zu können; den nordischen Patriarchat hielt er jetzt für gesichert; das Ende der Billinger schien nahe, und ihr Untergang versprach Niemandem mehr Vortheil als ihm, ihrem erbittertsten Gegner. Auch die Abteien Lorsch und Korvei hoffte er wiederzuerlangen; der König mußte ihm bindende Versprechungen geben, die Rückgabe am nächsten Osterfest bei den Fürsten durchzusetzen. So klammerte er sich mit tausend Hoffnungen an das Leben an, und mitten aus ihnen riß ihn der Tod.

In den ersten Tagen des März 1072 befiel ihn die Ruhr. Er wollte kein Heilmittel gebrauchen, in keiner Weise sich schonen, und die Krankheit steigerte sich mit jedem Tage. Schon hing er nur in den Knochen und konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten, aber die Angelegenheiten des Staats beschäftigten ihn nach wie vor. Den Erzbischof

Wezil ließ er zwar nicht mehr vor, doch mit dem Könige berieth er noch bis zum letzten Tage die Geschäfte des Reichs: da erinnerte er ihn auch an seine Treue, seine langjährigen Dienste und befahl ihm unter Thränen die Zukunft seiner Kirche. An das Ende dachte er ernstlich auch jetzt noch nicht und verabsäumte die Sterbesacramente zu empfangen. So endete er am 16. März in der Mittagsstunde, gerade als seine Leute bei der Mahlzeit waren. Ihn, der im Leben nicht ohne einen großen Troß dienstbarer Geister sich befriedigt fühlte, hörte Niemand den letzten Athem verhauchen.

In seinen letzten Stunden, erzählt man, habe Adalbert wehklagend ausgerufen, er habe sein Leben verloren. Und es ist wahr, wenn er als seine Lebensaufgaben ansah das Erzbisthum Hamburg-Bremen auf eine nie erreichte Höhe zu heben und zugleich das alte Kaiserthum in seinem Glanz zu erhalten, so hatte er sein Dasein verfehlt. Hamburg lag in Asche, das reiche Bremen war an den Bettelstab gekommen, das Kaiserthum in Mißachtung gerathen, und das Alles zum großen Theil durch seine eigene Schuld geschehen; wenn sich das Königthum in der letzten Zeit von Neuem geregt hatte, so stand es doch noch in den Anfängen einer Entwickelung, deren Ausgang nicht zu berechnen war. Niemand kann Adalbert gerechter beurtheilen, als es Adam von Bremen gethan hat. Er sagt selbst, der Erzbischof habe ihn geliebt, und man fühlt seinen Worten an, daß er Liebe mit Liebe zu vergelten wußte. „Doch es war mir Gewissensſache," äußert er, „einen so großen Mann, dem bei seinen Lebzeiten die Schmeichelei geschadet hat, nicht noch im Tode mit eitlen Lobsprüchen zu erheben." Er verschweigt nicht die großen Fehler des Erzbischofs mit ihren verhängnißschweren Folgen, und schlimmerer Tadel ist von vielen anderen Seiten in späterer Zeit erhoben. Aber ein Ruhm bleibt Adalbert doch, und wird ihm unter deutschen Männern immer bleiben. Er war der Treuste dem Könige in einer Zeit, wo man nur in der Treulosigkeit zu wetteifern schien, und hing mit unerschütterlicher Festigkeit an den Erinnerungen jener alten glanzvollen Kaiserzeit, deren lebendiges Gedächtniß, man kann es wohl sagen, mit ihm unterging.

„Niemals," sagt Lambert von Hersfeld, „war es Adalbert im Leben gelungen, den Haß der Menschen zu versöhnen, aber im Tode erreichte er es." Und wohl scheint man bald ihn vermißt und gefürchtet zu

haben, die Leidenschaftlichkeit des Königs und der Uebermuth seiner Genossen möchte nun auch des letzten Zügels entbehren. Als sich Heinrich Ostern 1072 zu Utrecht aufhielt, nöthigten ihn Fürsten und Volk unter vielfachen Klagen über Bedrückung in die durch Adalberts Tod erledigte Stelle Erzbischof Anno zu setzen. Nur ungern, meint Lambert, sei Anno der Einladung des Königs an den Hof gefolgt; theils hätten ihn frühere Erfahrungen geschreckt, theils hätte er dem gottseligen Leben inmitten seiner Klosterbrüder sich schweren Herzens entzogen. Aber wenn sich Anno sträubte, geschah es wohl nur zum Schein. Sobald er die Reichsgeschäfte angriff, zeigte er die alte Energie, die ganze Strenge, die er von jeher gegen Andere geübt, das stolze Selbstbewußtsein früherer Tage und jenen felsenfesten Glauben, daß er allein der Mann sei, die Gegensätze der Zeit zu vermitteln. Es schien als ob er die Demüthigungen Roms und die schmerzlichen Jahre der Zurücksetzung längst vergessen hätte. Vor seinem Richterstuhl galt kein Ansehen der Person; er ließ die Burgen des Adels, die zu Erpressungen dienten, niederreißen und vornehme Herren, die den Landfrieden brachen, in Banden werfen; dem Könige selbst trat er ohne Rückhalt in seinen Lüsten und seiner Willkür entgegen. Mit solcher Autorität trat er auf, daß man ungewiß war, ob er mehr zum König oder zum Bischof geboren sei. Lambert meint, Heinrich hätte von Anno lernen müssen, was ein Herrscher bedeuten solle; nur wollte das Unglück, daß der junge König zu diesem Lehrmeister wenig Vertrauen hegte und andere Ziele verfolgte, als sich der Kölner Erzbischof gesteckt hatte.

Annos Stellung brachte es mit sich, daß er die lautesten Beschwerden der Fürsten gegen den König gütlich zu beseitigen suchen mußte. Wohl nicht ohne seine Einwirkung geschah es, daß Pfingsten 1072 zu Magdeburg Otto von Nordheim seiner Haft entlassen wurde. Vieles mochte zu diesem Entschluß beitragen: wohl weniger, obgleich es Lambert allein geltend macht, daß Otto einen großen Theil seiner Güter dem König und den Hofleuten überließ, als daß die öffentliche Stimme sich immer lauter für Ottos Unschuld erklärte. Die göttliche Rache schien dem Volke schwer auf Allen zu lasten, die zunächst Ottos Verderben herbeigeführt haben sollten. Bei einem Sturze vom Pferde verwundete sich tödtlich Liutpold von Mörsburg mit seinem eigenen Schwerte (1071). Es war jenes verhängnißvolle Schwert des Mars, welches einst Otto selbst von der Ungarnkönigin zum Geschenk erhalten und vor Jahren

dem jungen Dedi als Unterpfand der Freundschaft überlassen hatte; nach dessen Ermordung war es dem Könige zugefallen, der es Liutpold verehrte. Eines der ersten Strafgerichte Annos hatte dann Egino, den verrufenen Ankläger Ottos, getroffen; wegen Bruch des Landfriedens wurde er ergriffen, in Fesseln gelegt und dem Volke zu einem angenehmen Schauspiel umhergeschleppt*). Bei der Stimmung der Zeit mußte Ottos Befreiung, namentlich in Sachsen, mit lautem Jubel begrüßt werden, doch war die Freude nur halb, da Magnus in Haft blieb.

Noch wichtiger war, daß eine Versöhnung zwischen dem König und seinem Schwager Herzog Rudolf zu Stande kam. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß Anno zu derselben mitwirkte, obschon die Kaiserin Agnes die entscheidendsten Schritte that. An sie hatte sich Rudolf in großer Besorgniß gewandt und ihre Vermittelung erbeten. Noch sprach in ihrem Herzen eine Stimme für ihren alten Günstling und einstigen Schwiegersohn. Sie entschloß sich über die Alpen zu gehen und traf am 25. Juli 1072 in Worms ein, wo damals der König verweilte; eine endlose Schaar von Aebten und Mönchen umgab sie, unter ihnen der Abt Hugo von Cluny. Auch Rudolf wagte in Worms vor seinem Schwager zu erscheinen, nachdem ihm Anno und der Erzbischof von Mainz Sicherheit für seine Person verbürgt hatten. Heinrich hatte nie die Gefühle des Sohns verleugnet; er gab gern den Bitten der Mutter Gehör, nahm Rudolf freundlich auf und entließ ihn in Frieden. Es war zu derselben Zeit, daß Rudolf seine verstoßene Gemahlin, die Schwester der Königin Bertha, wieder zu sich nahm: es geschah auf Befehl des Papstes und wohl auf den besonderen Betrieb der Kaiserin, die von der schwesterlichen Liebe der Frauen eine Ausgleichung der feindlichen Männer erwarten mochte. Aber kaum hatte die Kaiserin ihr Versöhnungswerk vollendet, so verließ sie den Hof; sie wollte nicht, daß das mütterliche Herz sie tiefer in die Wirren des Reichs hineinzöge, als es Rom und Hildebrand genehm war.

Herzog Rudolf hatte seinen nächsten Zweck erreicht. Aber er fühlte, als er den Hof verließ, recht wohl, daß das Mißtrauen des Königs

*) Egino wurde 1073 abermals als Räuber ergriffen, geblendet und suchte dann bettelnd sein Brod. Auch der Graf Giso und des Königs ehemaliger Günstling Adalbert mit seinen vier Söhnen kamen damals in einer Fehde um. Vergl. oben S. 151.

gegen ihn nicht überwunden war und daß die Dinge dort trotz Anno kaum eine andere Wendung genommen hatten. Und er täuschte sich darin mit Nichten. Der König verfolgte unbeirrt die Richtung, die er eingeschlagen hatte. Die Burgbauten in Sachsen und Thüringen wurden nur mit noch größerem Eifer betrieben, und Alles wies darauf hin, daß er bald einen Hauptschlag gegen die Sachsen auszuführen gedachte.

Am 28. März 1072 war der alte Herzog Ordulf gestorben. Durch seinen Tod wurde das Herzogthum Sachsen erledigt, und wie es von jeher von Vater auf Sohn vererbt war, betrachtete Jedermann Magnus als den geborenen Nachfolger des Vaters. Aber der König war nicht gewillt die herzogliche Fahne Sachsens in dessen Hand zu legen. Er hatte allen Grund, Magnus zu mißtrauen. Nicht allein daß derselbe Otto von Nordheim in seiner Empörung unterstützt hatte, er stand auch mit Robert dem Friesen in naher Verwandtschaft und hatte seit Jahresfrist sich mit der Wittwe Markgraf Udalrichs, der Schwester Geisas und Ladislaws von Ungarn, der Base des Polenherzogs, vermählt. Das Wichtigste aber war, daß Heinrich nie einen günstigeren Augenblick finden konnte, um das nationale Herzogthum in Sachsen zu brechen, als eben jetzt, wo Magnus wegen Untreue verurtheilt und in Haft war; selbst wenn das Herzogthum als ein erbliches Reichslehen galt, war unter diesen Umständen doch der König zur Einziehung desselben unfraglich berechtigt. Deshalb weigerte sich Heinrich hartnäckig den Billinger zu begnadigen und der Haft zu entlassen; deshalb hielt er Lüneburg noch immer besetzt. Umsonst baten Hermann, der Oheim des Magnus, und Otto von Nordheim um die Befreiung ihres Verwandten und Freundes. Der König erklärte, nur dann werde er Magnus in Freiheit setzen, wenn er dem Herzogthum und seinem väterlichen Erbe in aller Form entsage: Zumuthungen, auf die auch ein weniger ehrliebender Fürst als Magnus nimmer eingegangen sein würde. Eher im Kerker sterben und alle Todesqualen ausstehen, meinte Magnus, als Sachsen aufgeben. Es half Nichts, daß Hermann und Otto dem Könige Geld und einen großen Theil ihrer Besitzungen boten: Heinrich war und blieb unbeweglich. Da stellte endlich Otto sich und alle seine Habe dem Könige zu Gebote, um den Freund zu befreien, der um seinetwillen litte; er erklärte, daß er für ihn gern in den Kerker zurückkehren werde. Aber barsch gab ihm der König zur Antwort, Otto habe sich

selbst von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen noch nicht so gereinigt, daß er frei über sich und seine Güter verfügen könne. Sicherlich war dies nicht die Art, um Otto in der Treue zu erhalten.

Und schon waren die Absichten des Königs in ganz Sachsen kaum noch Geheimniß. Mit immer finstereren Blicken sah man deshalb auf die neuen Festen, eben so viele Zwingburgen; immer schwerer ertrugen sich die Belästigungen der Besatzungen, die Launen der königlichen Günstlinge, die verächtliche Miene und die Schmähungen des Königs. Man hörte wohl ihn sagen, die Sachsen seien ja alle Knechte, weshalb sie ihm denn nicht willig dienen wollten, wie seinen Vorfahren, und ihm die gebührenden Abgaben weigerten. Man verbreitete bald, der König wolle nicht allein Magnus sein Herzogthum nehmen, sondern die Sachsen sämmtlich zu zinspflichtigen Knechten machen oder aus dem Lande vertreiben, um ihre Sitze seinen Lieblingen, den Schwaben, zu geben: unsinnige Gerüchte, wie sie die leidenschaftliche Erregung solcher Zeiten nur allzuleicht der blinden Masse einschmeichelt, die, weil sie die Schranken des Möglichen nicht kennt, in ihren Befürchtungen nur an den äußersten Grenzen der Einbildungskraft stehen bleibt.

Sachsen war in der größten Bewegung, und bald liefen Nachrichten ein, daß auch die Herzöge des oberen Deutschlands abermals in der Treue schwankten. Wir wissen nicht, war es Magnus Schicksal, welches auch sie mit Besorgniß erfüllte, oder hatte sie sonst aufs Neue der König gereizt: aber gewiß ist, daß man schon gegen Ende des Jahrs 1072 eine Schilderhebung im südlichen Deutschland besorgte. Nur mit Mühe hielt man Herzog Rudolf von den Waffen zurück, nur mit Mühe den König von einer neuen Hochverrathsklage. Mehr als gegen Rudolf wagte Heinrich gegen Berchthold, den Zähringer. Weihnachten 1072 entsetzte er ihn zu Bamberg des Herzogthums Kärnthen; es geschah, wie es heißt, ohne gesetzliches Verfahren und in Abwesenheit des Angeschuldigten. Nicht zu verwundern war, wenn sich Markward von Eppenstein jetzt auch ohne Auftrag des Königs anschickte das erledigte Herzogthum in seine Gewalt zu bringen, welches einst seinem Vater Adalbero entzogen war*).

Mit Schrecken sah Anno, welchen Gang die Dinge nahmen, und fühlte sich nur um so ohnmächtiger ihnen gegenüber, als er hinreichend

*) Vergl. Bd. II. S. 287.

erkannt hatte, wie wenig Gewalt er über den König besaß. Unter dem Vorwande, daß sein Alter ihm nicht mehr den Geschäften zu genügen ermögliche, erbat er damals zu Bamberg seine Entlassung, welche ihm der König gern gewährte. Mit Groll verließ der alte Erzbischof den Hof, jetzt zum dritten Mal von dem Gipfel der Macht gestürzt; die Zustände des Reichs schienen ihm fortan die schmählichsten, bei denen nur der Schmerz den Unmuth überwältige und die selbst die Feinde beklagen müßten. Annos freiwillige Entfernung mußte das größte Aufsehen erregen. Sie konnte allen Unzufriedenen, allen vom königlichen Zorne Bedrohten als ein Zeichen gelten, daß Nichts mehr den Grimm und die Leidenschaft des jungen Königs zurückzuhalten vermöge. Vorzüglich war für Sachsen zu fürchten, wo Erzbischof Wezil und Bischof Burchard bisher fest zu dem Könige gehalten hatten, aber jetzt nur zu geneigt schienen eine Sache aufzugeben, die Anno verlassen. Der König, der Burchard bisher ein besonderes Vertrauen geschenkt hatte, wußte sehr wohl, wie sehr dieser Priester zu fürchten war. Daß er jetzt selbst die Zustände ernster anzusehen begann, zeigte die nächste Folge.

In der Schule des Zwangs und des Mißtrauens, in der Heinrich gebildet war, hatte er eine Kunst bis zur Meisterschaft erlernt: die Widersacher in ihren Interessen zu spalten, aus einander zu halten und, wo möglich, gegen einander zu gebrauchen. Sie wandte er jetzt an und mit dem günstigsten Erfolge. Sobald Anno ihm den Rücken gewandt hatte, fing er an sich mit Siegfried von Mainz zu verständigen. Mißvergnügt hatte der ränkesüchtige Bischof ein Jahr zuvor ganz das Feld geräumt und sich nach Cluny begeben, war aber bald zurückgekehrt und hatte dann mit Anno, der noch in der Macht stand, ein vertrautes Verhältniß einzuleiten versucht. Vereint, meinte der eitle Mann, seien sie stark genug, um das ganze Reich nach ihrem Willen zu lenken. Aber Anno wußte recht gut, daß für die Dauer zwischen Köln und Mainz kein Bund sei, und Siegfrieds Anerbietungen blieben ohne Folgen. Jetzt bot der König selbst dem Mainzer die Hand, obwohl derselbe über die Burgen in Thüringen und ihre Besatzungen viele und gewiß nicht ungerechte Beschwerden erhoben hatte. Aber Siegfrieds Grimm war nie unversöhnlich, und der König kannte das beste Mittel ihn zu besänftigen: er versprach die thüringischen Zehnten. Auf einer Synode zu Erfurt am 10. März 1073 wurde die unglückliche Zehntenfrage, nachdem sie seit drei Jahren geruht hatte, aufs Neue verhandelt; der

König selbst war zugegen und mit ihm die Bischöfe, deren Ansicht er bestimmen konnte. So wurden die Aebte von Fulda und Hersfeld genöthigt einen Vergleich mit Mainz zu treffen, wie er dem Erzbischof genügte, und die ganze Sache schien damit zu Ungunsten der Thüringer entschieden. Ob sich der König selbst einen Antheil an den Zehnten ausbedungen hat, sei dahingestellt; unglaublich ist es nicht, doch ist Lambert hierfür der einzige und er gerade hier ein sehr parteiischer Zeuge. Bei dem Werth, welchen die Thüringer auf ihre Zehntenfreiheit legten, mußte die Erfurter Synode ihre Erbitterung nicht nur gegen den Erzbischof, sondern auch gegen den König steigern; gleich den Sachsen sahen auch sie die Burgen des Königs jetzt als Zwingfesten an, und die Stimmung im Lande wurde schwieriger und schwieriger. Dennoch mochte Heinrich, zumal er jetzt auch als Vorfechter kirchlicher Rechte auftreten konnte, von den Thüringern wenig besorgen: ihm war vor Allem daran gelegen, Siegfried an sich zu fesseln, und diesen Zweck sah er erreicht.

Der König eilte von Erfurt nach dem Süden, um einer Schilderhebung der Herzöge um jeden Preis vorzubeugen. Am Palmsonntag (24. März) kam er mit Rudolf und Berchthold in Eichstädt zusammen und wußte sie für sich zu gewinnen; ohne Frage erhielt hier Berchthold Kärnthen zurück. Noch andere vornehme Männer, die ihm verdächtigt waren, nahm der König zu Gnaden an, und begab sich dann nach Regensburg, wo er das Osterfest feierte. Auch mit Herzog Welf wird damals oder schon früher Alles ausgeglichen sein. Eine große Versammlung der Fürsten des oberen Deutschland umgab dann den König, als er das Pfingstfest in Augsburg feierte. Sein Auftreten hatte hier alle Gefahr beseitigt, seine Autorität schien von Neuem gesichert, und ein großes Unternehmen sollte die hergestellte Eintracht bezeichnen.

Es war damals, daß der König das ganze Reich zu einer großen Heerfahrt gegen den Polenherzog aufrief, der mit Böhmen neue Händel begonnen hatte und dessen Ränke man noch immer in Ungarn spürte. Dieser Krieg war durch das Interesse des Reichs und des königlichen Hauses dringend geboten, und kaum konnte es ein besseres Mittel geben, um aus diesem Gewirr von Rivalitäten, Reibungen und Mißverständnissen herauszukommen, als eine große Waffenthat, welche dem Ehrgeiz der Fürsten freies Feld eröffnete. Im ganzen Reiche sollte gerüstet werden, die Baiern, Schwaben und Lothringer in Mainz, die Franken bei

Hersfeld sich sammeln und die große Heeresmasse dann durch Sachsen der Elbe zuziehen, um am 22. August den Krieg zu eröffnen.

Der König eilte im Juni nach Sachsen, um auch hier die Rüstungen zu betreiben. Aber er fand die Stimmung noch um Vieles schlimmer, als er sie sich vorgestellt. Schon hatten sich Graf Hermann, der Billinger, und Bischof Burchard die Hand gereicht; eine Verschwörung hatte sich gebildet, in die selbst Bischof Hezil von Hildesheim, bisher einer der vertrautesten Räthe Heinrichs, gezogen war; schon hatte auch Otto von Nordheim seinen Beistand versprochen. Die Verschworenen hatten die ohnehin erregte Volksmasse bearbeitet, die Besorgnisse geschärft, die Empfindlichkeit auf das Höchste gereizt. Als man vernahm, daß unermeßliche Kriegsschaaren in Sachsen sich sammeln würden, fragte man bestürzt: wozu ein solches Heer gegen den Herzog von Polen? und bald galt es als eine ausgemachte Sache, daß das Heer zu anderen Zwecken bestimmt sei, als der König vorgebe, daß er im Begriff stehe den lange gefürchteten Streich gegen die sächsische Freiheit zu führen. Sachsen stand am Vorabend einer allgemeinen Empörung. Der König kannte die Verschwörung der Fürsten nicht, aber die Mißstimmung des Volks konnte ihm nicht entgehen, und fast scheint es, als ob er einen Ausbruch derselben weniger gefürchtet als gewünscht habe. War es ihm mit dem Polenkriege auch Ernst, so konnte das versammelte Heer doch auch in anderer Weise von ihm benutzt werden, wie er es denn wirklich in der Folge versuchte. Wie weit die Dinge bereits gediehen waren, inmitten welcher Gefahren er stand, davon freilich hatte er keine Ahnung.

Lambert von Hersfeld, der die Geschichte dieser Wirren mit ergreifender Energie darstellt, schildert Heinrich zu jener Zeit lediglich als einen in niedrige Lüste und nichtige Tändeleien versunkenen Wüstling: aber die Thatsachen, die er selbst anführt, geben ein anderes Bild, wie mich dünkt, von dem jungen König. Mit größerem Recht wird man ihm eine leidenschaftliche Betriebsamkeit als Trägheit und Sorglosigkeit vorwerfen können. Und kaum läßt sich verkennen, daß er eine sehr bestimmte Politik verfolgt, für die er seine Mittel und Werkzeuge mit großer Absichtlichkeit wählt. Was er will, ist im Grunde nichts Anderes, als was seine Ahnen wollten und worauf ihn die Natur seiner Stellung hinwies: er will die Selbstständigkeit der Großen brechen, den Trotz der Stämme beugen, um sie dem Königthum und den allge-

meinen Interessen des Reichs dienstbar zu machen; er will die Macht des Reichs und vor Allem die eigene. Er ist eifersüchtig auf diese Macht, voll untilgbaren Mißtrauens gegen Jeden, der sie bedroht. Seine Krone, weiß er, wurde ihm bestritten, ehe er ihren Werth schätzen konnte; seit er Mann geworden ist, kennt er ihren Preis und wird sie mit seinem letzten Blutstropfen vertheidigen. Rings sieht er sich von Feinden umgeben, überall geräth er mit neu aufstrebenden Mächten in Kampf, und bald wird er inne, daß er neuer Mittel bedarf, um sich in diesem Kampfe zu behaupten: er umgiebt sich mit Dienern, die nur seinen Willen kennen, mit Kriegern, die ihm zu stätem und unmittelbarstem Dienst verpflichtet sind, er schützt sich durch Waffen und Burgen im eigenen Reiche. Dem Gegner gegenüber ist er nicht wählerisch in seinen Mitteln: der Gewalt stellt er Gewalt, der List List entgegen, und die Treue war vielleicht in einer treulosen Zeit der Tugenden schwerste. Man mag ihn einen Tyrannen nennen, und Vielen seiner Zeitgenossen hat er dafür gegolten: aber er war ein Tyrann, der für sein ererbtes Recht, für Deutschlands Einheit und Deutschlands Macht einstand.

9.

Aufschwung Italiens und des Papstthums.

Während der inneren Wirren in Deutschland hatte sich Italien dem fremden Einfluß mehr und mehr entzogen und Raum zu selbstständiger Entwickelung gefunden. Das Sinken der Kaisermacht hatte in den deutschen Landen zu einer Befreiung der bisher gebundenen aristokratischen Gewalten geführt, die sich dann theils im Kampfe gegen die Krone, theils in Reibungen unter einander schwächten und lähmten; die alten Zustände waren in der Auflösung, aber nirgends hatten sich hier aus der Gährung der Dinge bisher deutlich erkennbare Gestaltungen einer neuen Zeit hervorgerungen. Anders jenseits der Alpen. Auch dort war die alte Zeit zu Grabe gegangen und eine neue hatte begonnen, aber ihre Zeichen leuchteten schon hell in die Weite. Bei uns Verfall, dort Erhebung; bei uns Alles in das Ungewisse gestellt, dort Ergebnisse einer neuen Entwickelung, die sich nimmermehr rückgängig machen ließen. In-

mitten dieser Entwickelung stand das Papstthum, welches ebenso sie nach allen Seiten kräftigte, als von ihr gekräftigt wurde.

Wir wissen, wie schon im Jahre 1059 das Papstthum sich an die Spitze einer allgemeinen Erhebung Italiens gegen die kaiserliche Macht stellen wollte. Aber es zeigte sich bald, daß die Tendenzen Hildebrands und seiner Freunde Italien noch viel zu wenig durchdrungen hatten, um die Kräfte der Nation verbinden zu können. Sobald sich die deutsche Macht gegen den Papst rührte, erstanden der Curie selbst in Italien aller Orten erbitterte Gegner und schlossen sich den deutschen Herren jenseits der Berge an. Dem von den Cardinälen erhobenen Alexander setzten die lombardischen Bischöfe und der römische Adel einen Gegenpapst entgegen; ein Religionskrieg entbrannte, in dem es lange zweifelhaft blieb, ob die Cardinäle ihren Papst würden behaupten können. Daß es geschah, verdankten sie weniger dem Glück ihrer Waffen, als einer Revolution am kaiserlichen Hofe. Zwei von König Heinrichs Vormündern berufene Synoden befestigten Alexanders Pontificat und sicherten ihm die Anerkennung des Abendlandes. Erst durch die Unterstützung des deutschen Hofs gelangte der Papst, den Hildebrand erhoben hatte, zur Macht; gerade in Italien selbst wurde ihm am längsten die Obedienz verweigert.

Man mochte in Deutschland erwarten, daß sich die römische Curie nun wieder, wie in früheren Zeiten, den Interessen des deutschen Hofs enger anschließen würde; schon die Klugheit schien dies zu gebieten, so lange die Gegner nicht ganz überwältigt waren. Aber Hildebrand war nicht von fern gewillt auf jene alten Bahnen zurückzulenken, die er mit gutem Bedacht verlassen hatte. Er wollte Rom nicht in eine Abhängigkeit vom deutschen Hofe zurückfallen lassen, bei der sein Ideal von Freiheit und Herrschaft der Kirche sich nimmer verwirklichen ließ. Sobald es möglich war, nahm er die Politik des Jahrs 1059 auf, welche er unwillig genug auf einige Zeit hatte verlassen müssen. Aufs Neue belebte Rom die Pataria in der Lombardei, fester und fester zog es Beatrix und Mathilde an sich, die Normannen Unteritaliens erhielt es in Abhängigkeit als Vasallen und begleitete die glorreichen Siege Robert Guiscards in Apulien und Sicilien mit seinen Rathschlägen und seinen Gebeten. Es ist anziehend, den Gang dieser Dinge näher in das Auge zu fassen.

Die Pataria unter Erlembald und das Ende der Kirchenspaltung.

Unter Arialb und Landulf schien die Pataria ihr Ziel erreicht und die Mailändische Kirche für immer Rom unterworfen zu haben. Aber sobald das Schisma ausbrach, trat Erzbischof Wido mit seinem Klerus und seinen großen Vasallen unverhohlen auf die Seite des Gegenpapstes und gab der Pataria dadurch eine neue Berechtigung. Landulf hatte inzwischen das Zeitliche gesegnet, und Arialb stand zunächst allein auf dem Platze. Seine aufregenden Predigten begannen abermals, hatten aber nicht den früheren Erfolg, bis sich der Erzbischof, der sich zu Mantua den Beschlüssen des Concils gefügt hatte, bald nachher aufs Neue an Cadalus anschloß und der Mailänder Klerus ihm folgte. Zu den Anklagen auf Simonie und Nicolaitismus gesellte Landulf jetzt den Vorwurf der Wortbrüchigkeit, und Jegliches schien ihm erlaubt gegen die eidvergessenen Priester.

Von Anfang an hatte die Pataria ihre Hauptkraft in dem Laienvolk gehabt, aber Arialb gab ihr jetzt auch einen Laien zum Führer. Es war Landulfs Bruder Erlembald, einem der ersten Geschlechter der Stadt entsprossen, ein ritterlicher Mann durch und durch, hochangesehen bei allem Volke. „Laß uns die geknechtete Kirche befreien," sagte Arialb zu ihm, „ich durch das Gesetz Gottes, du durch das Gesetz des Schwertes." Und Erlembald weihte sein Schwert der geknechteten Kirche und dem Willen Roms. Hatte sein Bruder den Mailändischen Klerus mit Ruthen gezüchtigt, so wollte er ihn mit Scorpionen geißeln. Kriegserfahren, wie er war, organisirte er die Pataria als eine bewaffnete Macht, und bald war Mailand von Aufruhr und Straßenkämpfen erfüllt. Ein wunderbarer Mann dieser gegen Simonie und Priesterehe streitende Ritter: vor der Welt tritt er prächtig in Waffen und Kleidern auf, aber im Geheimen hüllt er sich wie ein Eremit in ein härenes Bußhemd. Und ebenso wunderbar die ganze Bewegung der Masse, die in dem Erzbischofe nicht nur ihr geistliches, sondern auch ihr weltliches Oberhaupt bekämpft, die Mailands Freiheiten Roms Geboten zum Opfer bringt und, indem sie für die Forderungen des apostolischen Stuhls eintritt, kecklich sich über den ersten Grundsatz desselben erhebt, daß kirchliche Dinge nicht von Laien zu entscheiden sind.

Noch hatte man zu Rom nicht offen gesprochen. Aber im Anfange des Jahrs 1066 begab sich Erlembald dorthin und setzte sich mit dem

Papst, seinem Landsmann, in innige, mit Hildebrand in die innigste Verbindung. Mit einer Bannbulle gegen den Erzbischof kehrte er heim und zugleich mit einer Fahne, welche ihm der Papst übergeben hatte. Jetzt trat er als der bestellte Vorfechter Roms in Mailand auf und geberdete sich als der Herr der Stadt. Er bezog einen neuen geräumigen Palast, wo er die immer wachsende Zahl seiner Anhänger sammeln, in dessen Höfen und Gärten er ihre Pferde und Maulthiere unterbringen konnte. Schon glaubten er und Arialb Alles den Mailändern bieten zu können und versuchten Aenderungen in dem alten Ritus der Ambrosianischen Kirche. Aber hier war der mailändische Patriotismus doch verwundbarer, als sie meinten. Am Pfingstfest kam es zu einem Aufstande gegen sie. Arialb mußte die Stadt verlassen und wurde bald darauf erschlagen. Auch Erlembald räumte Mailand und hielt eine Zeit lang sich ruhig. Der Erzbischof und die Capitane waren einmal wieder Meister der Stadt.

Bald wandte sich das Blatt. Erlembald warb unter dem Landvolk neuen Anhang. Arialds Tod hatte den Zorn der Patarener nur noch mehr gereizt; schon fing man an ihn als einen Märtyrer der reinen Kirche zu feiern, sein Märtyrerblut steigerte den Fanatismus. Eine zufällige Abwesenheit des Erzbischofs von Mailand benutzte Erlembald, um sich mit seiner Schaar dort festzusetzen, und nach kurzer Zeit war abermals die Stadt ganz in seiner Gewalt. Das alte Spiel mit den Eiden wurde erneuert. Die Geistlichen mußten schwören der Simonie und der Ehe zu entsagen, die Laien den simonistischen Klerus bis auf den Tod zu verfolgen. Und inzwischen hatte die Pataria auch in Cremona und Piacenza die Oberhand gewonnen; dort hatte man alle der Simonie und des Nicolaitismus verdächtigen Priester, hier den Bischof selbst verjagt. Cadalus Sache schien in der Lombardei vernichtet, und nicht durch die Waffen des Königs oder seines Statthalters, sondern durch Volkshaufen, welche Hildebrand durch Erlembald zum Kampfe berufen hatte.

Triumphirend schrieb Papst Alexander gegen Ende des Jahrs 1066, die trüben Wolken seien endlich verscheucht und die Sonne leuchte wieder hell am klaren Himmel. Aber er frohlockte zu früh. Unerwartet brach ein anderes Unwetter über Rom ein, und man fühlte sich dort schutzloser als je. Richard rückte mit seinen Normannen im Frühjahr 1067 in das Gebiet des heiligen Petrus, und wie hätte es anders sein kön-

nen, als daß dieser Angriff auch die Hoffnungen des Gegenpapstes und der lombardischen Bischöfe aufs Neue belebte? In solcher Bedrängniß standen die Cardinäle, daß sie die Romfahrt des deutschen Königs, welche sie bisher um jeden Preis hintertrieben hatten, jetzt sehnlichst verlangten. Als sie unterblieb und Herzog Gottfried mit den Normannen einen schwächlichen Frieden schloß, sahen der Papst und Hildebrand ein, daß man eine versöhnlichere Politik einschlagen müsse, als in den letzten Jahren befolgt war. Während sie selbst sich nach Melfi und Capua zu den Normannen begaben und die Eintracht mit ihnen herstellten, gingen der Bischof Mainard von Silva Candida und der Cardinalpriester Johannes nach Mailand, um den Erzbischof zu begütigen und dem Treiben der Pataria ein Ende zu bereiten. Am 1. August 1067 wurden dort Bestimmungen der Legaten bekannt gemacht, welche Simonie und Priesterehe aufs Neue verurtheilten, zugleich aber alle Eidgenossenschaften und Gewaltthaten gegen die Priester untersagten und die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs in ihrem ganzen Umfange erneuerten. Der Erzbischof wurde vom Bann gelöst und gewann für den Augenblick abermals die allgemeine Anerkennung. Zum zweiten Male hatte die Pataria ihre Dienste geleistet; Erlembald wurde zur Ruhe verwiesen, aber bald genug von Neuem in die Waffen gerufen.

Rom konnte mit den Normannen und dem Erzbischof von Mailand verhandeln, aber nimmer mit dem Gegenpapst selbst. Man weiß, in welche Aufregung es die römische Curie versetzte, als Anno und Herzog Gottfried im Jahre 1068 mit Cadalus in Beziehung traten. So lange er aber, „der alte Drache“, nicht völlig vernichtet war, schien man auch Erlembalds in Mailand nicht ganz entbehren zu können. Schon 1068 sehen wir ihn wieder an der Spitze bewaffneter Schaaren und mit Hildebrand in der unmittelbarsten Verbindung. Da verließ der Erzbischof, des langen Haders müde, die Stadt und dachte daran, seinem Amte ganz zu entsagen. Erlembald mußte davon unterrichtet sein, denn er suchte persönlich Verhaltungsbefehle in Rom nach, und Hildebrand belehrte ihn, nur durch eine kanonische Wahl seien die Mailänder Wirren beizulegen, eine kanonische Wahl aber sei eine solche, welche der Klerus und das Volk unter Roms Zustimmung vornähmen, die bisher übliche königliche Investitur sei gegen die Vorschriften der Kirche. Wie Hildebrand einst die Einsetzung des römischen Bischofs dem König bestritten hatte, so bestritt er ihm jetzt auch das Recht über den Stuhl

des heiligen Ambrosius zu verfügen. Kaum war Erlembald mit den Weisungen des Cardinals nach Mailand zurückgekehrt, so stiftete er eine neue Eidgenossenschaft zur Durchführung einer kanonischen Wahl. Die Pataria hatte in dem Kampf gegen die königliche Investitur eine neue Aufgabe gewonnen, und sofort sollte sich zeigen, was sie vermöchte.

Wido hatte inzwischen einen Subdiakon, Gottfried mit Namen, der aus einer vornehmen Familie entsprossen war und sein besonderes Vertrauen genoß, an den König geschickt und zu seinem Nachfolger empfohlen. Ohne Bedenken hatte ihm der König die Investitur ertheilt, obwohl Klerus und Volk von Mailand in keiner Weise befragt waren. Dieses Verfahren verletzte den Mailänder Stolz so tief, daß Gottfried nach seiner Rückkehr nirgends Anerkennung als bei seiner eigenen Sippschaft und den Simonisten fand und Wido selbst alsbald seine Unbesonnenheit gereute. Er behauptete von Gottfried überlistet zu sein, verständigte sich mit Erlembald, nahm seine Würde wieder an und kehrte nach Mailand zurück, wo man den wetterwendischen Mann, um seiner sicher zu sein, in einem Kloster so gut wie gefangen hielt. Auch Rom sprach über Gottfried als einen Eindringling den Bann aus. Der Erwählte des Königs mußte in kurzer Frist Mailand verlassen und sich endlich nach seiner Stammburg Castiglione zurückziehen.

Die Mailänder wollten auch hier Gottfried nicht Ruhe gönnen. Das städtische Heer zog aus, an seiner Spitze Erlembald, und umschloß die auf steiler Höhe belegene Burg. Noch lagen die Mailänder hier, als in der Fastenzeit 1071 ein furchtbarer Brand in ihrer Stadt ausbrach, der Viele von ihnen zur Heimkehr nöthigte. Erlembald blieb vor Castiglione liegen, aber Gottfried brachte nun dessen geschwächtem Heere eine Niederlage bei und durchzog dann verheerend die Umgegend. Die Belagerung von Castiglione mußte zuletzt aufgegeben werden, und mit dem Rest des städtischen Heers kehrte Erlembald heim. Gerade damals starb Erzbischof Wido zu Berguli *) (23. August 1071), nachdem ihm seit dem Brande die volle Freiheit zurückgegeben war. Die Frage, ob man jetzt Gottfried als Erzbischof anerkennen oder eine neue Wahl treffen solle, fing die gesammte Bürgerschaft zu beschäftigen an.

Einmüthig beschloß man und beschwor es, Gottfrieds Ernennung sei ungültig und eine neue Wahl zu treffen, die Wahl aber auf die

---

*) An der Stelle, wo später Alessandria gebaut wurde.

Domherren der Mailänder Kirche zu beschränken. Hierin einig, theilten sich die Meinungen nur darüber, ob man für die Wahl die Zustimmung des Papstes oder des Königs einzuholen habe. Unermüdlich war jetzt Erlembald thätig. Bald unterhandelte er mit dem Volk, bald mit der Geistlichkeit, um eine kanonische Wahl im Sinne Hildebrands durchzusetzen; namentlich suchte er auf die Masse des Landvolks zu wirken. Aber die angesehensten Männer in Mailand hielten doch an dem bisherigen Verfahren fest und wollten die Investitur des Königs aufrecht erhalten. So verging fast ein halbes Jahr, ohne daß es zu einer Wahl kam.

Endlich traute sich Erlembald Kraft genug zu, eine kanonische Wahl nach den Absichten Roms durchzuführen. Der Cardinal Bernhard erschien in Mailand, und in seiner Gegenwart sollte am 6. Januar 1072 die Wahl gehalten werden. Erlembald hatte zusammengebracht, worüber er gebieten konnte: Aebte, Mönche, einige Kleriker nicht allein aus der Stadt, sondern auch aus Cremona und Piacenza, die bunte Masse der Patarener, namentlich zahlreiches Volk vom Lande. Diese mehr vielköpfige als stattliche Versammlung wählte einen jungen Menschen, Atto mit Namen, der erst die niederen Weihen besaß, nicht zu den Domherren gehörte und ohne sonderliches Ansehen war. Die Wahl war gegen das allgemein und auch von Erlembald selbst beschworene Abkommen und rief sofort einen Aufstand in der Stadt hervor. Als sich der Neuerwählte nach dem erzbischöflichen Palast begab und zum Festmahl niedersetzte, wurde er von einer Schaar wüthender Bürger überfallen und auf das Schlimmste mißhandelt. Man schleppte ihn nach der Marienkirche; hier stand er zitternd und zagend am Altare. Das Volk rief ihm zu, er solle das Lesepult besteigen; er that es und entsagte bebend für ewige Zeiten der erzbischöflichen Würde. Der römische Cardinal, dem man die Kleider vom Leibe gerissen hatte, kam kaum mit dem Leben davon.

Erlembalds Bestrebungen in Bezug auf die Wahl waren gescheitert, aber er selbst behauptete sich mit Gewalt in der Stadt, und seine Macht war, da man kein anerkanntes Oberhaupt hatte, fast die einzige daselbst, die sich Geltung verschaffen konnte. Rom ließ ihn nicht in Stich. Kaum hörten der Papst und Hildebrand die Vorgänge bei der Wahl, so erklärten sie Attos Entsagung für erzwungen und nichtig, die Wahl selbst aber für gültig; der Papst wandte sich sogar an König Heinrich

mit der Bitte, Gottfried aufzugeben. Aber Hildebrand sah wohl ein, daß auf eine solche Nachgiebigkeit des Königs nicht zu rechnen war, und auf alle Weise unterstützte er Erlembald. Aus dem römischen Schatz flossen reiche Geldströme in Erlembalds Kasse, sein Anhang wuchs von einem Tage zum anderen, die Capitane wagten keinen Widerstand mehr: die Geistlichkeit beherrschte er „wie ein Papst", die Masse des Volks wie ein König. „Durch Gold, Eisen und Eide," sagt ein mailändischer Chronist, hatte er die Stadt unterworfen und waltete nun über sie wie ein Tyrann; nur einen Befehl erkannte er über sich, das Wort von dem Stuhle Petri. Was auch Attos Schicksal sein mochte, Erlembalds Gewalt schien davon kaum noch berührt zu werden.

Und schon hatte die Pataria auch in Piacenza und Cremona dem bischöflichen Regiment ein Ziel gesetzt. Die bewaffneten Bürgerschaften standen hier in der Gewalt, wie Erlembald in Mailand, und hatten sich Rom in gleicher Weise angeschlossen. Von entscheidender Wichtigkeit war, daß im Anfange des Jahrs 1072 der Gegenpapst starb. Nicht nur daß durch seinen Tod die Kirchenspaltung aufhörte, auch in Parma traten nun andere Zustände ein. Nie war hier die Pataria aufgekommen, vielmehr hatten alle ihre Gegner hier stets eine Zufluchtsstätte gefunden; die Stadt war königlich gesinnt, und der König konnte auch jetzt frei über das erledigte Bisthum verfügen. An den Hof eilte jener Wibert, der als Kanzler der Kaiserin einst so viel zur Kirchenspaltung beigetragen hatte; Alles bot er auf, um das Bisthum in seiner Vaterstadt zu erlangen, und sein Geschlecht, sein Reichthum und seine Weltkenntniß standen dafür ein, daß er in glänzender Weise die Stellung ausgefüllt haben würde. Aber seine Landsleute waren gegen ihn — gerade seine Macht in der Stadt scheinen sie gefürchtet zu haben — und nicht minder gewiß Anno, der ahnen mochte, daß in diesem Wibert mehr als ein Cadalus stecke. Anno lenkte die Wahl des Königs auf einen Kölner Geistlichen, mit Namen Eberhard. Ein Mann von Annos Wahl konnte kein Gegner der kirchlichen Reform sein, und auch die Bürger von Parma hatten nicht zu befürchten, daß ein deutscher Bischof jetzt die Zügel des Regiments allzu straff anziehen würde.

Wibert erhielt eine andere Stellung. Unmittelbar nach Cadalus war auch Erzbischof Heinrich von Ravenna, sein letzter und treuester Anhänger, gestorben, und die Ravennaten hatten Ring und Stab dem Könige übersendet. Es geschah gerade damals, als die Kaiserin zu

Worms bei ihrem Sohne verweilte, und welche Wandlungen auch in ihrem Gemüth vorgegangen sein mochten, Wibert wußte sie für sich zu gewinnen. Sie verwandte sich für ihren alten Günstling, der so das Erzbisthum von Ravenna erhielt. Mit großer Pracht hielt Wibert den Einzug in seine Residenz, mit nicht geringem Selbstbewußtsein trat er sein Amt an: aber nicht von fern war er damals gewillt, in einen Kampf mit Hildebrand zu treten, mit dem er sich zu jener Zeit gut verstand. Als er sich zur Fastenzeit 1073 zur Weihe nach Rom begab, ertheilte sie ihm der Papst nur auf die ausdrückliche und dringende Verwendung des allgewaltigen Cardinal-Archidiakonen. Es war auch damals, daß er dem römischen Papst und seinen von den rechtgläubigen Cardinälen erwählten Nachfolgern einen Treueeid leistete, bindender als je einer seiner Vorgänger. Seit dem Tage von Basel hatten sich doch auch seine Ansichten gewaltig geändert.

Das war das Ende der zehnjährigen Kirchenspaltung; so bedrohlich in ihren Anfängen, so gewinnreich in ihrem Verlauf und Ausgang für das reformirte Papstthum. Die bischöfliche Macht in den lombardischen Städten war erschüttert und ließ sich nie wieder in alter Weise herstellen, mit ihr war das Ansehen des Königs geschwunden. Die Bürgerschaften gewannen allmählich das Regiment und vergaßen nicht, daß sie Rom von dem Joche der Bischöfe und der Capitane befreit hatte. Die Feindschaft von Jahrhunderten lag zwischen den Lombarden und Rom: in der kirchlichen Bewegung der Zeit und der Abneigung der Italiener gegen die deutsche Herrschaft fand Hildebrand die Mittel, Roms Geboten auch am Po Ansehen zu gewinnen.

Die Markgräfinnen Adelheid und Mathilde.

Die großen Exemtionen, welche die Ottonen und ihre Nachfolger den lombardischen Bischöfen ertheilt hatten, waren der Entwickelung der fürstlichen Macht hinderlich gewesen. Geschlossene Reichsfürstenthümer, wie sie in den Herzogthümern und Markgrafschaften Deutschlands noch vorhanden waren, kannte man in der Lombardei nicht mehr, sondern die Markgrafen, wie man die hochfürstlichen Herren nannte, vereinigten zersprengte Reste alter Reichslehen mit einer Menge von Kirchenlehen und weitzerstreuten, allmählich gewonnenen Allodialgütern zu einem Territorialbesitz, dessen Entstehung mehr aus den Schicksalen der einzelnen

Familien als aus der Geschichte des Reichs zu erklären war. Schwer genug fiel es oft zu unterscheiden, was von ihren Besitzungen ursprünglich Reichslehen gewesen war, zumal die Kaiser nicht selten erwiesene Dienste durch die Verwandlung der Lehen in Eigenthum belohnt hatten. Nicht zu verwundern war es deshalb, wenn man sich gewöhnte auch die Reichslehen als Familiengut anzusehen und gleich diesem zu behandeln. Wir sehen die Fürstenthümer vielfachen Theilungen unterworfen und den markgräflichen Titel auf alle Theilenden übergehen; wir finden die Markgrafschaften in den Händen von Frauen, die sie nicht nur in Stellvertretung ihrer Männer oder unmündigen Kinder verwalteten, sondern in selbsteigener Gewalt, selbst wenn sie lehnsfähige Söhne besaßen. So wurden die großen Reichslehen im nördlichen Italien, obschon an sich geringfügiger als in Deutschland, doch noch mehr der Krone entfremdet, zumal bei einem mehr als zwanzigjährigen Interregnum, wie es für Italien nach dem Tode Heinrichs III. eintrat.

In den Gegenden um den oberen Po hatten sich zwei Geschlechter zu namhafter Macht erhoben. Das eine waren die Nachkommen Aledrams, den einst Otto der Große begünstigt hatte. Die Besitzungen des Hauses erstreckten sich von der Meeresküste bei Savona über die Seealpen längst beider Seiten des Tanaro bis zum Po hin, waren aber früh unter zwei Linien getheilt. Die eine von ihnen, deren Gebiet im Wesentlichen rechts vom Tanaro lag, nannten sich schon damals die Markgrafen von Montferrat; die andere beherrschte die Länder auf der linken Seite des genannten Flusses, die später die Mark von Saluzzo hießen. Die Markgrafen sorgten für die Erweiterung ihres Gebiets, griffen aber in die Geschichte jener Zeit nicht tiefer ein.

Um so bemerklicher machte sich das andere Geschlecht jener Gegend durch eine Frau starken Geistes. Es war die Markgräfin Adelheid von Susa, die Schwiegermutter des Königs. Ihr Haus, dessen Hauptsitz Turin war, hatte mit König Arduin in naher Verwandtschaft gestanden, war aber erst durch dessen Sturz zu größerer Bedeutung gekommen. Ihr Vater Maginfred oder Manfred beherrschte bereits ein Gebiet, welches sich von der Höhe der Alpen bis zur Dora Baltea und dem Po erstreckte; gegen Kaiser Konrad II. hatte er sich wie die anderen Großen Italiens erhoben, aber besiegt sich ihm in Treue ergeben. Er starb ohne Söhne im Jahre 1035, und seine Wittwe Bertha, dem Geschlechte der Este entsprossen, schloß den engsten Bund mit dem Kaiser-

hause. Sie vermählte ihre Tochter Adelheid dem jungen Herzog Hermann von Schwaben, dem Stiefsohn Kaiser Konrads, dem damit auch die Mark Susa zufiel. Seit der Gewinnung Burgunds hatte diese Mark, das Verbindungsglied zweier von unseren Kaisern beherrschten Reiche, einen kaum zu berechnenden Werth gewonnen, und Berthas Ergebenheit konnte Konrad nicht hoch genug anschlagen. Es verdient erinnert zu werden, daß sie auch ihre andere Tochter an einen deutschen Fürsten, Otto von Schweinfurt, vermählte und daß sie es war, welche Konrad einst aus der größten Gefahr befreite *). Nur wenige Jahre nach ihrem Gemahl scheint Bertha gestorben zu sein. Auch Herzog Hermann starb jung (1038), und Adelheid übernahm nun selbst die Regierung der von ihrem Vater hinterlassenen Länder. Sie vermählte sich bald darauf in zweiter Ehe mit einem Grafen Wilhelm, aber auch diese Ehe war kurz und kinderlos, wie die erste. Erst ihrem dritten Gemahl gebar sie mehrere Söhne und Töchter: es war Odo, der Sohn Humberts aus dem Geschlecht der Grafen von Savoyen, Herr der Grafschaften Maurienne und Tarantaise. Für die Geschichte des Geschlechts wurde es von der größten Bedeutung, daß Adelheid nach Odos Tode (1060) die burgundischen Besitzungen desselben zu behaupten wußte und so die Länder auf beiden Seiten der Alpen in eine dauernde Verbindung brachte.

Weit und breit kannte man die Markgräfin von Susa als eine Frau von eben so großer Entschlossenheit als Klugheit. „Männliche Kraft," sagt Petrus Damiani, „wohnt hier in der Brust des Weibes," und er vergleicht sie, die ohne männliche Beihülfe die ganze Last des Königthums trägt, mit der Deborah, welche als Richterin unter den Söhnen Israels thronte. Nicht unverdiente Lobsprüche spendet er ihr, obwohl das Herrschen ihr nicht eine Last, sondern Bedürfniß war: selbst als ihre Söhne Peter und Amadeus heranwuchsen, überließ sie ihnen nicht die Regierung, sondern gebrauchte sie nur als Gehülfen. Und sie verstand die Kunst des Herrschens in seltener Weise: in ihrem Lande wohnte Ordnung, galt das Recht; Fructuaria und andere Klöster befanden sich vortrefflich unter ihrem Schutze. Sie war habgierig und hart, deshalb wohl nicht geliebt, aber geachtet und gefürchtet von Jedermann. Mit den Städtern stand sie niemals in gutem Vernehmen und ergriff

*) Vergl. Bd. II. S. 321.

mehr als ein Mal gegen sie die Waffen. Mit den Bürgern von Asti führte sie einen langandauernden Krieg; im Jahre 1070 brachte sie die Stadt in ihre Gewalt und zerstörte sie. Kurz vorher (1069) hatte sie auch Lodi belagert und zum großen Theil in einen Schutthaufen verwandelt. Ihre Nachbarn führten, wie man sieht, eben kein leichtes Dasein.

Ihr ganzes Leben wies Adelheid auf die deutsche Seite hin. Sie hatte ihre Tochter Bertha dem König, ihre zweite Tochter Adelheid an Rudolf von Schwaben vermählt, und die mannigfachsten Beziehungen knüpften sie an die deutsche Herrschaft. Und doch würde man irren, wenn man sie für eine Widersacherin der Bestrebungen hielte, die von Rom damals ausgingen. Die kirchliche Richtung der Zeit hatte doch auch sie ergriffen. Sie machte sich viele Sorge um ihr Seelenheil, weil sie mit drei Männern in der Ehe gelebt, in guten Werken suchte sie ihre Sünden abzubüßen und war überaus mildthätig gegen fromme Stiftungen. Von Freiheit des Klerus war in ihrem Lande wohl nicht die Rede, aber sie hörte auf die Erinnerungen des Petrus Damiani, Simonie und Priesterehe abzuschaffen. Die Partei des Cadalus, obwohl sie ihren Beistand in Anspruch nahm, hat sie nicht unterstützt, und Hildebrand wußte recht wohl, weshalb er sie die theuerste Tochter des heiligen Petrus nannte. So stand sie in achtunggebietender Stellung inmitten der widerstrebenden Richtungen ihrer Mitwelt, von allen berührt, von keiner fortgerissen, zu aller Zeit nur durch das Interesse ihres Landes und ihres Hauses bestimmt.

Eine ganz andere Hingabe fand das Papstthum an zwei anderen Fürstinnen des norditalienischen Landes, deren Macht sich weithin nicht allein über die Gegenden am Serchio und unteren Po erstreckte, sondern auch fast ganz Mittelitalien umspannt hielt. Man weiß, wie die Gewalt des Hauses Canossa lawinenartig angewachsen und in die Hand der lothringischen Beatrix und ihrer Tochter Mathilde gekommen war; ehe Robert Guiscard seine Eroberungen vollendet hatte, stand sie in Italien ohne Gleichen da. Am Golf von Genua, in Tuscien, am unteren Po — fast überall berührten sich die Besitzungen dieses Hauses mit den Ländern des Geschlechts von Este, die damals Albert Azzo II. vereinigt hatte. Auch er war ein reicher und mächtiger Fürst, aber keinen größeren Gegensatz gab es, als den zwischen ihm und diesen Frauen. Ihre Brust war ganz von den großen Streitfragen zwischen Staat und

Kirche bewegt; das Wohl und Wehe der römischen Curie und des deutschen Reichs wurde so zu sagen an ihrem Hofe entschieden, während Albert Azzo weder der Unabhängigkeit Italiens gedachte, noch ihn der kirchliche Fanatismus beunruhigte, der die Lombardei durchtobte. Ihn bekümmerte nur, wie er in der Stille seinen Söhnen neue Fürstenthümer erwerben könnte. Es gelang ihm, wie wir wissen, für seinen ältesten Sohn Welf nicht allein den reichen Besitz der Welfen in Schwaben und Baiern, sondern auch das Herzogthum Baiern zu gewinnen. Seinem zweiten Sohn Hugo hoffte er mit der Grafschaft Maine in Frankreich ein gleiches Glück zu sichern, um dann die italienischen Besitzungen ungetheilt dem dritten Sohn zu hinterlassen, doch fand er hier in Wilhelm von der Normandie einen Widersacher, dem er nicht gewachsen war. So beschäftigten ihn unablässig die Sorgen um seine Nachkommenschaft, während seine mächtigeren Nachbarinnen sich geflissentlich dem Ehebett und dem Familienleben entzogen und ihr großes Erbe dem Stuhl Petri zu hinterlassen gedachten.

Beatrix war eine deutsche Fürstin von Geburt, dem kaiserlichen Hause nahe verwandt und als Pflegeschwester Heinrichs III. erzogen; sie hatte sich in zweiter Ehe einem deutschen Herzog vermählt, und ein großer Theil ihrer Güter lag in den deutschen Marken. Die mannigfachsten Bande fetteten sie an ihre Heimath und das Kaiserhaus, aber viel stärker war dennoch der Bann, den Hildebrand und seine Geistesgenossen über sie übten. Jeden Schritt, den seit der Zeit Stephans X., ihres Schwagers, das reformirte Papstthum gethan, hatte sie begleitet, und mit jedem dieser Schritte hatten ihr Interesse und das der römischen Curie sich enger verflochten. Nicolaus II. und Alexander II. hatten als Bischöfe von Florenz und Lucca ihr nahe gestanden, ehe sie den päpstlichen Stuhl bestiegen, und blieben immer mit ihr in den unmittelbarsten Beziehungen; beide haben auch als Päpste in ihren tuscischen Bisthümern fast mehr residirt als in Rom, und Hildebrand herrschte am Hofe der Beatrix so gut, wie in dem Collegium der römischen Cardinäle. Mochte Herzog Gottfrieds Stellung zu dem Papstthum oft eine unklare sein, Beatrix hielt unverwandt zu der Sache, die sie einmal mit ganzer Seele ergriffen hatte. Sie war nicht ohne Herrschsucht, doch auch nicht ohne Herrschergaben. Oft saß sie selbst zu Gericht, bald mit ihrem Gemahl, bald ihn vertretend. Ihre Gerechtigkeitsliebe und ihre Umsicht werden gerühmt. Sicherheit und Ordnung herrschten in ihren Landen.

Was sie aber an Macht besaß, stand vor Allem in Hildebrands Dienste. Wohl Niemand hat Cadalus mehr Hindernisse bereitet als sie, mit Erlembald und den Patarenern hielt sie zusammen, die simonistischen und beweibten Priester verfolgte sie mit allem Eifer. Mit den strengen Mönchen von Vallombrosa war sie vertraut; sie waren es, die den milden und gutmüthigen Bischof von Florenz im Jahre 1067 der Simonie anklagten, und einer von ihnen, Petrus mit Namen, ging durch flammende Holzstöße, um die Schuld des Bischofs zu erhärten. Unter Beatrix Augen geschah es, daß der Bischof zu Rom mit dem Banne belegt und genöthigt wurde seinem Amte zu entsagen; jener wunderthätige Mönch wurde später Cardinal und Bischof zu Ostia. Beatrix war stolz auf ihre Ahnen, deren Reihe sie bis auf Karl den Großen zurückführte, doch predigte Petrus Damiani ihr nicht umsonst den Preis der Demuth. Und selbst er war über ihr Gelübde erstaunt, in der zweiten Ehe wie eine Nonne zu leben und dem Segen weiterer Nachkommenschaft freiwillig zu entsagen. Mit ihrem Reichthum zeigte sich Beatrix freigebig gegen die Kirchen; sie gab in dem Sinne des Petrus, der ihr sagte: „Gieb die Erde und nimm den Himmel!“

Seit Gottfrieds Tode theilte Beatrix die Herrschaft mit ihrer Tochter Mathilde, die nun in den Jahren voller Blüthe stand. Was der Haß ihrer Feinde auch ersonnen und die Leichtgläubigkeit oder die Frivolität Späterer nachgesprochen hat, das Herz dieses jungen Weibes war nicht von der Wollust entzündet und scheint selbst für alle Freuden irdischer Liebe unempfänglich gewesen zu sein. Ihre Ehe mit dem jüngeren Gottfried war, wenn nicht Alles trügt, eben so eine Scheinehe, wie eine zweite Heirath, welche sie in späteren Jahren schloß. Sie, gleichwie einst ihre Mutter, bedurfte eines Mannes, der ihre den vielfachsten Angriffen ausgesetzten Besitzungen diesseit und jenseit der Alpen zu schützen wußte: das verlangte sie von ihrem Gemahl und kaum mehr. Und doch beseelte der höchste Enthusiasmus, der je einen weiblichen Busen schwellen machte, diese junge Fürstin — aber dieser ganze Enthusiasmus wandte sich Hildebrands Idealen zu. Seine Gedanken waren die ihren, sein Wille der ihre; gegen Niemand schüttete er freier sein Herz aus, und vielleicht Niemand hatte den weiten Umfang seiner Pläne, die ganze Consequenz seines Systems besser erfaßt als sie. Wenn sein Werk mit ihm nicht unterging, so dankt die römische Kirche es vor Allem Mathilden, und Urban VIII. hat mit gutem Recht ihr in St.

Peter zu Rom ein Grabmal unter den Gräbern der Päpste errichtet und sie auf demselben „die Vorfechterin des apostolischen Stuhls" genannt.

Wie Adelheid von Susa war Mathilde ein Weib männlichen Sinns; auch sie wird der Deborah verglichen. Sie erschien wohl freundlich und milde, ihre Züge ähnelten den zarten Zügen der Mutter: aber die braune Gesichtsfarbe und die hohe Statur erinnerten an ihren Vater. Sie führte selbst ihre Mannen, schwang selbst das Schwert; zuerst als ein zwanzigjähriges Mädchen im Jahre 1067, als Richard von Capua Rom angriff. Ihr Auftreten war imponirend und Achtung erzwingend; sie führte den Titel einer Herzogin und Markgräfin und liebte allen Glanz des Fürstenthums um sich zu verbreiten. Das Volk nannte sie „die große Gräfin", aber sie selbst pflegte sich zu unterzeichnen: „Mathilde, durch Gottes Gnaden, wenn sie etwas ist." Und Alles, was sie war, stellte sie in den Dienst der Kirche und des apostolischen Stuhls. Sie war erwachsen mit den unaufhaltsamen Fortschritten der kirchlichen Ideen, mit dem Wachsthum des Papstthums. Mit der Theologie war sie vertraut — ein Mönch, der sie kannte, nennt sie in der Litteratur bewanderter als ein Bischof — und sie folgte der strengsten Richtung. Der Glaube an Wunder beherrschte sie ganz; sie war glücklich, wenn sie sich von ihnen umgeben wähnte. Religiöse Erregungen, ascetische Uebungen waren ihrem Herzen Bedürfniß. Hildebrand schrieb ihr wenig später einmal, er würde ihr rathen eine Einsiedelei aufzusuchen, wenn sie nicht für den Dienst der Kirche unentbehrlich wäre; täglich rieth er ihr das Abendmahl zu nehmen und zu der heiligen Jungfrau zu flehen. Aber sie war doch etwas anders, als eine theologisirende Betschwester. Nicht nur die kirchlichen, sondern auch die politischen Tendenzen Hildebrands hatte sie in sich aufgenommen, und gerade für diese hat sie am meisten gewirkt und gelebt. Sie fühlte sich trotz ihrer deutschen Mutter und ihrer Verwandtschaft mit dem Kaiserhause ganz als Italienerin und bestritt die deutsche Herrschaft in Italien mit mehr als männlicher Hartnäckigkeit; sie kämpfte zugleich gegen die Weltmacht des Kaisers, um die Weltmacht des Papstes zu gründen. Fast funfzig Jahre hat sie jedem Angriff auf Hildebrands Werk die Spitze geboten; rücksichtsloser als ihr Vater und Stiefvater ist sie, ein Weib, gegen das Kaiserthum in die Schranken getreten.

Die Triumphe Robert Guiscards und die Eroberung Siciliens.

Geistige Bande waren es, welche Erlembald und Mathilde an Rom knüpften: die normannischen Fürsten Unteritaliens sahen sich auch durch ein äußeres Band der Abhängigkeit an den Statthalter Petri gebunden. Richard von Capua und Robert Guiscard waren in gleicher Weise des Papstes Vasallen. Und doch ist ihr Verhältniß zu Rom vielfach der Curie schwerste Sorge gewesen.

Man könnte nicht sagen, daß sie sich gerade als ungehorsame Söhne der Kirche gezeigt hätten, vielmehr legten sie ihre Devotion recht geflissentlich an den Tag. Nirgends fanden die Verordnungen Roms gegen Priesterehe und Simonie leichteren Eingang als in ihren Landen; ihre Bischöfe schickten sie gern zu den Synoden nach Rom; glanzvoll empfingen sie den Papst, wenn er nach dem Süden kam; die Kirchen und Klöster hatten bei ihnen die größten Ehren, und reichlich machten sie gut, was sie in früheren Zeiten gefehlt. Wie dankbar empfing man Robert von Capua, wenn er die Höhe von Monte Cassino bestieg; keinen vertrauteren Freund hatte er als Abt Desiderius, den Freund Hildebrands und des Papstes. Und Robert Guiscard begann nicht allein die schlimmen Streiche seiner Jugend zu bereuen, sondern auch Gewissensbisse über seine Ehe mit einer Verwandten zu empfinden: er entließ Alberada *) und freite um eine Schwester Gisulfs von Salerno.

Aber diese normannischen Fürsten waren doch noch habgieriger als devot. Auch war die Ausbreitung ihrer Eroberungen fast eine Nothwendigkeit, um die kriegerischen Vasallen zu beschäftigen und zu belohnen, die schon mit eifersüchtigen Augen auf die ihnen über den Kopf gewachsene Macht des Fürsten von Capua und des Herzogs von Apulien sahen. Weder die Besitzungen der römischen Kirche konnten da ängstlich geschont werden, noch die Rechte der Fürsten von Salerno und Benevent, die immer aufs Neue den Schutz des römischen Bischofs anrufen mußten. Wuchs die normannische Macht noch höher, so fürchtete Hildebrand mit Recht, ihr nicht mehr gebieten zu können, und nahm sich

*) Alberada hat Robert lange überlebt, sie war in zweiter Ehe mit einem normannischen Großen, Roger mit Namen, vermählt, und wird als Herrin von Colobraso und Policoro noch in einer Urkunde vom Jahre 1122 erwähnt. Mehrere Klöster Unteritaliens preisen sie als ihre Wohlthäterin.

deshalb der langobardischen Fürstenthümer mit aller Entschiedenheit an, ja er scheute sich nicht auffässige Vasallen Richards von Capua in die Dienste der römischen Curie zu ziehen. Gisulf von Salerno war ein Fürst von der schlimmsten Gemüthsart, von einer Treulosigkeit ohne Gleichen, welche sich kaum durch die außerordentlichen Gefahren seiner Lage entschuldigen ließ: dennoch trat Hildebrand mit dem listenreichen Mann in ein so vertrautes Verhältniß, daß dadurch seine Freundschaft mit Abt Desiderius und den Mönchen von Monte Cassino bedenklich gelockert wurde.

Ueberall sah sich Richard bald von dem Widerstande der römischen Curie umgeben; sogar sein rebellischer Schwiegersohn, Wilhelm Mostarola, wurde Vasall des Papstes. Die Pläne auf Salerno mußte Richard so aufgeben; in Capua selbst wurde er von einem Aufstande seiner Mannen bedroht. Wir haben gesehen, wie er endlich die ihn hemmenden Schranken durchbrechen wollte und im Jahre 1067 Rom mit Waffengewalt angriff. Damals bequemte sich der Papst zu einem gütlichen Abkommen, aber bald brach der Unfriede aufs Neue aus. Abermals erhob sich Wilhelm Mostarola und nahm Aquino und andere Burgen vom Papste zu Lehen; ein neuer Aufstand der Vasallen bedrohte Richard von allen Seiten, und er stand in solcher Bedrängniß, daß er Robert Guiscard mit schwerem Herzen um Beistand bat. Robert versprach Hülfe, weil er das fremde Beispiel auch für seine Vasallen zu fürchten hatte. Zu Richards Glück starb im entscheidenden Augenblick Wilhelm zu Rom am Fieber (1071), und der Aufstand verlor sein Haupt. Aber doch hatte Richard noch manchen Strauß zu bestehen, ehe er des nördlichen Campaniens wieder Herr wurde; selbst mit seinem Sohn Jordan und seinem Bruder Rainulf gerieth er deshalb in Zerwürfniß. Wie viel Mühe kostete es ihm, ehe er sich des kleinen Aquino bemächtigen konnte, welches er dann seinem Sohn überließ. Er sah ein, daß er um jeden Preis sich die Geneigtheit des Papstes gewinnen müsse, und im Jahre 1072 stand er wieder mit der Curie in Freundschaft; das Aufgeben seiner Hoffnungen war die Bedingung derselben.

Ein freieres und unbehinderteres Feld kriegerischer Thätigkeit sah Robert Guiscard vor sich; überdies war er nicht der Mann, seinen Kampfesmuth von priesterlichen Händen zügeln zu lassen. Salerno behielt er im Auge und faßte durch die ertrotzte Ehe mit Sigelgaita, Gisulfs Schwester, festen Fuß in dem Fürstenthum. Salerno mochte noch

auf unbestimmte Zeit bestehen, aber fiel es, sollte es nur in seine Hände fallen. Und Salerno war nicht der einzige Vortheil, den ihm diese Ehe verhieß; der höhere Gewinn war die Fürstin selbst, ein heldenmüthiges Weib, in der noch einmal der Langobardenname vor seinem Erlöschen im Süden zu Ehren kam. Selten sind Gatten so einer des anderen würdig gewesen, wie Robert und Sigelgaita. „Drei Tugenden" — sagt Amatus von Monte Cassino — „pries man an ihm und drei an seiner Gemahlin. Unter den Reichen war er der reichste, unter den Frommen der frommste, unter den Rittern der ritterlichste, und seine Dame war vornehm von Geblüt, schön von Gestalt, und verständigen Sinnes." An Roberts bewunderten Thaten hat Sigelgaita keinen geringen Antheil.

Mit Calabrien, Apulien und Sicilien war Robert vom Papste belehnt: zum Kampf gegen Griechen und Sarazenen war er damit aufgerufen. Nie hatte man vergeblich ihn zu den Waffen gefordert, und am liebsten ergriff er sie jetzt, wo es den Kampf gegen die Ungläubigen galt. Zur Seite standen ihm sein älterer Halbbruder Goffred Ridell und der junge Roger, dessen Verwegenheit eher eines Zügels als des Sporns bedurfte. Kaum war mit der Eroberung von Reggio und Squillace die Unterwerfung Calabriens vollendet, kaum war in Apulien das feste Troja in seine Hände gefallen (1060), so ging er damit um seine Waffen über die Meerenge zu tragen, und das Glück kam ihm zu Hülfe. Ein verjagter Emir Siciliens wandte sich schutzflehend an ihn und erbot sich ihm die Bahn des Siegs zu öffnen.

Kurze Zeit nach jenem vereinten Angriff des Morgen- und Abendlandes auf die arabische Macht, der zuerst die Normannen nach Sicilien geführt hatte *), war Abdallah, der Sohn des Zeiriden Moezz-ibn-Badîs, aus der Insel geflohen und hatte sie in der äußersten Verwirrung zurückgelassen (1040). Man wählte einen Bruder des ermordeten Akhal zum Emir; er hieß Hasan und führte den stolzen Beinamen Simsâm-ed-Dawla, d. h. Schwert des Reichs. Aber seine Thaten entsprachen dem Namen nicht: weder die äußeren Feinde wußte er abzuwehren, noch den Aufruhr im Inneren zu bändigen. Ueberall stand das Volk auf, und Volksführer erhoben sich in den einzelnen Städten als Tyrannen. Keiner unter ihnen gewann eine größere Bedeutung, als der Kâid Ali-ibn-

---

*) Bd. II. S. 325-331.

Ni'ma, mit Beinamen Ibn-Hawwaſci, d. h. Sohn des Demagogen; er beherrſchte von Caſtro Giovanni in der Mitte der Inſel aus ein weites Gebiet, zu dem auch Girgenti und Caſtronovo gehörten; ſein Schwager war der Kâid von Catania Ibn-Meklâti. Der Sammelplatz der arabiſchen Ariſtokratie war dagegen Palermo: aus ihr erhob ſich hier Mohammed-ibn-Ibrahim-ibn-Thimna als Gegner jener Tyrannen und verjagte Ibn-Meklâti, deſſen Stadt und Weib er ſich aneignete. Vielleicht entſtammte er der Dynaſtie der Kelbiten, die ſeit geraumer Zeit über Sicilien geherrſcht hatte; jedenfalls trat er auf, als gebühre ihm als Emir die Herrſchaft über die ganze Inſel. Bald gerieth er deshalb mit Ibn-Hawwaſci in Streit, zu dem nach den Berichten der Araber die ſchlimme Behandlung der Schweſter des Herrn von Caſtro Giovanni die nächſte Veranlaſſung bot. Im Kampf gegen ihn zog Ibn-Thimna den Kürzeren; Alles verließ ihn, und er ſah kein anderes Mittel der Rettung, als ſich den Normannen in die Arme zu werfen. „Und als dies geſchah," ſagt Amatus, „glaubte Robert darin Gottes Willen zu erkennen und rüſtete ſich Sicilien zu nehmen."

Es war in der Faſtenzeit 1061, daß Robert Schiffe und ein kleines Heer zuſammenbrachte, mit dem Goffred Ridell, Roger und Ibn-Thimna über die Meerenge ſetzten; Goffred hatte er zu ſeinem Stellvertreter ernannt, um den Ungeſtüm Rogers zu zähmen. Der Angriff war auf Meſſina gerichtet. Bei Nacht griffen die normanniſchen Ritter die Stadt an, offenbar in der Abſicht, ſie zu überrumpeln; aber die Araber traten ihnen vor den Thoren entgegen, und trotz eines tapferen Kampfes mußten die Normannen nach wenigen Tagen den Rückweg antreten. Die Beute, welche ſie heimbrachten, beſtimmten ſie, die Kirche des heiligen Andronius bei Reggio herzuſtellen. Meſſina aber ſuchte nun ſeinen Hafen durch eine Flotte zu ſchützen und wandte ſich um Beiſtand an Palermo, wo Simſâm inzwiſchen wieder als Emir anerkannt war. Er gab Schiffe, Geld und Krieger.

Inzwiſchen ſchickte ſich auch Robert ſelbſt an, nachdem er glücklich in Apulien gefochten hatte, ſeine Waffen nach Sicilien zu tragen. „Ich will die Chriſten befreien," ſagte er zu den Normannen, „die unter dem Joch der Sarazenen ſeufzen; mich verlangt ihrer Knechtſchaft ein Ende zu machen und die Gott angethane Kränkung zu rächen." Und kühnen Muths antworteten die Normannen, ſie ſeien bereit den Kampf zu unternehmen, und verſprachen ihm mit Gottes Hülfe die Sarazenen zu

unterjochen. Das Heer und die Schiffe der Normannen versammelten sich in Calabrien bei einem Ort S. Maria am Pharus. Die größte Schwierigkeit war, die Aufmerksamkeit der palermitanischen Flotte zu täuschen. Robert ließ deshalb zwei sehr leichte und schnelle Fahrzeuge ausrüsten; das eine bestieg er, das andere Roger, um den Stand der Flotte zu erspähen. Die Schiffe wurden von den Palermitanern bemerkt und verfolgt; aber glücklich kehrten die Fürsten heim und hatten ihren Zweck erreicht. Mit Freude wurden sie von den Rittern begrüßt, die sich nicht mehr vom Kampfe zurückhalten lassen wollten. Aber Robert zwang ihnen seinen Willen auf. Zweihundertundsiebzig erlesene Ritter übergab er seinen Brüdern Goffred und Roger, um sie auf dreizehn Schiffen bei Nacht über die Meerenge zu schaffen. Sie landeten unbemerkt an einem Ort, Calcare mit Namen, nahe bei Messina und schickten sogleich ihre Schiffe zurück. Als es Tag geworden war, stiegen die Normannen zu Roß und ritten gen Messina. Das Glück wollte ihnen wohl. Sie trafen auf eine Karavane von Pferden und Maulthieren, mit welcher der Kâid von Messina bedeutende Geldsummen zur Vertheidigung der Stadt von Palermo brachte. Mit leichter Mühe bewältigten sie den Zug und machten die reichste Beute. Und kaum erhoben sie ihre Blicke nach dem Meere zu, so sahen sie ihre Schiffe abermals auf der hohen See und sich der Küste mit Verstärkung nahen. Robert hatte sie wiederum ausgesandt und mit ihnen hundertundsiebzig Ritter. In der freudigsten Stimmung griffen sie Messina an und fanden hier Alles in Verwirrung. Man wußte das Mißgeschick des Kâid, man sah die normannischen Schiffe auf hoher See, man war auf keinen Angriff von der Landseite gefaßt: im panischen Schrecken verließen die Männer ihre Weiber und Kinder und gaben die Heimath preis. Die einen flohen auf die Schiffe, die anderen längs der Küste. Ohne Kampf betraten die Normannen Messina und theilten unter sich die Weiber und Kinder, die Dienerschaft und alle Habe der Flüchtigen. Nach der ersten Siegesfreude sandten sie sogleich Boten an Robert und luden ihn ein die Stadt in Empfang zu nehmen, welche sie ihm gewonnen hätten. „Als Robert dies hörte, dankte er dem allmächtigen Gott, von dem aller Sieg und alle Siegesfreude kommt, und obwohl sein Herz voll Jubel und Lust war, gedachte er doch der Wohlthat von oben und rechnete nicht seinem Verdienst, sondern Gott den Triumph zu. Er befahl allen Normannen Gott die Ehre zu geben, der so wenige Ritter, als sie ausgesandt, so Großes habe vollführen

lassen und ihnen eine Stadt in die Hände gegeben habe, von der aus alle Ungläubigen verjagt werden könnten." So erzählt Amatus die Eroberung Messinas, und dieser bisher wenig bekannte Bericht schildert gewiß am treuesten den Hergang der Sache.

Nach der Eroberung Messinas verließ die Flotte der Palermitaner alsbald den Hafen der Stadt, und der üble Ausgang der Sache scheint Simsâms Herrschaft auch in Palermo erschüttert zu haben. Ungehindert konnte Robert mit seinem Heer in Messina landen; er nahm die Stadt in Besitz, befestigte sie und versah sie mit einer Besatzung. Nur tausend Ritter und tausend Mann Fußvolk hatte er bei sich, aber nach der Erfahrung, die er gemacht, hielt er dies Heer für groß genug, um mit Ibn-Hawwasci den Kampf zu wagen. Er drang, von Ibn-Thimna geführt, in das Innere der Insel ein. Als man am Aetna lagerte, kamen die Christen der Umgegend in Masse herbei und bezeugten dem Herzog ihre Freude über seinen Sieg, indem sie ihm zugleich Geschenke und Lebensmittel darbrachten. Einige Orte, wie Centorbi, hatten die Araber so stark befestigt, daß Richard sich auf eine Belagerung nicht einließ; andere, wie Paterno, fand man ganz verlassen, die Einwohner waren verschwunden, „wie das Wachs im Feuer zerrinnt". Endlich gelangte man vor Castro Giovanni, wo Ibn-Hawwasci sich den Normannen entgegenstellte. Hier kam es zu dem ersten offenen Kampf, in dem jedoch die Araber nicht lange Stand hielten. Fast ohne Verlust wurde ein vollständiger Sieg gewonnen, und Ibn-Hawwasci zog sich in die Feste zurück. Zwei Monate lag Robert dann vor Castro Giovanni, aber es gelang ihm nicht die feste Burg auf steiler Höhe zu bezwingen. Er zog ab und nahm den Rückweg nach Messina.

Als er zurückkehrte, kamen von allen Seiten die Kâids. Mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupt beugten sie sich vor ihm, brachten ihm Geschenke und schlossen Frieden, indem sie sich und ihre Städte dem Herzog unterwarfen. Auch der Emir von Palermo sandte Boten und schickte Robert Mäntel mit spanischer Stickerei, kostbares Linnen, goldenes und silbernes Tafelgeräth, mit königlicher Pracht aufgezäumte Maulthiere und mit Gold verzierte Sättel als Geschenk, zugleich einen Säckel mit 80,000 Taris *). Der Herzog nahm die Geschenke an und sandte einen Diakonus, Peter mit Namen, der der arabischen Sprache

*) Eine kleine Goldmünze, etwa ein Thaler zehn Silbergroschen an Werth.

kundig war, nach Palermo, dem Emir zu danken. Er gebot ihm seine Kenntniß des Arabischen sorgfältig zu verhehlen, zugleich aber wohl nach Allem zu horchen, was in Palermo vorginge. Peter fand dort die beste Aufnahme, und noch bessere beim Herzog, als er zurückkehrte und ihm meldete, wie die Stadt völlig entkräftet sei und die Bürgerschaft ihm ein Leib ohne Haupt scheine. Aber die Einnahme der Stadt ohne Flotte schien Robert dennoch unmöglich: er verschob sie auf spätere Zeit und begab sich nach dem Val di Demona, dem nordöstlichen Theile der Insel. Die Christen hier kamen ihm freudig entgegen und brachten ihm willig Tribut dar. Zu ihrem Schutz baute er ein Castell und besetzte es mit normannischen Rittern; er hieß es San Marco zur Erinnerung an jene nach dem heiligen Markus genannte Burg, von welcher aus er Calabrien unterworfen hatte. Als dies geschehen, wandte er abermals nach Messina um, nun der Heimkehr gedenkend; seinen Bruder Goffred sandte er an Sigelgaita voraus mit den fröhlichen Siegesbotschaften. Bald begegnete er ihr selbst in Calabrien, von Roger begleitet. Ibn-Thimna hatten sie in Catania, dagegen in Messina und S. Marco normannische Besatzungen zurückgelassen.

Die Anfänge der normannischen Herrschaft auf Sicilien waren glücklich genug, aber im weiteren Fortgang stieß die Eroberung auf große Schwierigkeiten. Robert mußte in Apulien mit den Griechen kämpfen, die seine Abwesenheit benutzt und ihm manche Städte wieder entrissen hatten. Roger setzte zwar den Krieg in Sicilien fort, aber das Unglück wollte, daß er eben damals mit seinem Bruder in die schlimmsten Zerwürfnisse gerieth. Mitten in seinen Siegen war ihm in wundersamer Weise der Stern der Liebe aufgegangen. Judith von Grentemesnil, eine junge normannische Dame, die er schon in der Heimath gekannt und ihr sein Herz geschenkt hatte, kam mit den Ihrigen nach Calabrien, da ihr Bruder Robert, ein geistlicher Herr, vor dem Zorn Herzog Wilhelms aus der Normandie flüchten mußte. Kaum vernahm Roger von Judiths Ankunft, so eilte er nach Calabrien zurück, warb um ihre Hand und feierte mit ihr auf seiner Burg Melito die Hochzeit. Viel lag ihm daran, das schöne junge Weib mit fürstlichem Haushalt zu umgeben und in glänzender Weise auszustatten: deshalb verlangte er von seinem Bruder jetzt ein eigenes Fürstenthum in Calabrien, wie es ihm früher versprochen war. Robert war freigebig mit Geld, aber sparsam mit Land, und Roger mußte sogar die

Waffen gegen ihn ergreifen, um ihn zur Erfüllung seines Versprechens zu zwingen: nur so empfing er endlich als Lohn seiner Thaten die Hälfte des calabrischen Landes. Indessen war in Sicilien Ibn-Thimna bei einem Ueberfall erschlagen worden; die Normannen hatten in ihm nicht allein ihren treuesten Anhänger unter den Eingeborenen verloren, sondern sein Tod hatte auch den Abfall von Catania und anderen Orten nach sich gezogen. Wenn sich auch Messina und Traïna, eine fast ganz von Christen bewohnte Stadt, welche Roger auf einem neuen Zuge genommen und befestigt hatte, noch immer hielten, so war doch das ganze Unternehmen der Normannen damals ernstlich in Frage gestellt. Als Roger 1062 mit seiner jungen Gemahlin nach Sicilien zurückkehrte, geriethen beide in Traïna durch eine Empörung der Einwohnerschaft persönlich in die größte Bedrängniß. — Aber Gefahren schienen Rogers Muth nur zu stählen. Wie lange und wie oft auch das Kriegsglück schwankte, endlich brachte er doch Ibn-Hawwasci bei Cerame wieder eine empfindliche Niederlage bei (1063). Als die Normannen hier kämpften, fühlten sie ganz, wie viel auf dem Spiel stand, daß sie die Sache der Christenheit mit ihren Schwertern führten. Mit religiöser Begeisterung stürzten sie sich auf die Sarazenen. Es war wohl das erste Mal, daß ein Christenheer den heiligen Georg als Mitstreiter und Mitsieger feierte: in der Gestalt eines Ritters mit hellglänzenden Waffen glaubte man den Heiligen mitten im Schlachtgewühl gesehen zu haben. Den Sieg meldete Roger sofort nach Rom, indem er zugleich dem Papst als Ehrengeschenk aus der Beute vier Kameele übersandte. Der Papst erwiederte diese Huldigung durch seinen apostolischen Segen und die Verleihung einer geweihten Fahne an Roger, um unter dem Zeichen des heiligen Petrus den Kampf gegen die Ungläubigen fortzusetzen.

Die Vorgänge auf Sicilien beschäftigten bereits, wie man sieht, die römische Curie — und wie wäre es anders möglich gewesen? Aber auch an anderen Orten Italiens nahm man an ihnen Antheil. Es war im Jahre 1063, daß die Pisaner ihre Flotte ausrüsteten, um Palermo zu erobern. Die Stadt war ihnen für ihren Handel wichtig; sie hatten lange mit ihr in Verbindung gestanden und wollten sich jetzt nicht aus ihr verdrängen lassen, sondern sich entweder mit oder ohne die Normannen dort festsetzen. Das Unternehmen mißlang; wohl hauptsächlich deshalb, weil Roger mit den Kaufleuten die Eroberung nicht theilen wollte. Aber die Hafenketten, die sie gesprengt hatten, und

unermeßliche Beute brachten die Pisaner von Palermo heim. Von der Beute begannen sie den Bau ihres Doms, an dem sie dann ein halbes Jahrhundert arbeiteten, eins der stattlichsten und glänzendsten Gebäude Italiens zu jener Zeit und noch jetzt von den Pisanern als ein Denkmal ihres alten Ruhms in höchsten Ehren gehalten. Auch die Hafenketten von Palermo haben sie immer zu ihren kostbarsten Trophäen gezählt.

Doch nicht Italien allein sah nach Sicilien hinüber, auch die Zeiriden in Afrika wurden inne, daß es sich dort um eine große Entscheidung für den Islam handele. Moezz war im Jahre 1061 gestorben und ihm sein Sohn Tamim gefolgt: dieser rüstete ein großes Heer und sandte es im Jahre 1064 nach Sicilien. Seine Söhne Aijub und Ali führten das Heer: der erstere wandte sich nach Palermo, während der andere Girgenti besetzte. Einer solchen Verstärkung der arabischen Streitkräfte fühlte sich Roger nicht gewachsen und suchte Unterstützung bei Robert. Mit großer Macht kam der Herzog darauf zum zweiten Male nach der Insel hinüber (1065) und ging nun unmittelbar auf Palermo los. Auf dem Monte Pellegrino, damals der Tarantelberg genannt, schlug er ein Lager auf, und lag drei Monate vor der Stadt. Aber er fand, daß ohne eine tüchtige Flotte Palermo nicht zu bezwingen sei, zog ab und wandte sich gegen Girgenti. Doch auch hier war ein schneller Erfolg nicht zu erzielen. Robert verstrich die Zeit in unsicheren Unternehmungen, während die Griechen seine Abwesenheit benutzten, um in Apulien den verlorenen Boden wiederzugewinnen, und manche der wichtigsten Städte, die er bereits gewonnen hatte, an sich rissen. So war Otranto ihnen aufs Neue zugefallen, und Bari, wo die Einwohner früher schon mit den Normannen einen Vertrag geschlossen, hatte sich dem Kaiser aufs Neue ganz in die Arme geworfen. Der Besitz dieser Seestädte war aber Robert um so wichtiger, als ohne dieselben und ihre Schiffe weder Sicilien ganz gewonnen, noch auch der bereits besetzte Theil der Insel dauernd behauptet werden konnte. Deshalb verließ er Sicilien wieder, und Roger blieb die Aufgabe, die von den Normannen eingenommenen Burgen vorläufig zu vertheidigen.

Kein geringes Glück für den Grafen war es, daß die afrikanischen Araber bei ihren sicilischen Glaubensgenossen nicht die beste Aufnahme fanden. Ibn-Hawwasci gerieth bald mit den Söhnen Tamims in Zerwürfnisse und griff endlich sogar gegen sie zu den Waffen. Es kam zu

einem Kampfe, in dem Ibn-Hawwasci, offenbar der mächtigste und gefährlichste Gegner der Normannen, den Tod fand. Aber weder Palermo noch Girgenti wollte die Herrschaft der Zeiriden anerkennen, und die Söhne Tamims kamen selbst in nicht geringe Noth. Roger wurde deshalb allgemach wieder unternehmender: seine Streifzüge gingen weit durch die Insel, und im Jahre 1068 brachte er sogar den Arabern bei Michelmir unweit Palermo eine sehr erhebliche Niederlage bei. Das afrikanische Heer räumte wenig später Sicilien, und mit ihm verließen bereits eine große Zahl der einheimischen Muselmänner die Insel, da sie den Untergang des Islams in derselben vor Augen sahen und unter christlichem Regiment nicht leben wollten.

Indessen hatte Robert die Griechen in Apulien überall zurückgetrieben. Im Jahre 1068 nahm er Otranto, und noch in demselben Jahre begann die Einschließung Baris, des letzten Bollwerks der griechischen Macht in Italien. Die größten Schwierigkeiten bot die Belagerung dar, da es Robert an einer ausreichenden Flotte fehlte, während die Belagerten Unterstützungen von Byzanz erhielten und selbst normannische Ueberläufer für sie thätig waren. Robert mußte alle seine Streitkräfte aufbieten und auch Roger aus Sicilien zu seiner Unterstützung herbeirufen. Endlich im dritten Jahre der Belagerung am Sonnabend vor dem Palmsonntag (16. April 1071) fiel Bari. Die Eroberung dieser Stadt schloß nicht nur die völlige Unterwerfung Apuliens in sich, sondern bahnte auch den Weg zur Einnahme Palermos. Ein Ziel war erreicht, dem die Normannen seit langen Jahren nachgestrebt hatten; ein anderes, nicht minder ersehntes schien jetzt ebenfalls erreichbar.

Schon im August 1071 gingen die Brüder mit sehr stattlichen Streitkräften nach Messina hinüber. Diesmal begleitete sie auch eine ansehnliche Flotte, meist aus Schiffen von Bari bestehend. Zuerst wurde Catania von Roger belagert und ergab sich bereits nach vier Tagen: dann brach man sogleich gegen Palermo auf. Roberts Flotte sperrte den Hafen; zugleich erfolgte die Umschließung der Stadt. Auf der Strandseite schlug Robert selbst ein Lager auf, nach der Landseite hin Graf Roger. Die Stadt war mit großer Weitläufigkeit gebaut. Den alten Theil derselben hatten die Araber mit einer neuen Stadt rings umgeben, welche durch Mauern eben so gegen die Altstadt, wie nach außen hin abgegrenzt war und viele prachtvolle Gärten einschloß. Vor den Thoren lagen anmuthige Landhäuser, mit allem Luxus des

orientalischen Lebens geziert: diese waren sogleich in die Hände der Normannen gefallen und von ihnen vertheilt worden. Der Glanz und die Schönheit, die man hier vereinigt fand, zauberte den normannischen Rittern ein Paradies auf Erden vor und machte nur begieriger auf den Besitz der weiten Stadt, die stolz in der reichen Ebene prangte.

Aber der Umfang Palermos erschwerte die Belagerung. Sie zog sich so in die Länge, daß der Herzog endlich an Richard von Capua sandte und ihn um Beistand bat. Richard hatte nämlich früher Hülfe gegen die Sarazenen versprochen, aber eifersüchtig, wie er immerdar auf Roberts Glück war, gereute ihn bald sein Versprechen, und er blieb daheim. Nun sandte er allerdings seinen Sohn Jordan mit zweihundert Rittern ab. Doch wandte sich abermals seine Meinung, und er rief seinen Sohn mit den Rittern noch vom Wege zurück. So blieben die Normannen vor Palermo ohne Verstärkung, während die Städter von Afrika her wiederholt Unterstützung erhielten. Der Muth der Belagerten war ungebrochen; sogar als eine Hungersnoth unter den Volksmassen ausbrach, wollte sich die Stadt nicht ergeben. Und schon stellte sich auch bei den Normannen der Mangel ein, selbst an der Tafel des Herzogs fehlte der Wein. Naiv genug bewundert Amatus, wie Sigelgaita das Wassertrinken habe aushalten können, da sie am Hofe von Salerno stets reinen Wein zu genießen pflegte; bei Robert schien ihm diese Nüchternheit nicht so erstaunlich, weil in der Normannen Heimath der Rebensaft nicht gedeihe.

Robert beschloß endlich einen Sturm. Er ließ vierzehn hohe Leitern anfertigen und die Hälfte derselben zu Roger schaffen; zugleich wurde ein gemeinsames Vorgehen auf einen bestimmten Tag verabredet. Mit der Morgenröthe desselben legte Roger die Leitern an die Stadtmauer. Ein Normann, Archifred mit Namen, bezeichnete sich mit dem Kreuz und erstieg zuerst die Mauer; einige Andere folgten. Die Araber drängten nach der angegriffenen Seite, und es entspann sich hier ein hitziger Kampf. Indessen hatte aber auch Robert auf der anderen Seite die Leitern anlegen lassen und ohne Gefahr einige seiner Leute über die Mauer gebracht; ihnen gab er Befehl, ein nahe gelegenes Thor zu öffnen, und sofort ergoß sich nun der breite Strom der Ritter und ihrer Knappen in die Stadt. So fiel Neu-Palermo, und auch die alte Stadt ließ sich nun nicht mehr halten. Schon am folgenden Morgen erschienen zwei Kâids mit mehreren vornehmen Arabern beim Grafen Roger und über-

gaben ihm ohne Bedingung auch die Altstadt, in welche er sogleich mit seinen Rittern den Einzug hielt. Am vierten Tage betrat dann Robert selbst mit seiner Gemahlin, deren Bruder Guido und seinen Söhnen in feierlicher Weise Alt-Palermo und begab sich nach der Marienkirche, der ehemaligen Kathedrale, welche die Araber in eine Moschee verwandelt hatten. Die Zeichen des Islam wurden hier sogleich beseitigt, und der Erzbischof von Palermo, der bisher in der armen Kirche des heiligen Cyriacus sein Dasein gefristet hatte, kehrte in seine Kathedrale zurück und hielt vor den Normannen die erste Messe. Den Christen von Palermo war es, als ob der Lobgesang der Engel vom Himmel ertöne und ein überirdischer Glanz die Kirche umspiele (10. Januar 1072).

Als die Hauptstadt der Insel so in seiner Gewalt war, versammelte Robert seine Ritter und berieth mit ihnen, was mit Sicilien geschehen solle. Sie waren der Meinung, man müsse es Graf Roger übergeben: und so geschah es. Die Hälfte von Palermo, Messina und dem Val di Demona behielt sich Robert vor, alles Uebrige übergab er dem Bruder zu Lehen und bestätigte ihn überdies in dem Theile Calabrien, den er ihm bereits früher gegeben hatte. Sofort zog Roger dann aus, um sich andere Orte der Umgegend zu unterwerfen; Robert blieb indessen in Palermo zurück, die Stadt gegen die Araber in Vertheidigungszustand setzend. Er befestigte den Cassaro, die Burg derselben, und versah ihn mit Lebensmitteln auf lange Zeit. Doch auch der christlichen Kirche gedachte er. Als er neben den stattlichen Palästen der Araber die Dürftigkeit der alten Marienkirche sah, die „wie ein Backhaus" zu ihrer Seite erschien, seufzte er und befahl sie niederzureißen; mit vielen Kosten ließ er dann eine neue Kirche aus Marmor und Quadersteinen aufführen.

Inzwischen ereilten Robert schlimme Nachrichten aus der Heimath. Die Triumphe Roberts ließen Richard von Capua keine Ruhe. Vor Kurzem hatte er seinen Sohn Jordan mit Gaitelgrimma, einer Schwester Sigelgaitas, vermählt, um so auch sich die Wege nach Salerno offen zu halten; jetzt wiegelte er die großen Vasallen Apuliens gegen den Herzog auf und machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Noch bestanden hier die alten zwölf großen Lehen, die um Melfi im Anfang der Eroberung begründet waren*), doch wurden die Inhaber derselben, die sich Grafen nannten, durch die steigende Macht des Herzogthums mehr und mehr

*) Bd. II. S. 420.

beschränkt. Schon früher war deshalb unter ihnen ein Aufstand ausgebrochen und von Robert nur mühevoll niedergekämpft worden. Ein neuer Sturm brach jetzt los, schlimmer als der erste, und Robert mußte die Rückkehr beeilen, um nicht Apulien zu verlieren. Er berief die Bürger von Palermo, berechnete ihnen die großen Verluste, welche er durch die Eroberung der Stadt erlitten, und verlangte Entschädigung und Geißeln. Als er beides empfangen, ging er über das Meer und warf sich in Apulien in den Kampf gegen Richard und die ihm verbündeten Großen, unter denen selbst seine nächsten Verwandten waren. Fast ein Jahr lang war er mit diesem Kampf beschäftigt. Burg für Burg mußte einzeln genommen, ein Gegner nach dem anderen bezwungen werden. Endlich gewann er den vollständigsten Sieg, und Richard sah sich aufs Neue gedemüthigt. Aber der Herzog war durch seine Kämpfe und Siege bis auf den Tod erschöpft, schwer erkrankt lag er zu Bari darnieder. Im Frühjahr 1073 lief die Nachricht durch Italien, daß er seine Heldenbahn vollendet habe.

Es ist nicht dieses Ortes, die Eroberung Siciliens weiter zu verfolgen, obwohl uns die Geschichte der Kaiserzeit noch öfters zu den reizenden Gestaden dieser Insel zurückführen wird. Rogers Waffen ruhten auch in der Folge nicht. Erst im Jahre 1085 gewann er Syracus, 1087 Girgenti und 1090 die letzten von den Arabern vertheidigten Plätze; seitdem war die ganze Insel in den Händen Rogers und seiner Normannen. Eine arabische Bevölkerung blieb in derselben auch in der Folge zurück, obwohl manche Muselmänner auch noch nach den letzten Kämpfen nach Afrika ausgewandert, viele durch die Normannen nach Calabrien verpflanzt waren. Den Zurückbleibenden beließ Roger die Uebung ihrer Religion, ihr Recht und eigene Richter; er störte sie nicht in ihren Sitten, wofern sie sich gehorsam bewiesen und ihm Tribut zahlten. Die letzten Zeiten der Araberherrschaft waren traurig und drückend genug gewesen: die Eroberung der Normannen erschien deshalb nicht allein den Christen, sondern auch den einheimischen Arabern bald in mehrfacher Beziehung als Wohlthat. Gewerbfleiß und Handel, früh von den Arabern hier gepflegt, aber in der letzten Zeit vernachlässigt, blühten wieder auf. Auch die kriegerische Tüchtigkeit der Sarazenen erstarb unter der Fremdherrschaft nicht; fast überall finden wir arabische Krieger später in Rogers und seiner Nachfolger Heeren. Das eigenthümlichste Staats- und Kulturleben entwickelte sich seitdem in Sicilien

aus einer Mischung französischer, italienischer und orientalischer Elemente, welches auch auf das Festland Italiens nicht ohne tiefere Einwirkung blieb und selbst Deutschland berührte, indem es den letzten unserer großen Kaiser von Jugend an umfing.

Gaufred Malaterra, der Geschichtsschreiber Rogers, der ihn kannte und verehrte, sagt: „Die Söhne Tankreds von Hauteville waren von Natur so geartet, daß sie voll unersättlicher Herrschbegier, so lange ihre Kräfte reichten, niemals ruhig einen ihrer Nachbarn im Besitz von Land und Leuten belassen konnten: jeder Nachbar mußte entweder ihnen dienen oder sie nahmen ihm Alles, was er besaß." Vor Allem, meint er, sei das die Art Robert Guiscards gewesen. Und gewiß sind nie aus Gaufreds Feder wahrere Worte geflossen. Nichts wäre daher verkehrter, als Roberts und Rogers Eroberungen allein aus religiösen Beweggründen abzuleiten. Aber doch kämpfte Roger unter der Fahne des heiligen Petrus und schrieb um sein Siegel: „Die Rechte des Herrn gab Macht; die Rechte des Herrn erhöhte mich," und Robert stellt recht geflissentlich die Befreiung der Christen als sein wesentlichstes Interesse bei der Eroberung hin. Die eigenthümliche kirchliche Färbung dieser sicilischen Kämpfe ist in der That unverkennbar, und in mehr als einer Beziehung erscheinen sie als ein Vorbild der Kreuzzüge, die ja in ihren Anfängen zum großen Theil auch durch das normannische Element bestimmt wurden. Die alte Abenteuerlust ihrer scandinavischen Voreltern erwacht in diesen streitlustigen französischen Rittern von Neuem, aber nicht mit dem Bilde des Thor, sondern unter dem Zeichen des Kreuzes ziehen sie aus, und nicht einen König aus Odins Stamm erkennen sie als ihren Oberherrn, sondern den Nachfolger des heiligen Petrus zu Rom. Es bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Mittelalters, als die verwegensten Krieger des Abendlandes sich in den Dienst der römischen Kirche stellen, als das Abenteuer und die Abenteurer papistisch werden.

Allerdings sah die römische Curie die Siege Roberts, die sie mit ihren Gebeten begleitete, doch nicht ohne Besorgniß. Wenn sie sich damals wieder enger an Richard von Capua anschloß, so geschah es lediglich aus Furcht vor der Uebermacht, welche Robert in Italien zu gewinnen drohte. Doch die unermeßlichen Vortheile, die ihr aus seinen Thaten erwuchsen, konnte sie nicht verkennen. Der lateinische Ritus verbreitete sich nun erst über alle Länder italienischer Zunge; der Primat Petri gewann jetzt erst hier allgemeine Anerkennung. Nicht

allein dem Islam, sondern auch der griechischen Kirche war ein weites Terrain abgewonnen. Und wie oft hatten die Päpste vor den Heeren von Byzanz und den Schaaren der Sarazenen mitten in ihrer Hauptstadt erzittern müssen: jetzt schienen sie vor diesen Feinden für alle Folge gesichert. Wenn nach den Kämpfen eines halben Jahrtausends Italien endlich ganz dem Abendlande gewonnen war, dem Nachfolger Petri vor Allem schien der Gewinn dabei zuzufallen.

Läßt man die Blicke von den Höhen des Aetna bis zu dem Fuße der Alpen schweifen, überall gewahrt man kriegerische Bewegung, überall aufstrebendes Leben. Die Lombarden ringen um Befreiung von der bischöflichen Herrschaft, die Pisaner streiten für die Sicherheit ihres Handels, ritterliche Frauen ergreifen das Schwert für die Befestigung ihrer Herrschaften, verwegene Abenteurer aus fernen Landen gründen Reiche, des Neides von Königen werth. Aber welchen besonderen Zielen sie alle auch zustreben, sie stehen doch insgesammt unter dem Einfluß der römischen Kirche. Erlembald und Roger kämpfen unter der Fahne des Papsts, Richard und Robert haben ihm ihren Eid geschworen, Mathilde hat ihr Herz der römischen Kirche ergeben. Die Schwingungen der italienischen Bewegung gehen nach den verschiedensten Richtungen, aber in Rom schließen sie sich endlich alle zusammen. Nicht allein der Sitz der Religion ist die alte Weltstadt, sie ist zugleich von Neuem der Mittelpunkt für Italiens Politik geworden. Und wahrlich nicht ohne Bedeutung ist da, daß nach geraumer Zeit zum ersten Mal wieder ein Italiener auf dem Stuhle Petri sitzt und ein Cardinal die Geschäfte der Curie leitet, der sich vor Allem als Römer fühlt. Wenn Hildebrand jetzt sagte, sein Rom sei im Glauben und in den Waffen unbesiegt, so hatte es einen anderen Sinn, als zwanzig Jahre zuvor.

Neu war das Streben der Päpste nach der weltlichen Herrschaft über Italien mit Nichten. Man kennt die falsche Schenkungsurkunde Constantins und die aus ihr abgeleiteten Ansprüche; man weiß, wie Nicolaus I. und seine Nachfolger beim Verfall des Karolingischen Reichs auftraten; selbst Leo IX. und Victor II. hatten unzweideutig auf eine ausgedehnte fürstliche Gewalt in der Halbinsel hingearbeitet. Aber so lange das Kaiserthum ungebrochen dastand, fruchteten alle solche Bemühungen wenig. Anders war die Lage der Dinge jetzt, wo sich die Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt den Italienern deutlich kundgab und

sie sahen, daß sie von Deutschland wenig zu fürchten, Nichts zu hoffen hatten.

Als die Capuaner von Richard belagert wurden, hatten sie ihren Erzbischof mit dem dringendsten Hülfegesuch an den König gesandt, aber er brachte Nichts zurück als leere Versprechungen. „Denn so," sagt ein Italiener jener Zeit, „ist es am deutschen Hofe Brauch, wer statt Geld Worte bringt, empfängt auch nur Worte zurück." So fiel Capua, und wenige Jahre später drohte Rom selbst ein gleiches Schicksal. Auch der Papst fand da jenseits der Alpen nur Worte; um nicht zu unterliegen, mußte er sich zu einem Abkommen mit den Normannen verstehen. Und welchen Eindruck mußte es in ganz Italien machen, daß der deutsche Hof den von ihm eingesetzten Gegenpapst bald selbst aufgab, daß ein Erzbischof von Mailand, den der König belehnt, sich in einen Winkel verkroch! Man wurde jetzt inne, daß die deutschen Kaiser doch niemals Italien das geleistet hatten, was es erwarten konnte, vor Allem niemals der äußeren Feinde Herr geworden waren. Amatus von Monte Cassino weist darauf hin, wie Robert Guiscard einen Kampf durchfocht, in dem Otto II. in seiner vollen Kaisermacht unterlag.

Kein Zeitpunkt konnte günstiger sein, um die alten Ansprüche des Papstthums durchzusetzen, und Niemand sah dies befriedigter als Hildebrand, dessen Politik nun den vollständigsten Triumph feierte. Seit Jahren hatte er dahin getrachtet, Rom von dem deutschen Einfluß zu befreien und alle Kräfte Italiens dem Stuhle Petri dienstbar zu machen: war dies Ziel auch nicht erreicht, so ging doch die ganze Bewegung augenfällig im beschleunigten Zuge nach dieser Richtung hin.

10.

Die Weltstellung des reformirten Papstthums.

Die Meinung, daß dem Papst die Leitung der gesammten Kirche gebühre, hatte in den pseudoisidorischen Decretalien den bestimmtesten Ausdruck gefunden und mit denselben sich über das ganze Abendland verbreitet. Das Princip einer oberpriesterlichen Gewalt des Papstes über die gesammte Kirche stand im elften Jahrhundert fast unangefochten da, und die Kaiser selbst hatten es in ihrem Interesse gefunden, dasselbe

zur Anerkennung zu bringen. So lange der römische Bischof in Abhängigkeit von ihnen stand, hatten sie mehr dabei zu gewinnen als zu verlieren. Die Anwendung des Princips war allerdings in den meisten Punkten noch streitig. So lange die einzelnen Kirchen noch Erinnerungen an ihre ursprüngliche Selbstständigkeit bewahrten und die weltlichen Gewalten sich in eigener Kraft aufrecht erhielten, stand nicht zu erwarten, daß sich alle Consequenzen durchführen ließen, welche Pseudoisidor bereits gezogen hatte oder welche sich doch mit innerer Nothwendigkeit ergaben.

Die unzertrennliche Verbindung, in welche Kirche und Staat getreten waren, hätte den Päpsten, selbst wenn sie dahin gestrebt hätten, unmöglich gemacht, ihr kirchliches Aufsichtsrecht zu üben, ohne das politische Gebiet zu berühren. Welchem Widerstand sie da auch begegnen mochten, die Natur ihrer Stellung nöthigte sie immer aufs Neue, die schwankenden Grenzen zwischen Kirche und Staat zu überschreiten, ihr Aufsichtsrecht auch auf die weltlichen Angelegenheiten zu erstrecken. Und schon deshalb konnte ihnen ein Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse schwer bestritten werden, weil alle Fürsten des Abendlands mehr oder weniger den Beistand der Kirche, ja wohl den des Papstthums selbst zur Sicherung ihrer Autorität in Anspruch nahmen. Es ist bekannt, wie weit schon beim Verfall des Karolingischen Reichs das römische Bisthum seinen politischen Einfluß ausdehnen, wie es geradezu die Oberleitung der abendländischen Welt an sich ziehen wollte. Solche Ansprüche wurden freilich damals nicht durchgesetzt, aber die Einwirkung des Papstthums auf die Länder, die zur Karolingischen Monarchie gehört hatten, blieb dennoch keine geringe, und die dem Christenthum neugewonnenen Reiche im Osten und Norden traten von Anfang an zu Rom in ein engeres Verhältniß, welches sich nicht immer schlechthin auf die kirchlichen Angelegenheiten bezog. Wie Stephan von Ungarn in Rom eine Königskrone gewann, so warb um dieselbe dort Boleslaw von Polen, und auch ein Böhmenherzog hatte dort jüngst eine ähnliche Auszeichnung gesucht und erhalten. In der That wurde den Nachfolgern Petri kaum irgendwo in den Reichen des Abendlands das Recht der Beeinflussung des staatlichen Lebens durchaus bestritten, wenn man auch bestimmte politische Befugnisse noch nirgends aus demselben hatte ableiten lassen, wofern nicht unmittelbar kirchliche Interessen von hervorragender Bedeutung berührt wurden. So bildete sich Rom mehr und

mehr auch zu einem Centrum des politischen Lebens, wo sich die Interessen der Nationen begegneten und ihre Ausgleichung suchten.

So lange freilich das deutsche Kaiserthum an der Spitze der allgemeinen Entwickelung stand und das Papstthum selbst in Dienstbarkeit hielt, konnte Rom trotz der Bedeutung, die ihm zugefallen war, auf den Gang der großen Dinge nur einen beschränkten Einfluß üben, der überdies mehr dem Kaiserreich als der Kirche zu gut kam. Aber kaum zeigte sich nach Heinrichs III. Tode die Schwäche des kaiserlichen Regiments, so trat das Papstthum wie von selbst in die Mitte der Weltverhältnisse und gewann eine so universelle Bedeutung für das abendländische Leben, wie es nie zuvor besessen hatte. Noch vor Kurzem wäre die römische Kirche kaum befähigt gewesen eine weltbeherrschende Stellung einzunehmen: so tief lag ihr geistiges und geistliches Leben danieder. Aber die großen Reformen Heinrichs III. und Leos IX. hatten ihr einen Aufschwung gegeben, der ihr jetzt zu ihrer geistlichen Aufgabe die Kräfte lieh, und die Wege selbstständiger Politik hatte Hildebrands Geist ihr erschlossen.

Es könnte scheinen, als ob der nationale Gedanke, von Hildebrand so energisch erfaßt, die universellen Tendenzen des römischen Bisthums behindern mußte. Doch war dies so wenig der Fall, daß es dieselben vielmehr jetzt mit einer nie zuvor gekannten Lebendigkeit ergriff. Auch wäre eine einseitig nationale Politik Rom kaum möglich gewesen, seit Leo IX. dem Cardinalscollegium den ausschließlich italienischen Charakter genommen hatte, seit Kleriker aus Deutschland, Frankreich und Burgund in demselben neben Italienern saßen, so daß es gleichsam als eine Darstellung der gesammten abendländischen Kirche erschien. Ueberdies war das reformirte Papstthum von Anfang an mit den französischen und burgundischen Verhältnissen in den nächsten und unmittelbarsten Berührungen gewesen. Dort wurzelten jene Ideen, aus denen es neue Lebenskräfte gesogen hatte und noch immer sog; dort hatte es offenbar seine ergebensten und zuverlässigsten Anhänger. Wir kennen die Verbindungen Roms mit den Cluniacensern, den ununterbrochenen Verkehr mit den Erzbischöfen von Reims, die mannigfachen Beziehungen Hildebrands zu den französischen Großen: bei allen Vorgängen im französischen und burgundischen Reich war die römische Curie unmittelbar betheiligt, wie man andererseits an ihren Schicksalen dort den lebendigsten Antheil nahm. Hildebrand selbst bezeugt, wie einst mehrere große Vasallen jener

Reiche — es waren namentlich die Grafen Wilhelm von Hochburgund, Amadeus von Savoyen, Raimund von Sanct Giles, der Schwiegervater Richards von Capua — dem Papst Alexander vor dem Grabe des heiligen Petrus gelobten, ihre Waffen zum Schutze der römischen Kirche zu ergreifen, wann und wo es der Papst verlangen würde. Es waren die Zustände Frankreichs, welche nächst den italienischen damals die päpstliche Curie besonders in Spannung hielten: sie werden deshalb auch hier zunächst unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Die überwuchernde Fülle kriegerischer Kräfte fand in Frankreich, wie wir wissen, nur in den Friedensbestimmungen der Cluniacenser und des von ihnen beherrschten Klerus eine heilsame Regelung. Da das Capetingische Königthum eine durchgreifende Autorität nicht mehr üben konnte, setzte der Gottesfriede fast allein dem Faustrechte Schranken, aber ohne einen starken weltlichen Rückhalt gelang es dem Klerus schwer denselben immer zur Geltung zu bringen. Die Absichten Kaiser Heinrichs III., im Anschluß an Cluny und dessen Bestrebungen sich Frankreich zu unterwerfen, waren vom deutschen Hofe längst aufgegeben, und unter der Mitwirkung Roms hatte die französische Geistlichkeit noch einmal einen Versuch gemacht, durch festere Vereinigung mit ihrer Krone eine leidliche Ordnung im Reiche zu stiften. Doch König Heinrich I. war weder der Mann Großes zu leisten, noch blieb ihm Zeit zu durchgreifenden Maßregeln. Nach seinem Tode trat eine vormundschaftliche Regierung ein, welche die Schäden des Reichs nicht heben konnte, und als dann der junge Philipp I. selbst die Zügel der Regierung ergriff, hatte sich die Verbindung der Krone mit dem strenger gesinnten Klerus bereits gelöst, die Macht und Zügellosigkeit der Vasallen aber ungemein gesteigert. Es fehlte Philipp nicht an dem Willen, seine königliche Gewalt zu gebrauchen: eine nicht geringe Rührigkeit legte er an den Tag und suchte eher den Kampf gegen seine trotzigen Vasallen, als er ihn mied. Aber durch eine ränkevolle und wechselnde Politik verdarb er es mit allen seinen Anhängern, und noch verhängnißvoller war, daß er Cluny und dessen ganzes Gefolge aufbrachte, indem er der reformatorischen Richtung der Kirche sich wenig geneigt zeigte. Bei der völligen Erschöpfung des Schatzes nahm er keinen Anstand die Bisthümer zu verkaufen und Kleriker in dieselben zu bringen, die Rom und Cluny unmöglich genehm sein konnten. So wurde sein Verhältniß zu der

Congregation und dem Papstthum schlimmer und schlimmer, und bei dem großen Einfluß, den beide bereits auf den Adel Frankreichs gewonnen hatten, mußten sich alle Verhältnisse auf das Heilloseste verwirren.

In der Auflösung des Reichs schien ein gemeinsamer Mittelpunkt fast nur in der Autorität des Papstes gegeben, und in der That schloß man sich von vielen Seiten eng an dieselbe an. Damit eröffneten sich der päpstlichen Curie ähnliche Aussichten auf eine Herrschaft über Frankreich, wie sie noch vor Kurzem sich dem Kaiserthum erschlossen hatten. Ein eigenes Spiel des Zufalls war, daß jene Agnes von Poitiers, an deren Person sich vordem die kaiserlichen Hoffnungen zum großen Theil geknüpft hatten, jetzt an der Schwelle der Apostel in Rom verweilte, und gerade ihre Familie, die mächtigste im Süden Frankreichs, hier die kräftigste Stütze des römischen Einflusses wurde. Nicht nur ihre Schwägerin Ermesinda, die Wittwe ihres älteren Bruders, finden wir häufig am Grabe des heiligen Petrus, auch ihr jüngerer Bruder Herzog Wilhelm VIII. zog gern die Straße nach Rom und war ein eifriger Schutzherr der Cluniacenser. Er vereinigte aufs Neue die ausgedehnten Besitzungen seines Hauses und schien in jeder Beziehung in die Stelle einzutreten, die einst sein Vater Wilhelm der Große mit unvergessenem Ruhm eingenommen hatte.

Keinen hartnäckigeren Widersacher hatte Herzog Wilhelm als den Grafen Fulko „den Rauhen", auf den nach dem Tode seines Oheims Gaufred die reichen Lehen von Anjou übergegangen waren. Fulko war an Habgier und Grausamkeit seinem Oheim nur zu ähnlich, aber nichtsdestoweniger beseelte auch ihn ein brennender Eifer für die Reform der Kirche. Wir besitzen einen merkwürdigen Brief desselben an Hildebrand, durch den er recht eigentlich Oel in hochlodernde Flammen goß. Denn was ist es anders, wenn er den Archidiakon zum Kampf gegen Simonie und Investitur aufruft, ihn auf die Schenkung Constantins verweist und so anredet: „Sei du der Matathias, dessen Herz beim Anblick des Götzendiensts bebte und schwoll, der den Feind erschlug und den Altar umwarf." In demselben Briefe spricht er aus, die Könige müßten endlich zu der Einsicht kommen, daß sie in der Kirche nur die Stelle von Vögten einnähmen. Solche Gesinnungen wußte man in Rom zu schätzen und unterließ Nichts, um Fulko in seinem durch manche Gewaltthat erworbenen Besitz zu sichern.

Wie im Süden, hatten sich auch im Norden Frankreichs bereits

die folgenreichsten Verbindungen für Rom eröffnet. Durch Lanfrank war vor Allem Herzog Wilhelm von der Normandie ein Bundesgenosse des Papstthums geworden. Wilhelm war der uneheliche Sohn jenes Robert, den man den Teufel genannt hat, den aber die religiöse Richtung der Zeit ganz beherrschte. Auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem fand Robert den Tod, und in dem zartesten Alter gelangte der Sohn zu dem Herzogthum, auf welches seine Ansprüche sehr zweifelhafter Art waren und erst mit den Waffen durchgesetzt werden mußten. Im Kampf erwuchs Wilhelm, und Kampf blieb die Aufgabe seines Lebens. Mit der Schärfe des Schwerts gewann er Alles, was er besaß: den Beinamen des Eroberers hat er verdient. Nicht allein seinem Könige und seinen Vasallen gegenüber erstritt er sich Anerkennung: durch Hartnäckigkeit und Klugheit brachte er auch Rom dahin, seine Ehe zu dulden und mit ihm Frieden zu schließen. Seitdem trat er der Kurie näher und näher, und es war nicht ohne Grund, wenn sie von einem Mann seiner Willenskraft große Erwartungen hegte. Hildebrand nennt Wilhelm wohl den Edelstein unter den Fürsten der Zeit und bekennt offen, daß er ihn zu allen Zeiten mit besonderer Vorliebe begünstigt habe, weil er sich von seinen Diensten alles Gute für die Kirche versprochen; er verschweigt nicht, wie er sich dadurch dem Tadel ausgesetzt, durch die Begünstigung Wilhelms blutigen Gewaltthaten Vorschub geleistet zu haben.

Man übersieht den durchgreifenden Einfluß, welchen Rom in Frankreich gewann und der schon Cluny mit Neid erfüllte. Es war nichts Geringes, daß sich die gewaltigsten Kriegskräfte des Reichs dem Dienste des heiligen Petrus weihten, zumal sich damit verlockende Aussichten auch nach anderen Seiten dem Papstthum erschlossen. Schon seit dem Anfange des Jahrhunderts hatten die französischen Ritter, wenn sie daheim keine Gelegenheit zu lohnenden Waffenthaten fanden, das Ausland gesucht; eine große Auswanderung dieses ebenso unruhigen als tapferen Adels hatte begonnen. Nicht allein der Süden Italiens zog ihn an, auch über die Pyrenäen stiegen öfters französische Herren zum Kampf gegen die Ungläubigen, und Edward der Bekenner hatte sich in England wie mit Priestern, so auch mit Rittern von der anderen Seite des Kanals umgeben. Der ganze Westen war mit französischen Abenteurern gleichsam überschwemmt, und das Abenteuer fing damals an, wie wir wissen, die Farbe der Kirche zu tragen. Zu derselben Zeit, als Roger in Sicilien unter der Fahne des heiligen Petrus stritt, kämpften fran=

zösische Ritter, um Rom in Spanien die Wege zur Herrschaft zu bahnen, und ging Wilhelm von der Normandie mit einem Heer nach England hinüber; auch er, wie man in Rom sich überzeugt hielt, als ein Dienstmann des heiligen Petrus und gehorsamer Sohn der Kirche.

Die Herrschaft der Araber war in Spanien in ähnliche Auflösung gerathen, wie in Sicilien. Als im Jahre 1031 das Geschlecht der Ommaijaden erlosch, hörte jede Verbindung der arabischen Staaten in der Halbinsel auf: die Emire standen sich seitdem selbstständig und meist feindselig gegenüber, oft nahmen sie sogar den Beistand der Christen gegen ihre Glaubensgenossen in Anspruch. Ein einmüthiger Angriff der christlichen Fürsten in der Halbinsel hätte die glücklichsten Erfolge erzielen müssen: aber sie waren bisher ohne Zusammenhalt gewesen und nahmen oft eine feindliche Stellung gegen einander, so daß es schwer zu einem gemeinsamen Unternehmen kommen konnte. Um so größere Hoffnungen knüpften sich an die Macht König Sanchos des Großen, die sich eben damals erhob und mit Navarra die Grafschaften Castilien und Aragon vereinigte, und kein geringes Mißgeschick schien es, daß sie schon mit Sanchos Tode zerfiel (1035). Die Söhne des Königs theilten das Reich, und die Theilung gab ihnen Anlaß zu Streitigkeiten und Kriegen unter einander. Die größte Macht unter ihnen gewann Ferdinand I., der mit Castilien bald das Königreich Leon verband (1037) und später auch einen Theil von Navarra an sich riß. So gefährdet Ferdinands Lage auch in jedem Augenblick war, griff er doch sofort den Kampf mit den Ungläubigen an und gab ihm zuerst einen höheren Schwung.

In Ferdinands Heer bildete sich jener eigenthümliche Geist stolzer Ritterlichkeit aus, der in den Cid-Romanzen seinen Ausdruck gefunden hat, und von diesem Geist war der König selbst ganz beseelt. Weder dem Kaiser wollte er sich unterordnen noch dem Papste gehorsam sein: trotz des Anathems Leos IX. sah er den Bischof von Compostella noch immer als den Apostolicus an, und nirgends finden sich Beweise näherer Beziehungen zwischen ihm und der päpstlichen Kurie. Aber demungeachtet war er ein ergebener Sohn der Kirche. Schon sein Vater hatte die Cluniacenser in das Land gerufen und ihnen nicht allein die Klöster, sondern auch zum Theil die Bisthümer übergeben: so blieb auch er den französischen Mönchen hold, begünstigte sie in seinem Reiche und sandte

alljährlich, wie erzählt wird, tausend Goldgulden nach Cluny. Den Kampf gegen die Araber sah Ferdinand als ein Werk des Glaubens an. Man hörte ihn wohl in der Kirche des heiligen Isidorus, die er selbst erbaut, laut in die Gesänge der Priester einstimmen, und dann stürmte er vom Altar unmittelbar in das Kriegslager, um die Ungläubigen anzugreifen. Er war ein glücklicher Krieger. Weiter, als je die Christen vorgedrungen waren, führten ihn seine Streifzüge durch die arabischen Reiche; verheerend durchzog er die Gegenden jenseits des Tajo und gewann dauernd Lamego und Coimbra der Christenheit. Noch in seinen letzten Lebenstagen umlagerte er Valencia, und nur sein Tod rettete die Stadt (1065). Die Fortsetzung dieser Kämpfe wurde durch das unglückliche Testament Ferdinands unterbrochen. Ungewarnt durch sein eigenes Schicksal, hatte er das Reich abermals einer Theilung unterworfen und damit den schlimmsten Zankapfel unter seine Söhne geschleudert. Nur durch ein wunderbares Spiel des Glücks gewann Alphons VI. endlich das ganze Reich des Vaters und nahm dann auch sogleich die Kämpfe gegen die Araber auf. Er war es, der im Jahre 1085 Toledo eroberte und damit einen unersetzlichen Verlust dem Islam beibrachte.

Alphons trat dem Papstthum näher als der Vater, aber behauptete Rom gegenüber doch eine selbstständige Stellung. Eingreifender hatte sich inzwischen der Einfluß des apostolischen Stuhls auf die östlichen Reiche der Halbinsel, auf Aragon und Barcelona, entwickelt. Schon Ramiro von Aragon, der Bruder Ferdinands I., hatte Verbindungen mit Rom angeknüpft, die sein Sohn Sancho Ramirez, ein thatkräftiger Jüngling, unterhielt und befestigte. Der Vater war im Kampf gegen die Ungläubigen gefallen (1063); der Sohn setzte den Kampf fort und nahm bei der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte auch auswärtige Hülfe in Anspruch. Ein Heer, aus allen Theilen Frankreichs gesammelt, eilte unter Herzog Wilhelm von Aquitanien ihm zu Hülfe und scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß im Jahre 1065 die wichtige Feste Barbastro in die Hände der Christen fiel. Sancho Ramirez vermählte sich darauf mit einer französischen Dame, einer Schwester des Grafen Ebulo von Roucy*), und blieb in stätem Verkehr mit dem Adel Frankreichs. Cluny und Rom wurden damit tausend Wege nach Aragon erschlossen,

*) Roucy liegt in der Champagne, nicht weit von Reims.

zumal sie gleichzeitig auf die benachbarte Mark von Barcelona einen bedeutsamen Einfluß gewannen.

Der Markgraf Ramon Berenguer I. hatte seinem Lande einen neuen Aufschwung gegeben, indem er es nicht allein nach allen Seiten erweiterte, sondern auch durch heilsame Einrichtungen die Wohlfahrt seiner Unterthanen hob. Er war ein entschiedener Anhänger des Klerus, dessen Autorität er in jeder Weise für seine Absichten nutzte. Schon seit geraumer Zeit waren die Cluniacenser in die Mark eingedrungen: Ramon suchte nun auch mit Rom selbst in unmittelbare Verbindungen zu treten. Im Jahre 1068 hatte er sich mit dem Papste so weit verständigt, daß dieser einen eigenen Legaten abzusenden beschloß, um die kirchlichen Verhältnisse in der Markgrafschaft und in Aragon im Sinne Roms zu ordnen.

Die Legation nach Spanien wurde dem Cardinal Hugo vertraut, demselben Mann, der sich einst auf Cadalus Seite gewendet hatte, aber als reuiger Sünder nach Rom zurückgekehrt war und jetzt Hildebrands besonderes Vertrauen genoß. Die Cluniacenser waren von Hugos Wirksamkeit wenig erbaut, wie sie es denn überhaupt übel empfanden, daß Rom in Spanien, welches Land sie gleichsam als ihre besondere Domäne ansahen, so unmittelbar eingriff. Aber der Papst und Hildebrand zeigten sich durch Hugos Eifer im hohen Maße befriedigt. Auf mehreren Synoden gelang es ihm, die römische Liturgie zur Anerkennung zu bringen und die Beseitigung der alten westgothischen zu bewirken; auch setzte er die Bestimmungen der römischen Kirche gegen Simonisten und verheirathete Priester durch und wirkte dahin, daß mindestens in Ramons Gebieten die Treuga Dei eingeführt wurde. Der Papst sah nicht mit Unrecht in Hugos Erfolgen die glücklichsten Anfänge einer vollständigen Vereinigung des spanischen Klerus mit der allgemeinen Kirche des Abendlands, eine Anerkennung des Primats Petri, wie sie Spanien früher niemals geleistet hatte.

Und bald knüpften sich an Hugos Erfolge noch Hoffnungen anderer Art. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Eroberung Siciliens bildete sich in Rom der Plan, durch einen großen Kriegszug französischer Herren die Araber aus Spanien zu vertreiben und das von ihnen eroberte Land in eine ähnliche Lehnsabhängigkeit vom Stuhle Petri zu bringen, wie Sicilien. Graf Ebulo von Roucy erbot sich zur Führung eines solchen Kriegszugs und schloß einen Vertrag mit dem Papst, worin

er alle Eroberungen, die er machen würde, von ihm zu Lehen zu nehmen versprach. Im Frühjahr 1073 rüstete er; mehrere französische Herren wollten sich ihm anschließen, andere auf eigene Hand über die Pyrenäen ziehen. Zu derselben Zeit schickte sich Cardinal Hugo zu einer neuen Reise nach Spanien an; vor Allem um zu verhüten, daß Jemand sich an dem Kampf betheilige, der sich nicht unzweideutig als Vasall Roms bekennen wolle. Nicht lange währte es, so trat Hildebrand sogar mit der Behauptung hervor, daß ganz Spanien von Alters her ein Eigenthum des heiligen Petrus sei; er wollte auch die einheimischen Herrscher der Halbinsel zwingen die Oberlehnsherrlichkeit des apostolischen Stuhls anzuerkennen. Hildebrand berief sich dabei auf „alte Constitutionen", die aber niemals bekannt geworden sind. Waren solche vorhanden, so gab man ihnen in Rom jetzt eine Auslegung, die ihrem ursprünglichen Sinn nicht entsprechen konnte.

Die weitesten Aussichten erschlossen sich Rom in Spanien durch seine Verbindung mit der Eroberungslust und dem abenteuernden Sinn der französischen Großen. Und inzwischen war diesem Adel bereits eine andere große Erwerbung gelungen, bei der auch das Papstthum nicht theilnahmlos blieb. Im Jahre 1066 hatte Wilhelm von der Normandie mit seinen Rittern England erobert.

Naturgemäß erscheint die Theilnahme Roms an den Kämpfen gegen die Araber, die alten Feinde der Christenheit, und man begreift, daß das Papstthum das Kriegsfeuer hier lieber schürte als erstickte. Aber befremden muß es, daß der Stuhl Petri keinen Anstand nahm den Normannen die Waffen in die Hand zu geben, um ein christliches Volk zu unterdrücken. Denn weltbekannt ist, daß die normannische Eroberung auf fast zwei Jahrhunderte die Sachsen in die Knechtschaft der französischen Ritter brachte und diese Ritter eine viel grausamere und drückendere Herrschaft über die Eingeborenen des Inselreichs übten, als alle früheren Eroberer. Und doch hatte das Volk, welches Rom so knechten half, dem römischen Papst seit Jahrhunderten aufrichtige und hingebende Verehrung gezollt. Schaaren von Pilgern waren Jahr aus, Jahr ein von England nach Rom geströmt; die Angelsachsen zahlten willig den Peterspfennig, den andere Nationen verweigerten; aus ihrer Mitte waren die Missionen hervorgegangen, welche einst das innere Deutschland und noch in der letzten Zeit einen großen Theil des Nordens Rom

unterwarfen. Man hat oft und mit gutem Recht gesagt, daß es den Angelsachsen der Stuhl Petri vornehmlich zu danken hatte, wenn der Primat Petri im Abendlande zu allgemeiner Anerkennung gelangte: die Dankbarkeit Roms hat die angelsächsische Kirche mit Nichten zu rühmen gehabt.

Man glaube nicht, daß die Angelsachsen in letzter Zeit den Zorn der römischen Kurie besonders gereizt hätten. König Edward, den man ja den Bekenner genannt hat, war ein bis zur Schwäche devoter Fürst, devot namentlich gegen Rom. Von den Söhnen Godwins hatte sich Tostig noch in der letzten Zeit in Rom gezeigt, sein Bruder Harald war mindestens dem Papstthum nie feindlich begegnet. Der Erzbischof Alfred von York hatte von Nicolaus II. persönlich das Pallium erbeten und erhalten. Stigand von Canterbury stand allerdings unter Censur, weil seine Wahl weder kanonisch war, noch es ungestraft hingehen konnte, daß er sich das Pallium von einem Adelspapst hatte ertheilen lassen. Aber Stigand war kein störrischer Charakter, und Rom hatte ihn bisher mit Nachsicht behandelt. Wohl hört man, daß das Leben in den englischen Klöstern manchen Anstoß gegeben habe, die wissenschaftliche Bildung dort in Verfall gerathen sei; auch entsprach der englische Episcopat weder ganz den Forderungen, welche die Cluniacenser und ihre Freunde stellten, noch leistete er den neuen Ordnungen Roms immer schleunigst Folge. Aber hatte sich denn die englische Kirche nicht von jeher in ihrem Ritus, in ihrer Sprache und Litteratur freier entwickelt, und hatte nicht gerade diese Freiheit ihre kräftigeren Regungen begünstigt? Daß solche noch nicht ganz erstorben waren, zeigte mindestens die Mission. Svend Estrithson und Adalbert von Bremen mußten zu derselben zum großen Theil Angelsachsen benutzen, nachdem in der deutschen Kirche der Missionseifer merklich erlahmt war. Waren Reformen in England nöthig, so wären sie bei der Achtung, welche der apostolische Stuhl dort von jeher genoß, gewiß ohne sonderliche Mühe durchzuführen gewesen.

Und in der That nicht sowohl ein hervorragendes kirchliches Interesse machte den Papst zum Bundesgenossen des Normannen, als vielmehr die Aussicht, sowohl ihn selbst zum Dienstmann der römischen Kirche, wie über England die oberlehnsherrliche Gewalt zu gewinnen. Wilhelm leiteten allerdings andere Rücksichten bei diesem Bunde: er suchte ihn vornehmlich, um den englischen Klerus auf seine Seite zu ziehen, von dem er wohl wußte, daß er dem Gebote des heiligen Petrus

keinen dauernden Widerstand entgegensetzen würde. Sein Anrecht an den englischen Königsthron war überaus schwach: nur mit dem Schwerte konnte er es dem Volke, nur mit der Autorität Roms dem Klerus begreiflich machen. Der Archidiakon Giselbert von Lisieux, der ihm den Beistand Roms gewann und die Fahne des heiligen Petrus überbrachte, ist mit dem Bisthum Evreux wahrlich nicht zu reichlich belohnt worden: mit dieser Fahne ist England angegriffen und erobert worden. Auf dem berühmten Teppich von Bayeux sieht man das Kreuzesbanner des Papstes in dem Schiff, welches den Herzog über den Kanal führte, klar bezeichnet; unter diesem Banner und dem Feldgeschrei: Gott hilf! ist der von den Sachsen erhobene König Harald, Godwins Sohn, bei Hastings überwältigt und das traurige Schicksal des Volks für lange Zeiten entschieden worden (14. October 1066). Noch waren nicht drei Monate verflossen, als den Eroberer der Erzbischof von York in London zum König krönte. Ohne Zaudern schloß sich der Klerus dem neuen Herrn des Landes an, der seine Willigkeit nur zu bald vergaß.

Einst hatte Wilhelm, als er in der Normandie mit dem Abt von Ouche in Streitigkeiten gerieth und dieser durch römische Legaten sein Recht durchzusetzen gedachte, dreist erklärt: päpstliche Legaten werde er in Sachen des Glaubens und der Religion willig hören, wenn ihm aber einer von diesen Mönchen in der Regierung seines Landes hindern wolle, würde er ihn an der höchsten Eiche des nahen Waldes aufknüpfen lassen. Größere Achtung vor dem Stuhle Petri hatte seitdem der Eroberer gelernt. Er bot die Hand, daß im Jahre 1070 eine päpstliche Gesandtschaft in England erschien, und ließ sich sogar eine neue Krönung durch dieselbe gefallen. Er bot die Hand, daß die Legaten auf einer Synode zu Winchester eine Reformation der angelsächsischen Kirche vornahmen, die sie fast völlig in die Hand Roms und der französischen Geistlichkeit gab. Die alten Klöster wurden geschatzt und nach gallicanischer Weise reformirt, viele angelsächsische Bischöfe entfernt und normannische Kapellane in ihre Stellen gebracht, das Einsetzungsrecht in die geistlichen Stellen kam an den fremden König, ein Bestätigungsrecht an den römischen Bischof. Es konnte dem Papst nur genehm sein, wenn dann das Erzbisthum Canterbury dem Lanfrank, das Erzbisthum York einem Kapellan Wilhelms zufiel. Beide Erzbischöfe zogen im folgenden Jahre nach Rom, um dort das Pallium zu holen und einen Streit auszutragen, den Lanfrank erhoben hatte. Nicht Minderes beanspruchte

er, als den Vorrang vor York und den Primat in der ganzen englischen Kirche. Wie konnte man daran zweifeln, daß Rom diese Ansprüche gerecht finden würde? So trat ein Italiener, der eifrigste Vorfechter des reformirten Papstthums, der gefeiertste Vertreter der römischen Kirchenlehre, unmittelbar an die Spitze des gesammten englischen Klerus. Mehr und mehr wurden nun die Sachsen aus den kirchlichen Aemtern verdrängt, mehr und mehr verschwanden aus der Kirche der alte Ritus und die Sprache des Landes, die Satzungen der römischen Synoden galten fortan ohne Weiteres in England als Kirchengesetze: nun erst schien die anglikanische Kirche den Römlingen ganz in die Einheit der abendländischen Kirche gezogen.

Gewiß, eine sehr erhebliche Erweiterung seiner geistlichen Autorität hatte Rom dem normannischen Eroberer zu danken. Und auch in anderen Dingen erwies er sich als ein gehorsamer Sohn des Papstes. Er ließ den Peterspfennig beitreiben, verpflichtete seine streitlustigen Vasallen auf die Treuga Dei und unterstützte die Bischöfe in der Ausführung derselben nachdrücklich; aller Wege zeigte er sich rechtgläubig und sehr eifrig in frommen Werken. Aber sein Gehorsam gegen Rom hatte doch eine scharf gezogene Grenze. Jede Anforderung, sich als Vasallen des apostolischen Stuhls zu bekennen, wies er mit Entschiedenheit ab. So groß Lanfranks Einfluß auf ihn war, dahin brachte er Wilhelm niemals, den Lehnseid dem Papste zu schwören. Aber nichtsdestoweniger sah ihn die Kurie immer als einen mit der Fahne belehnten Vasallen des heiligen Petrus an, wenn auch als einen ungehorsamen Dienstmann, und Hildebrand, der ihn so sehr begünstigt, hielt ihn wohl später für den undankbarsten aller Fürsten.

Mit Entrüstung erfüllt es, daß damals Nichts von deutscher Seite geschah, um ein stamm- und blutsverwandtes Volk vor Ueberwältigung zu schützen. Man glaube nicht, daß die Bedeutung des sich in England vollziehenden Ereignisses nicht in unseren Ländern gefühlt wurde. So selten die Annalisten sonst die Vorgänge außerhalb des Reiches berühren: hier schweigen sie nicht und verrathen die Erregung, in welche Wilhelms Eroberung die Gemüther versetzte. Nur am königlichen Hofe sah man ihr mit absonderlicher Gleichgültigkeit zu. Und doch war, selbst wenn der Hof keine Sympathien für sächsisches Blut hegte — dem jungen König mindestens waren sie kaum zuzutrauen —, unschwer zu begreifen, daß das deutsche Reich seinen ganzen Einfluß auf den Westen

einbüßte, indem es England den Franzosen zur Beute ließ. Welche Wege einzuschlagen waren, hatte Kaiser Heinrich III. deutlich gezeigt. Nicht nur hatte er sich mit König Edward verbündet, sondern auch die Rückkehr eines Neffen des Königs, der seit langen Jahren im Exil in Ungarn lebte, vermittelt. Dies war Edward, der Sohn König Edmunds, die letzte Hoffnung des absterbenden Königshauses*). Leider war derselbe bald nach seiner Rückkehr gestorben; aber er hatte einen Erben hinterlassen, Edgar mit Namen, den Sohn einer deutschen Mutter, der mehr als sechszig Jahre die Zeit der Eroberung überlebt hat. Obschon Edgar damals minderjährig war, hätte das deutsche Reich sich doch seiner Ansprüche annehmen müssen; sie waren rechtlich begründet, und es fehlte in England selbst nicht an einer Partei, die zu dem jungen Fürsten hielt. Mindestens schien dies das einzige Mittel, um das deutsche Interesse zu wahren, und die Politik Ottos des Großen und Heinrichs III. wäre sonder Zweifel diese und keine andere gewesen.

Der Eroberer war in der That nicht ohne Besorgniß, daß ihm der deutsche Hof in den Weg treten könnte. Er hatte deshalb kurz vor dem Angriff ein Freundschaftsbündniß mit König Heinrich geschlossen, und Anno, der eben wieder zur Macht gelangte, scheint Alles aufgeboten zu haben, das Bündniß zu erhalten und zu befestigen. Aber auch, als Adalberts Einfluß später von Neuem stieg, blieb das gute Vernehmen mit Wilhelm: wissen wir doch, daß der Bremer Erzbischof selbst als Vermittler zwischen dem Normannen und dem Dänenkönig eintrat. In der flandrischen Sache verband dann sogar scheinbar ein gemeinsames Interesse den deutschen Hof mit dem Eroberer, der sich seiner Schwägerin Richilde gegen Robert den Friesen annahm. Aber endlich ergriff Heinrich doch Furcht vor der normannischen Uebermacht. Es war im Frühjahr 1074, als sich das Gerücht verbreitete, daß Wilhelm mit einem großen Heer gegen die deutschen Grenzen anrücke und sich der Kaiserstadt Aachen bemächtigen wolle; man beschuldigte Anno ihn durch große Versprechungen zu einem solchen Unternehmen bewogen zu haben. Das Gerücht erwies sich als unbegründet, aber doch mag damals dem König klar geworden sein, wie gefahrvolle Wege seine Rathgeber ihm gewiesen hatten.

---

*) Edward, Edmunds Sohn, war mit einer Verwandten Kaiser Heinrichs II. vermählt; sie hieß Agathe und war vielleicht eine Tochter Bruns, des nachherigen Bischofs von Augsburg.

Wichtige Ergebnisse der Verbindung zwischen Rom und den französischen Großen standen in Spanien zu erwarten, und die folgenreichsten Resultate derselben lagen bereits in England vor. Schon geschah Nichts von Bedeutung im Westen Europas, ohne daß der Papst befragt wurde, ohne daß er mitrathend, mithelfend, oft entscheidend eintrat. Es ist schwer zu entscheiden, ob sein kirchlicher oder sein politischer Einfluß hier größer war; beide unterstützten einander, hoben sich gegenseitig, steigerten sich in immer wachsendem Maße. Unleugbar hatten einst auch die deutschen Kaiser tief in die Verhältnisse des Westens eingegriffen: niemals aber hatten sie hier eine gleiche Autorität gewonnen, niemals so energisch das Leben der romanischen Nationen ergriffen, wie jetzt das Papstthum.

Schon seit einem Jahrhundert waren auch die östlichen Reiche der Slaven und Magyaren in den Gesichtskreis der römischen Kurie getreten, und in den Zeiten Stephans des Heiligen und Boleslaw Chrobrys schienen wohl die zuletzt bekehrten Heiden die ergebensten Söhne des Nachfolgers Petri zu werden. Welche Hoffnungen erweckte der Czeche Adalbert! Aber sie erfüllten sich nicht. Die großen Erschütterungen, welche alsbald jene Reiche erlitten, lösten auch ihre kirchlichen Ordnungen auf und stellten selbst den Bestand des Christenthums hier noch einmal in Frage. Wenn sich nun auch die christliche Religion endlich siegreich behauptete, blieb die kirchliche Organisation doch in großer Verwirrung, und die Verbindungen mit Rom hörten fast ganz auf. Nirgends war hier der Boden bereitet, um eine Saat zu empfangen, wie sie das Papstthum im Westen ausgestreut hatte. Hier gab es keine bahnbrechenden Cluniacenser, keine Legaten Roms; hier hörte man wenig oder nichts von den Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe; hier kannte man keine Treuga Dei. Auch konnte Rom hier keinen politischen Einfluß festhalten, so lange der deutsche Hof den Osten beherrschte, und mindestens hierin waren die Vormünder des Königs den Traditionen früherer Zeiten gefolgt.

Aber so ungünstig die Lage der Dinge der päpstlichen Kurie hier war, ließ sie den Osten nicht aus den Augen. Die klarsten Beweise liegen vor, daß sie sich hier ebenso eifrig bemühte ihren kirchlichen Reformen Bahn zu brechen, wie den deutschen Einfluß zu beseitigen. Nicht zum geringsten Theil ruhte derselbe, wie wir wissen, auf der Lehnsab-

hängigkeit, in welche Ungarn gerathen war, und die Verhältnisse dieses Reichs mußten der Kurie, seit ihr die Kaiserin Agnes nahe stand, mehr als hinreichend bekannt sein. Die Kaiserin selbst konnte kaum ein größeres Interesse haben, als die bestehenden Zustände in Ungarn zu erhalten, an denen das Wohl und Wehe ihrer Kinder hing. Trotzdem und trotz ihres Einflusses auf die Cardinäle geschah Alles in Rom, um eine Umwälzung im ungarischen Reiche herbeizuführen. Man machte König Salomo den schwersten Vorwurf daraus, daß er sein Reich von den Deutschen zu Lehen genommen, und trat bald mit der Behauptung hervor, daß der heilige Stephan unmittelbar Ungarn dem Stuhle Petri unterworfen und Kaiser Heinrich III. dies anerkannt habe; man ging sogar mit Herzog Geisa, dem alten Widersacher des Königs, eine vertraute Verbindung ein. Zu verwundern ist nur, daß die Kurie nicht auch Boleslaw von Polen, dem rücksichtslosesten Gegner der Deutschen, sogleich die Hand zum Bunde reichte. Aber der kirchliche Verfall war in Polen so groß und Boleslaw zeigte in seinem kriegerischen Treiben so wenig Neigung zu geistlichen Dingen, daß Rom wohl Anstand nehmen konnte sich ihm zu nähern. Erst im Jahre 1075 schickte der Pole Gesandte nach Rom, und man beeilte sich dann Legaten abzusenden, um die kirchlichen Verhältnisse seines Landes zu ordnen.

Die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen unterhielt Rom damals mit Böhmen, wo die Kirche von den politischen Bewegungen am wenigsten berührt worden war. Die Söhne Herzog Bretislaws hatten immer die Verbindung mit den Päpsten erhalten und Spitihnew sogar bei Nicolaus II. um eine besondere fürstliche Auszeichnung nachgesucht, die er wunderbarer Weise in einer Bischofsmitra erhielt; er hatte sich dafür zu einem Census von hundert Mark Silber verstanden. Herzog Wratislaw wurde derselbe Ehrenschmuck von Alexander II. ertheilt, auch scheint er von Beginn seiner Regierung an denselben Census gezahlt zu haben. Aber trotz dieser Auszeichnungen des Herzogs blieb die unmittelbare Einwirkung Roms auf die böhmische Kirche sehr beschränkt, bis die ärgerlichen Streitigkeiten Wratislaws mit seinem Bruder Jaromir ausbrachen und der Kurie erwünschte Gelegenheit zum Einschreiten boten. Jaromir, ein junger Mann voll Keckheit und Lebenslust, war sehr gegen seinen Willen in den geistlichen Stand getreten. Nur die Aussicht auf das reiche Bisthum Prag hatte ihn endlich dazu vermocht. Um so mehr entrüstete er sich deshalb, als sein Bruder einem deutschen Kapellan das

erledigte Bisthum zuwenden wollte. Die Czechen nahmen sich Jaromirs an, und Wratislaw mußte, der Volksstimme gehorchend, Prag schließlich doch dem Bruder überlassen. Jaromir erhielt dann in Mainz von König Heinrich die Investitur, von Erzbischof Siegfried die Weihe, bei der man seinen dem Klerus auffälligen slawischen Namen mit dem deutschen Gebhard vertauschte (1067). Es war vorauszusehen, daß der Friede zwischen den Brüdern sich nicht lange erhalten würde, zumal Wratislaw einige Jahre zuvor zum großen Verdruß der Prager Kirche das Bisthum Olmütz hergestellt hatte, wodurch Prag eine nicht geringe Einbuße an Zehnten und Landbesitz erlitt. Die dafür vom Herzog gewährten Entschädigungen schienen an sich Jaromir nicht genügend und wurden überdies nicht genau nach dem Abkommen geleistet. Der neue Bischof war nicht der Mann vieler Worte; er liebte und brauchte Gewalt. Mit bewaffneter Hand besetzte er die Burg Podewin, um welche der Streit sich hauptsächlich drehte, und überfiel dann den Bischof von Olmütz in seiner Stadt, wo er ihn auf die unwürdigste Weise mißhandelte. Inzwischen hatte sich der Herzog mit Beschwerden nach Rom gewandt und Papst Alexander begierig die Gelegenheit ergriffen, einen Legaten nach Böhmen zu senden (1072).

Das herrische Auftreten dieses Legaten — sein Name war Rudolf — machte unter den Czechen das größte Aufsehen. Er berief alle Großen des Landes und den gesammten Klerus zu einer Synode, und da sich Jaromir nicht stellte, sprach er ohne Zaudern über ihn den Kirchenbann aus. Die Czechen murrten laut und zwangen den Legaten das Urtheil zu mildern. Aber Jaromir blieb doch vom Amt suspendirt. Höchlich entrüstet verließ er die Heimath und wandte sich schutzflehend an seinen Metropoliten, den Erzbischof von Mainz, auf dessen und seiner Mitbischöfe Gericht er sich von Anfang an berufen hatte. Siegfried von Mainz, den das unmittelbare Einschreiten Roms in seine Kirchenprovinz mit Recht erbitterte, versprach ihm Schutz und trat in der That mit besonderem Ernst gegen Rom auf. Aber auch diesmal zeigte er im Widerstande wenig Beharrlichkeit; er ließ sich die stärksten Zurechtweisungen von Rom gefallen und gab seinen Schützling auf, dem nun kein anderer Ausweg blieb, als in Rom um Verzeihung zu bitten, um seine Suspension rückgängig zu machen. Die Sache endete mit einem vollständigen Siege der römischen Kirche, und schon im Jahre 1073 fing man an die Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe auch in Böhmen zur Anwendung zu bringen.

Offenbar zeigte sich Wratislaw von Böhmen dem Papstthum in hohem Maße willfährig; wenn er nichtsdestoweniger mit großer Treue zu den Deutschen hielt, so beweist dies, wie wenig die Gegensätze, welche sich zwischen dem Papstthum und Kaiserthum herausbildeten, damals schon in die Augen sprangen. Auch ein König des scandinavischen Nordens, der sich offen dem deutschen Einfluß hingab, trug deshalb nicht das geringste Bedenken der Kurie eine Dienstwilligkeit ohne Gleichen zu zeigen. Es war Svend Estrithson von Dänemark. Wie kampfbewegt war einst seine Jugend gewesen! Wo gab es ein Gestade im Nordland, wo er nicht seine Waffen erprobt hatte! Aber er war jetzt längst des Schwerterspiels müde, und nicht einmal Wilhelms Angriff auf England hatte ihn wieder auf die Dauer in den Harnisch gebracht. Der alternde König lebte am liebsten in den Werken der Mission, und diese seine Thätigkeit war für die Kirche kein geringes Glück, da sie damals bei den anderen Fürsten Scandinaviens kaum irgendwo Schutz fand. Schon um der ihm so theuren Mission willen mußte Svend mit Bremen wie mit Rom ununterbrochene Beziehungen erhalten, und hier wie dort war er gleich geehrt. Die Bremer priesen den kirchlichen und klugen König, so sehr seine Trunksucht und Fleischeslust ihnen auch anstößig war, und nicht minder erhob ihn Hildebrand wegen seiner Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl. Papst Alexander forderte einst ihn auf, den Peterspfennig von seinem dänischen Reiche zu zahlen: wir wissen nicht, ob er dieser schlecht begründeten Forderung Folge gegeben hat. Aber bezweifeln läßt sich kaum, daß Svend zu Zeiten die größte Neigung verrieth, sein Reich ganz dem Schutze des heiligen Petrus zu befehlen und eine förmliche Oberlehnsherrlichkeit Roms über Dänemark anzuerkennen: er hätte schwerlich dadurch gegen König Heinrich und die Deutschen feindlich zu handeln geglaubt.

So wenig der Böhme und Däne ahnen mochten, wie sie Rom vor Allem dem deutschen Einfluß entziehen wollte, so bestand nichtsdestominder die Absicht. Was im Norden und Osten durch Hildebrand und seine Freunde geschah, diente demselben großen Plan, den sie im Westen und Süden verfolgten. Alles lief darauf hinaus, die deutsche Kaisermacht von ihrer Höhe zu stoßen, um an ihre Stelle die Herrschaft der römischen Kirche zu setzen. Mit dem vollsten Bewußtsein, mit scharfer Berechnung und unermüdlicher Thätigkeit verfolgte man in Rom diesen

Plan und errang eben deshalb in so kurzer Frist namhafte Erfolge. Aber Nichts erleichterte Roms Fortschritte mehr als die Sorglosigkeit des deutschen Hofes. So erfahrene Männer, wie Anno, Adalbert und andere Bischöfe waren, sahen sie doch nicht oder wollten nicht sehen, wie alle Fundamente der kaiserlichen Macht allmählich untergraben wurden; überdies waren diese Bischöfe sämmtlich mehr oder weniger in die Netze eines kirchlichen Systems verfangen, aus dem Hildebrands Anhänger nur die letzten Consequenzen zogen. Den weltlichen Großen war jede Schwächung der kaiserlichen Gewalt nur zu erwünscht; in ihrer Kurzsichtigkeit erkannten sie nicht, wie viel sie mit einem starken Kaiserthum für alle Folge aufgaben. Der junge König selbst war in die unklarsten Verhältnisse zu Rom gleichsam hineingewachsen, aus denen er selbst unter günstigeren Verhältnissen kaum einen Ausweg gefunden hätte.

Allerdings scheint ihm schon früh klar geworden zu sein, wie er nicht mehr in der Stellung seines Vaters zum römischen Bisthum stand, wie eine kaum noch zu bewältigende Macht im Papstthum sich gegen ihn erhob. Aber er war selbst schon unter dem Einfluß der kirchlichen Reformen erzogen, und die Autorität des apostolischen Stuhls imponirte ihm nicht wenig, zumal sie mit der Autorität seiner geliebten Mutter im Bunde war. So hemmend die päpstliche Kurie seinen leidenschaftlichen Regungen öfters in den Weg trat, fesselten ihn Bande an sie, die zu zerreißen er kaum den Muth in sich fühlte. Für die Absichten Hildebrands und seiner Anhänger kam Alles darauf an, wie sich ihr persönliches Verhältniß zu Heinrich gestalten würde. Gelang es ihnen des Königs aufstrebenden Sinn niederzuhalten und sich dienstbar zu machen, so war Aussicht, Roms Weltherrschaft auf friedlichem Weg zu begründen; gelang dies nicht, so mußten sie sich in einen Kampf stürzen, dessen Verwickelungen nicht zu berechnen waren, wenn sie auch den schließlichen Sieg für gesichert hielten.

Heinrich hatte sich bisher nichts weniger als störrisch gegen Rom gezeigt. Weil der Papst es verlangte, setzte er eine ihm aufgedrungene Ehe fort. Der Verkehr der Bischöfe seines Reichs mit Rom war ganz unbehindert. Ernsteren kirchlichen Bestrebungen ist er nirgends hemmend entgegengetreten. Wohl hat er sich öfters an Kirchengut vergriffen, auch kirchliche Aemter verkauft — er selbst bekannte es später —, aber die Schuld traf mehr seine Genossen und Rathgeber als ihn persönlich. Und auch bei solchen Ueberschreitungen der kanonischen Bestimmungen

zeigte er sich nachgiebig, wenn er einem entschiedenen Widerstande begegnete. Dies zeigte vor Allem der Konstanzer Handel, der damals das größte Aufsehen machte.

Als im Jahre 1069 das Bisthum Konstamz erledigt wurde, übergab es der König einem Magdeburger Domherrn, Karl mit Namen, der bei ihm besondere Gunst genoß und deshalb schon früher zum Propst auf der Harzburg bestellt war. Die Konstanzer, die gern einen aus ihrer Mitte auf den Bischofsstuhl erhoben hätten, waren unzufrieden und erhoben gegen Karl Beschwerden in Rom. Namentlich beschuldigten sie ihn der Simonie, und in der That hatte er einige Hofleute bestochen, damit sie seine Bewerbung um das Bisthum unterstützten. Als Erzbischof Siegfried Ostern 1070 in Rom war, befahl ihm deshalb der Papst ausdrücklich, Karl die Weihe zu versagen; denselben Befehl wiederholte bald darauf noch einmal eine päpstliche Gesandtschaft. Inzwischen aber drängte der König in den Erzbischof, den von ihm ernannten Bischof zu weihen, und empfand dessen Zögern sehr übel. Eine Synode, welche nach dem Willen des Papstes über Karls Schuld oder Unschuld entscheiden sollte, war wegen der kriegerischen Zustände in der Mainzer Provinz nicht zu Stande zu bringen, und Siegfrieds Lage wurde um so peinlicher, da das Gerücht verbreitet war, der König wolle Karl nach Rom senden und dort vom Papst selbst weihen lassen. Dies mußte Siegfried um jeden Preis abzuwenden suchen und betrieb endlich mit allem Eifer die Synode. Am 15. August 1071 trat sie in Mainz wirklich zusammen. Die Sache hatte schon ein solches Interesse erweckt, daß der Papst die Erzbischöfe Gebhard von Salzburg und Udo von Trier zu seinen Legaten für die Synode ernannte und König Heinrich selbst nach Mainz kam.

Die beiden ersten Tage der Synode verliefen, ohne daß man die Sache Karls angriff; offenbar geschah es auf Betrieb des Königs, der die Bischöfe gewinnen und für Karl stimmen wollte. Am dritten Tage in der Frühe begaben sich endlich die geistlichen Herren zu Heinrich und beschworen ihn der Gerechtigkeit nicht länger hindernd entgegenzutreten. Der König nahm dies gegen seine sonstige Weise ruhig und sogar gnädig auf, versicherte auf das Bestimmteste, daß er seine Hand in dieser Sache rein gehalten, aber nicht wisse, was Karl mit seinen Hofleuten und Vertrauten abgemacht habe; sollte derselbe gefehlt haben, so werde er, der König, das Urtheil der Kirche nicht hemmen. Er besuchte darauf

selbst die dritte Sitzung der Synode, und in seiner Gegenwart erhoben nun die Konstanzer die ärgsten Beschuldigungen gegen Karl. Der Angeklagte suchte sich zu rechtfertigen, und die Verhandlungen dehnten sich so aus, daß sie endlich wegen Eintritts der Nacht abgebrochen werden mußten. Der folgende Tag brachte eine unerwartete Entscheidung. In der Frühe desselben gab Karl freiwillig Ring und Stab dem Könige zurück; wohl weil er den üblen Ausgang seiner Angelegenheit voraussah und einem ihn verurtheilenden Spruch zuvorkommen wollte. Den Bischöfen blieb Nichts übrig als der Triumph, den König und seinen Günstling zur Nachgiebigkeit gebracht zu haben: sie beschlossen durch ein Schriftstück diesen ihren Sieg zur Kenntniß aller folgenden Zeiten zu bringen. Der merkwürdige Synodalbericht ist in der That bis auf unsere Tage gekommen und beweist vor Allem, daß der König nicht in dem Grade ein Verfolger der kirchlichen Reformbestrebungen war, wie seine Widersacher glauben machen wollten. Er gab sogar in einer Sache nach, die ihn persönlich betraf und deren Durchführung er lange mit Eifer betrieben hatte. Allerdings erreichten auch die Konstanzer bei dem Handel nicht, was sie beabsichtigten. Ihr Bisthum übergab der König dem Domherrn Otto von Goslar und sorgte dafür, daß dessen Weihe alsbald erfolgte. Karl kehrte nach Magdeburg zurück und starb bereits nach wenigen Monaten.

Nicht minder nachgiebig zeigte sich der König in der Sache des Bamberger Abts Robert, der sich durch Simonie die berühmte Abtei Reichenau zu verschaffen gewußt hatte. So bestimmt versichert wird, daß der König selbst von dem Abte Geld genommen habe, findet sich dafür kein zuverlässiges Zeugniß, aber die Umgebung des Königs war abermals bestochen. Auch hier gingen Klagen nach Rom. Wiederholt wurde Robert dorthin beschieden, um sich zu rechtfertigen, aber stellte sich nicht. Deshalb traf ihn der Bann des Papstes, der zugleich alle Verfügungen des Abts über die Kirchengüter cassirte. Robert fühlte, daß seine Stellung unhaltbar wurde, zumal der König selbst in ihn drang der Abtei zu entsagen. Im Jahre 1072 gab er den Hirtenstab zurück und kehrte nach Bamberg heim. Zwei Jahre später erhielt er durch den Bamberger Bischof die kleine, von diesem abhängige Abtei Gengenbach an der Kinzig, wo er nach kurzer Zeit bei einem Streit mit einem Ministerialen des Klosters erschlagen wurde. Der Rücktritt Roberts hatte übrigens die Streitigkeiten in Reichenau nicht beendet. Die Herren, welche von dem

gebannten Abt Güter erhalten hatten, wollten dieselben nicht ausliefern, und neue Klagen ergingen aus der Abtei nach Rom; auch wurde für dieselbe vom König kein neuer Abt bestellt. Erst im Jahre 1074 kamen die Sachen zu einem gewissen Abschluß. Damals wurde der Bann über jene widerspenstigen Herren vom Papst ausgesprochen, und er selbst weihte einen neuen Abt. Es war ein Mönch des Klosters, mit Namen Eckard, welcher der strengsten Richtung folgte. Der König legte dem Allen unseres Wissens kein Hinderniß in den Weg.

Und doch kam es zum offenen Bruch zwischen Rom und dem königlichen Hofe. Nicht sowohl die deutschen als die italienischen Angelegenheiten führten ihn herbei, vor Allem der Streit über die Besetzung des Mailänder Bisthums.

Es ist erzählt worden, wie Rom Alles aufbot, die Wahl Attos in Mailand trotz seiner erzwungenen Entsagung durchzusetzen, und Nichts unterließ, um Gottfried, den Ernannten des Königs, zu beseitigen*). Der Papst hatte deshalb selbst an König Heinrich geschrieben und ihn beschworen, den Mailändern einen Bischof „nach göttlichem Recht" zu vergönnen, wie alle Abneigung gegen die Kirche aus seinem Herzen zu bannen. Aehnliche Rathschläge scheint damals auch Hildebrand gegeben zu haben, der später Gewicht darauf legte, daß er schon als Diakon den König von den gefährlichen Pfaden abzubringen versucht habe, auf welche er durch schlechte Rathgeber gekommen. Größere Wirkung als von diesen Ermahnungen mochte man von Erlembalds bewaffneten Schaaren und dem Banne hoffen, welchen der Papst auf einer Synode gegen Gottfried und dessen Anhänger ausgesprochen hatte. Aber diesmal zeigte der König doch auch Rom gegenüber eine ungewöhnliche Festigkeit. Es war gewiß nicht Abneigung gegen die Kirche, wenn er sein Investiturrecht in Mailand mit aller Entschiedenheit festhielt, sondern vielmehr die Einsicht, daß an diesem Recht zum großen Theil seine Macht in der Lombardei hing. Seine Räthe bestärkten ihn in dieser Meinung, und konnten kaum anders. Er gab daher Befehl trotz des Bannes Gottfried zu weihen und sandte einen seiner Vertrauten, Rapoto mit Namen, über die Alpen, um den Befehl zur Ausführung zu bringen. Im Anfange des Jahres 1073 versammelte Rapoto

---

*) Vergl. oben S. 181.

die lombardischen Bischöfe zu Novara, erklärte ihnen die Absichten des Königs und ließ den gebannten Gottfried weihen.

Ein solches Verfahren des Königs hatte man in Rom nicht erwartet. Der Papst und Hildebrand sahen in den Vorgängen von Novara eine verwegene Herausforderung der Autorität des heiligen Petrus und waren entschlossen ihr zu begegnen. Auf der nächsten Fastensynode sprach der Papst über mehrere Räthe des Königs den Bann aus, weil sie ihn von der Einheit der Kirche zu trennen suchten. Wir wissen nicht, welche Räthe der Bann traf: aber offenbar waren es die, welche nach Annos Entfernung den meisten Einfluß am Hofe gewonnen hatten. Ausdrücklich wird berichtet, daß die Kaiserin zu diesem Schritte gerathen habe, und schwerlich werden auch Herzog Rudolf und Erzbischof Anno ohne Einfluß auf ihn geblieben sein. Anno stand damals mit Rom in ununterbrochenem Briefwechsel, und wir besitzen eines seiner Schreiben, in welchem er die Zustände des Hofes als die unwürdigsten schildert.

Der Papst kann auch jetzt noch kaum Anderes bezweckt haben, als den König von seinen Rathgebern zu trennen, ihn gefügiger gegen die Vorschriften der römischen Kirche zu machen und namentlich in der mailändischen Sache zur Nachgiebigkeit zu zwingen; der Papst selbst, Hildebrand und die Kaiserin konnten unmöglich einen offenen Kampf gegen den König hervorrufen wollen. Doch ließ der erste Erfolg des Banns keine Nachgiebigkeit des Königs erkennen. Die Räthe blieben in seiner Nähe, und er hielt auch an Gottfried fest, der in Mailand sogar wieder weiteren Boden gewann, obschon er niemals der Pataria Herr werden konnte. Schon sah man sich in Rom genöthigt den König selbst halb und halb als einen Gebannten zu behandeln und den Verkehr mit ihm zu unterbrechen. Wie wenig man den Kampf auch wünschte, er konnte unvermeidlich werden. Und auf welche Unterstützung hatte dann die römische Kirche in Deutschland zu zählen?

Die Lage der Dinge war hier anders als in den romanischen Ländern. Die deutsche Kirche hatte Rom gegenüber seit einem Jahrhundert einen nicht geringen Grad von Selbstständigkeit behauptet. Es lag dies theils in der herrschenden Stellung der Deutschen, theils in dem Zusammenhang, in welchem die Bischöfe durch die Investitur und ihre ganze Lage mit dem Königthum standen. Römische Legaten erschienen selten in Deutschland und galten hier wenig. Von den Reformen waren die Bisthümer bisher nicht sehr tief berührt worden. Heinrich III. hatte

allerdings die Simonie mit Erfolg bestritten, aber gerade unter der Vormundschaft hatte sie wieder gewaltig um sich gegriffen; gegen die Priesterehe war kaum noch ein ernstlicher Angriff gemacht. Ebensowenig war die Reformation des Mönchsthums durchgedrungen. Das alte Mönchswesen hatte sich gegen die neuen Klosterordnungen bisher wacker behauptet und nur in Lothringen Cluny bedeutende Erfolge erzielt. Am wenigsten war der Laienstand von den kirchlichen Vorstellungen der Zeit ergriffen. Die Treuga Dei mit ihren bischöflichen Gerichten und ihren Kirchenstrafen kannte man noch kaum: es galten beschworene Landfrieden, wie sie kürzlich die Thüringer unter sich und in Sachsen der König selbst aufgerichtet hatten. Kirchliche Beweggründe hatten die Deutschen wohl früher in den Kampf geführt, als die Kaiser sich der Mission annahmen: mit dem Missionseifer war auch die Begeisterung für religiöse Kämpfe erlahmt. Man hatte das Heidenthum im Wendenlande nahe genug, aber die Kriege gegen dasselbe erregten wenig Enthusiasmus. So waren die Fundamente für ein päpstlich-hierarchisches Regiment hier noch schwach befestigt.

Rom kannte recht wohl diese Schwäche und suchte festere Grundlagen für seine Herrschaft zu gewinnen. Vor Allem zählte es da auf die reformirten Klöster. Wir wissen, wie Anno italienische Mönche aus Fructuaria nach Siegburg verpflanzte. Sein Beispiel fand Nachahmung: bald wetteiferten die deutschen Bischöfe und Fürsten aus Italien und Frankreich Mönche für die Reformation ihrer Klöster zu gewinnen. Lambert lernte die Ordnungen der fremden Mönche in Siegburg kennen. So sehr er von der Lebensanschauung, auf welcher die Reformen ruhten, selbst ergriffen war, bekennt er doch, daß die alten Bräuche mit der Regel des heiligen Benedict besser übereinstimmten als die Neuerungen. Aber die fremden Mönche gewannen bald die Meinung des Tages für sich. Fürsten und Volk hielten sie für Engel, nicht für sterbliche Menschen, für geistige Wesen ohne die Gebrechen des Fleisches. Durch Franken, Thüringen und Sachsen brachen sich die Klosterreformen Bahn und ergriffen bald auch Schwaben. In dem vom Grafen Adalbert von Calw hergestellten Kloster Hirschau wurde jener Wilhelm zum Abt bestellt (1069), der dann die Ordnungen der Cluniacenser in allen Klöstern am Schwarzwald und weithin über das südliche Deutschland verbreitete. Hirschau wurde das Haupt einer ausgedehnten Klostercongregation, gleichsam ein deutsches Cluny, und in dieser Congregation fand Rom bald seine willigsten Diener.

Niemand war geeigneter eine religiöse Stimmung zu nähren, die Roms Tendenzen entgegenkam, als diese reformirten Mönche. Und nicht weniger wirkte die Wundersucht, welche mehr als je das Volk zu beherrschen anfing. Es hungerte gleichsam nach überirdischen Erweisungen, und sein Hunger wurde gestillt. Zeichen und Wunder folgten sich in Deutschland rascher als jemals. In Lüttich regten sich die Reliquien des heiligen Remaclus; in Tholey geschahen Heilungen am Grabe jenes Konrad, den Laienhände erschlagen hatten; in Nürnberg kam die Verehrung des heiligen Sebald, in Hasungen die des heiligen Hemerad auf. Das Volk strömte zu den wunderreichen Stätten und durchdrang sich hier mit Gefühlen, welche es den hierarchischen Bestrebungen Roms mit Gewalt zutrieben. Diese religiöse Erregung ergriff nicht nur die Massen, sondern auch die Bischöfe, den Adel und den König selbst.

Geistige Strömungen solcher Art lassen sich nicht geflissentlich erzeugen, aber leiten und benutzen: und diese Kunst hat Rom damals, wie oft in der Folge bewiesen. Nur bei einer Stimmung der Gemüther, wie sie sich eben verbreitete, konnte es Angriffe auf die Selbstständigkeit des deutschen Klerus wagen, die in den Zeiten eines Willigis und Aribo unfehlbar zu einer Kirchenspaltung geführt haben würden. Wir wissen, welche Demüthigungen ein Anno erfuhr, obschon er dem Papstthum die wichtigsten Dienste geleistet. Nie hatte ein Mainzer Erzbischof eine unterwürfigere Sprache gegen den Nachfolger Petri geführt als Siegfried, und doch mußte er sich immer neue Eingriffe in seine bisher unbestrittenen Rechte gefallen lassen. Hermann von Bamberg, vor dem Richterstuhl des Papstes verklagt, rettete nur mit genauer Noth seine Stellung. Karl von Konstanz wich dem Zorn Roms und gab seinen Bischofsstab zurück. So wuchs mehr und mehr der kirchliche Einfluß des Papstthums in Deutschland, und dieser kirchliche Einfluß war zugleich ein politischer von unberechenbarer Bedeutung.

Kam es daher zum Kampf mit Heinrich, so konnte es Rom auch in Deutschland an einem Anhang nicht fehlen; um so weniger, als das Regiment des Königs nichts weniger als beliebt war, als die ersten Fürsten des Reichs mit dem Hofe in andauernden Zerwürfnissen lebten, ein Theil der hohen Geistlichkeit mißvergnügt war und ein allgemeiner Aufstand in Sachsen drohte. Von den Fürsten des Reichs stand mindestens einer, Rudolf von Schwaben, der päpstlichen Curie nahe genug, und unter den Bischöfen unterhielt der kräftigste und geachtetste, Anno von

Köln, mit ihr die unmittelbarsten Beziehungen. So hatte sie auch hier bereits Verbindungen geschlossen, an welche sich große Hoffnungen knüpften.

Das Papstthum stand nicht nur inmitten der italienischen Bewegung, sondern beeinflußte auch die gesammte Entwickelung der abendländischen Welt. Was die universellen Tendenzen des Kaiserthums seit zwei Jahrzehnden an Boden verloren, das und mehr hatten die hierarchischen Bestrebungen der römischen Kirche gewonnen. Schon übersah man vom Lateran die Weltlage um Vieles leichter als von dem Kaiserpalast zu Goslar, und Hildebrand hatte für sie einen scharfen, überaus geübten Blick. Nur darin irrte er sich, daß er dem jungen König, auf dem die Erbschaft des Kaiserthums ruhte, weniger Klugheit, Selbstgefühl und Festigkeit zutraute, als er besaß. Wir wissen, der Mönch hatte dem Kaiser der Zukunft, wenn er sich gutwillig der Macht der Kirche beugen würde, eine hervorragende und glänzende, wenn auch dem Nachfolger Petri untergeordnete Stellung zugedacht: aber Heinrich war zu sehr der Sohn seines Vaters, um sich in einer zweiten Stelle zu befriedigen. Mochte seine Erbschaft zerstreut oder zerrütten sein, er kannte sie, kannte sein Recht und fühlte sich Mann genug, das Seine nicht in fremder Hand zu belassen. Ohne einen Kampf mit Rom durfte er es freilich nicht zu gewinnen hoffen, und diesen Kampf hat er nicht minder gescheut, als ihn die Curie scheute. Wie man ihm Nachgiebigkeit zutraute, hat er sie auf der anderen Seite von den Priestern erwartet. Man täuschte sich auf beiden Seiten nur allzusehr, wie die Folge zeigte.

Petrus Damiani sah die neuen Zerwürfnisse zwischen Rom und dem Könige nicht mehr. Bei seinen Vorstellungen über das Verhältniß des Kaiserthums zur Kirche hatte ihn der unbeschränkte Einfluß Hildebrands auf die Geschäfte mit Mißtrauen erfüllt; nicht geringe Besorgnisse erregte ihm die politische Richtung, welche der Archidiakon immer bestimmter dem Papstthum gab. Er beklagte die geistige Tyrannei, die Hildebrand über den Papst übte, und machte seinem Unmuth in beißenden Epigrammen wie die folgenden, Luft:

Ehr' ich den Papst nach Gebühr, so beug' ich vor dir mich zum Staube;
Denn ihn machst du zum Herrn, doch er erhebt dich zum Gott.

Willst du leben in Rom, so künde es laut auf den Gassen:
Mehr als des Herrn Papsts Gnade vertrau' ich der Gnade des Papstsherrn.

Auch wohl in schlimmeren Ausfällen, als solchen Geistesspielen, hat er seiner Erbitterung Ausdruck gegeben. Aber wie wenig er Hildebrands Absichten theilte, in seinem Eifer für die kirchlichen Reformen erlahmte er niemals. Gegen Simonisten und verheirathete Priester war er stets auf dem Platze, und noch seine letzte Reise nach seiner Vaterstadt Ravenna hatte die Durchführung der Reformen zum Zweck.

Auf der Rückreise starb Petrus am 23. Februar 1072 zu Faenza am Fieber. Er war ein unvergleichlicher Vorkämpfer des reformirten Papstthums gewesen, durch Geist und Gelehrsamkeit eine Zierde der römischen Curie. Seine Schriften verrathen Witz, eine sehr lebendige Phantasie, südliches Feuer; es kennzeichnet sie ein genialischer Zug, der wenigen Schriftwerken jener Zeit eigen ist; auf die Litteratur des Mittelalters haben sie eine nachhaltige Wirkung geübt. Dem Schüler des heiligen Romuald folgte als Cardinalbischof von Ostia ein Cluniacenser: es war Gerald, ein Deutscher von Geburt, welcher als Lehrer der Domschule zu Regensburg vorgestanden hatte, ehe ihn sein Lebensgang über Cluny in das Collegium der Cardinäle führte.

Am 21. April 1073 starb auch Alexander II.; er endete in Rom, wenige Wochen nach dem Bannspruch über die königlichen Räthe. Nur elf Jahre saß er auf dem Stuhle Petri, aber sein Pontificat war überaus merkwürdig. Erst wurde ihm die Tiara unaufhörlich bestritten, mehr als ein Mal schien seine Lage hoffnungslos; dann aber befestigte er sich in der Gewalt und gewann größere Erfolge, als alle seine Vorgänger. Unter ihm wurde das reformirte Papstthum eine selbstständige Macht und erlangte bereits eine Autorität, der kaum noch eine andere zu vergleichen schien. Freilich war das Gewonnene weniger ihm, als Hildebrand in Rechnung zu bringen. Mochte der Archidiakon auch klagen, daß Manches wider seinen Willen der Schwäche des Papstes entlockt sei, er war doch die Seele der römischen Politik gewesen, und Niemand konnte läugnen, daß er sie eben so klug wie glücklich geleitet hatte.

11.

Hildebrand als Papst Gregor VII.

Seit die kaiserliche Autorität in Rom geschwunden war, führte die Erledigung des päpstlichen Stuhls fast regelmäßig unruhige Auftritte in

der Stadt herbei. „Der Anstand," sagt Amatus von Monte Cassino, „ging verloren in Rom, seit die Macht der Deutschen verfiel, und wollte ich von den Vorgängen bei der Papstwahl reden, so müßte ich entweder lügen oder würde mir, wenn ich die Wahrheit sagen wollte, den Haß der Römer zuziehen." Ueberraschend war es daher, daß sich diesmal das Volk ruhig verhielt und Hildebrand die Geschäfte ohne Widerstand fortführen konnte. Unverzüglich ging er mit den Cardinälen wegen der Besetzung des päpstlichen Stuhls zu Rath und bestimmte ein dreitägiges Fasten und Betfest; sogleich nach demselben sollte die Wahl des neuen Kirchenhauptes erfolgen, welche er demnach in das freie Ermessen der Cardinäle stellen wollte.

So Hildebrands Anordnung. Aber die Wahl erfolgte nicht nach derselben, sondern ihr entgegen: schon am Tage nach dem Tode Alexanders II. wurde der Stuhl Petri aufs Neue besetzt, in jeder Beziehung auf ordnungswidrige Weise. Als man nämlich an diesem Tage in der Kirche des Lateran mit der Bestattung des abgeschiedenen Papstes beschäftigt war, entstand plötzlich ein wirres Zusammenströmen von Klerikern und Laien, von Männern und Weibern; man hörte aus der Menge den Ruf: „Hildebrand sei unser Bischof!" Hildebrand erschrak gewaltig; er wollte auf den Letner eilen, um den Tumult zu beschwichtigen. Aber der Cardinal Hugo der Weiße kam ihm zuvor. „Brüder!" — so redete er die Menge an — „Ihr wißt, wie seit den Tagen Leos IX. Hildebrand die heilige römische Kirche erhöht und unsere Stadt befreit hat. Da wir nun für das römische Bisthum weder einen besseren Mann, noch einen seines Gleichen finden können, wählen wir ihn, der in unserer Kirche geweiht, euch und uns wohlbekannt und in allen Dingen erprobt ist." So sprach Hugo gleichsam im Namen der Cardinäle, und in der That stimmten diese ihm zu mit dem Rufe: „Papst Gregor hat der heilige Petrus gewählt!" Sofort riß die aufgeregte Menge Hildebrand fort und führte ihn nach der Kirche S. Pietro in Vincoli am Esquilin, wo man ihn trotz heftigen Widerstrebens inthronisirte. Hier wurde auch das Wahldecret aufgesetzt, welches den Vorgang nicht ganz getreu darstellt. In demselben erscheinen die in S. Pietro in Vincoli versammelten Cardinäle als die Wähler, die niedere Geistlichkeit und das Volk als Zustimmende; die Wahl trägt hier einen Schein äußerer Ordnungsmäßigkeit, die ihr in Wahrheit fehlte.

Später ist die Meinung verbreitet worden, Hildebrand habe seine Wahl

durch Bestechung und Waffengewalt durchgesetzt. Man erzählte, es sei gleich nach Alexanders Tode Geld unter das Volk ausgestreut, die Thore, die festen Thürme und Brücken Roms, wie der Lateran seien mit Bewaffneten besetzt und der Hildebrand abgeneigte Theil des Klerus mit blanken Schwertern bedroht worden. Aber Nichts der Art ist geschehen. Diese Erzählungen sind lediglich Erfindungen, die freilich zum großen Theil von demselben Hugo herrühren, der damals der erregten Stimmung der Menge Worte lieh. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Wahl, wie sie erfolgte, ein unvorhergesehenes Ereigniß, der plötzliche Ausbruch einer einhelligen, allgemein verbreiteten Stimmung in Rom war. „Die Einmüthigkeit bei der Wahl,“ schreibt Abt Wilhelm von Metz, „war so groß, daß sich in der ganzen Masse des Volks Keiner fand, der sie nicht billigte.“ Kaum weniger zweifelhaft ist, daß eine so stürmische Erhebung Hildebrands Wünschen wenig entsprach. Dagegen ist die Frage, ob er nicht bei einem ruhigen Verlauf des Wahlgeschäfts diesmal die Tiara an sich zu bringen ernstlich gewünscht hat. Der Cardinal Hugo stand ihm damals so nahe, daß man sich schwer überzeugt, sein Auftreten habe mit Hildebrands innerster Neigung in schroffem Widerspruch gestanden. Wie dem auch sei, der Archidiakon sah, sobald jene tumultuarische Wahl erfolgt war, in ihr eine unmittelbare Berufung des Apostels, der er sich nicht entziehen dürfe. Er nahm sogleich den Namen Gregor VII. an und zögerte keinen Augenblick das Kirchenregiment in seinem ganzen Umfange zu ergreifen.

Noch erschöpft von den Vorgängen des verflossenen Tages, auf dem Bett liegend, schrieb Gregor am 23. April an den Abt Desiderius von Monte Cassino und den Fürsten Gisulf von Salerno. Er forderte beide auf, nach Rom zu kommen, wo die Kirche ihrer bedürfe; Desiderius solle die Kaiserin Agnes und den Bischof Rainald von Como, die sich gerade in Monte Cassino befanden, beschwören, daß sie jetzt dem neuen Papste ihre Liebe und Anhänglichkeit durch die That bewiesen. Wenige Tage darauf zeigte er in dem Tone vollen Vertrauens die Wahl Wibert von Ravenna an und bat ihn um seinen Beistand; in ähnlicher Weise schrieb er an die Herzogin Beatrix, an den Dänenkönig Svend Estrithson, den Erzbischof Manasse von Reims, die Aebte Hugo von Cluny und Bernhard von Marseille. Vom 29. April ist der erste Brief, der ihn in Ausübung seiner kirchlichen Jurisdiction zeigt. Er betrifft die Aufhebung unkanonischer Ehen und ist an den Bischof Rainer von

Florenz gerichtet; der Papst weist darauf hin, wie er um so sicherer auf schnelle Ausführung dieses Befehls rechne, als es der erste sei, der von ihm ausgehe.

Alles kam darauf an, ob die Wahl, anfechtbar wie sie in mehr als einer Beziehung war, von dem König anerkannt werden würde. Das Decret Nicolaus II., welche Auslegung man ihm auch geben mochte, verlieh Heinrich ein Recht der Einsprache, welches vor Allen Gregor als Urheber des Decrets nur mit Mühe hätte bestreiten können. Aber auffälliger Weise begab sich der König dieses Rechts, wenn er auch nicht, obschon dies gleichzeitige Schriftsteller versichern, die Wahl ausdrücklich anerkannt hat. Schwerlich hat auch Gregor, obgleich es dieselben Schriftsteller meinen, jemals ein solches Anerkenntniß verlangt. Er hätte damit das Papstthum wieder in jene Abhängigkeit von dem Königthum gesetzt, von welcher er dasselbe schon glaubte befreit zu haben; er hätte sich überdies dann zu einer Nachgiebigkeit in den zwischen Rom und dem Könige obwaltenden Streitigkeiten verstehen müssen, wie sie ihm gewiß sehr fern lag. Als man ihn erinnerte, daß die Zustimmung des Königs nach der Bestimmung Nicolaus II. erforderlich sei, soll er geantwortet haben, er wisse Nichts von diesem Recht des Königs und könne Verordnungen seiner Vorgänger rückgängig machen. Schwerlich waren dies seine Worte, aber seine Meinung war keine andere.

Gregors Stellung zum König zeigt am deutlichsten ein Schreiben, welches er am 6. Mai an Herzog Gottfried richtete. Gottfried, der damals in Italien lebte, hatte sich beeilt den Papst zu seiner Erhöhung zu beglückwünschen und zugleich dessen Gesinnung gegen den König zu erkunden. „Unsere Meinung," antwortet Gregor, „und unsere Absichten in Betreff des Königs kannst du vollständig erfahren. Wir glauben, daß Niemand, so weit uns Gott Einsicht gewährt, um des Königs zeitliches und ewiges Glück bekümmerter ist, Niemand größeres Wohlwollen gegen ihn hegt, als wir. Auch ist unsere Absicht, bei erster Gelegenheit ihn durch Gesandte väterlich und dringend auf das hinzuweisen, was nach unserer Meinung zum Nutzen der Kirche und zur Ehre seiner königlichen Würde erforderlich ist. Hört er uns dann, so soll unsere Freude über sein Heil nicht geringer sein, als über unser eigenes, und am sichersten wird er sein Heil begründen, wenn er, um in der Gerechtigkeit zu bleiben, sich in unsere Rathschläge ergiebt. Erwidert er dagegen, wie wir es nicht wünschen, unsere Liebe mit Haß, lohnt er dem

Allmächtigen für so große Ehren, die er ihm dankt, die göttliche Gerechtigkeit mißachtend, wider Gebühr mit Verachtung, so wird das Wort: „Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!"*) über uns, so Gott will, nicht kommen. Denn es steht nicht in unserer Macht, aus persönlicher Vorliebe zu irgend Jemand das Gesetz Gottes zu vernachlässigen und vom Pfade des Rechts um Menschengunst willen zu weichen, da der Apostel sagt: „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich der Knecht Gottes nicht.""**) — Wer möchte sich überzeugen, daß bei solcher Gesinnung Gregor seine Stellung von einer Entschließung des Königs abhängig gemacht, ein Einschreiten desselben selbst veranlaßt haben sollte? Er wird Heinrich den Tod des Papstes und seine eigene Erhebung in gleicher Weise, wie anderen Fürsten, angezeigt haben: mehr that er sicherlich nicht.

Aber von anderen Seiten ist allerdings ein Einschreiten des Königs verlangt worden. Die lombardischen Bischöfe versetzte Gregors Wahl in nicht geringere Aufregung, als einst die Wahl seines Vorgängers. Es wird berichtet, daß sie und an ihrer Spitze der eigene Kanzler des Königs, Gregor von Vercelli, sich bemühten, einen Einspruch gegen Hildebrands Wahl bei Hofe zu erwirken. Ebenso sollen auch die deutschen Bischöfe einstimmig Heinrich gerathen haben die Wahl für ungültig zu erklären, indem sie ihm vorstellten, Niemand werde schlimmer als er selbst die Folgen empfinden, wenn er dem Ungestüm des Gewählten nicht rechtzeitig Zügel anlege. Beide Nachrichten verdienen Glauben, und Pfingsten 1073 zu Augsburg werden jene Anforderungen der Bischöfe an den König gestellt sein. Aber damals suchte Heinrich, durch die sächsischen Wirren in Besorgniß versetzt, mit den Herzögen, wie wir wissen, ein gutes Vernehmen herzustellen und das Reich zu beruhigen. Nichts mußte ihm da bedenklicher scheinen, als Rudolf von Schwaben und seinen Freunden einen neuen Anlaß zur Auflehnung zu bieten, Nichts gefährlicher, als den Gegnern, von denen er sich von allen Seiten umgeben sah, einen religiösen Vorwand zur Empörung zu bieten. So wird es erklärlich, daß er trotz der Aufforderung der Bischöfe sein Recht nicht übte, sondern die Wahl der Cardinäle unangetastet bestehen ließ.

---

*) Jeremias 48, 10.

**) Galater 1, 10.

Am Peter-Paulstage (29. Juni) wurde Gregor in der Peterskirche feierlich geweiht. Die Kaiserin Agnes, die Markgräfin Beatrix waren zur Verherrlichung der Feierlichkeit nach Rom gekommen. Auch der Bischof Gregor von Vercelli soll bei der Weihe zugegen gewesen sein. War es der Fall — und wir sehen keinen Grund es zu bezweifeln —, so lag darin allerdings eine stillschweigende Anerkennung der Wahl von Seiten des Königs. Wie wenig sich übrigens Gregors Gesinnung gegen Heinrich inzwischen geändert, zeigt ein Brief, den er wenige Tage zuvor an die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter Mathilde gerichtet hatte. Er wiederholt hierin das Versprechen, bald eine Gesandtschaft an den König abgehen zu lassen, um ihn zur Liebe gegen die Kirche zurückzuführen und über die Form der Kaiserkrönung mit ihm zu unterhandeln. „Hört er uns nicht," fährt Gregor fort, „so können und dürfen wir deshalb von der Kirche nicht lassen. Denn es ist besser für uns im Kampf für die Wahrheit ihm um seines eigenen Heils willen bis auf das Blut zu widerstehen, als ihm den Willen zu thun und der Ungerechtigkeit zuzustimmen, was uns beide — möge es Gott verhüten! — in das Verderben stürzen würde." Offenbar war noch Nichts zwischen König und Papst verhandelt; alle Streitpunkte lagen unangerührt seit dem Tode Alexanders.

Wie hätte es anders sein können, als daß die Wahl Hildebrands aller Orten das größte Aufsehen erregte! War er doch an allen Höfen der Fürsten längst bekannt, mehr als bekannt an jedem Bischofssitz und in jeder Abtei; sein Name stand da, von der Klerisei theils verehrt, theils gefürchtet, seit Jahren der Stolz aller Klosterbrüder. Man wußte, wieviel diesem neuen Gregor in zweiter Stelle gelungen war: was ließ sich nicht von ihm in erster Stelle hoffen oder besorgen! Gleich nach seiner Erhebung schrieb der Abt Wilhelm von Metz an ihn: „Wer deiner Herrschaft zuwider ist, achtet seiner Seligkeit nicht. Du aber gürte das Schwert um deine Lenden und laß dich durch keine Drohungen von dem heiligen Kampfe zurückhalten. Du stehst auf hoher Warte: Aller Augen sind auf dich gerichtet, und Jeder erwartet Großes von dir. Thorheit ist es, dich anzufeuern, da du voll wunderbarer Begeisterung Größeres in das Auge fassest, als unsere Kurzsichtigkeit erreichen kann, und wie ein Adler den Blick der Sonne zurichtest."

So dachten gewiß Viele, und Gregor selbst fühlte mehr als jeder Andere die ganze Schwere der Aufgabe, die er vor Aller Augen über-

nommen hatte und durchführen sollte. Die ganze Welt liege im Argen, äußerte er oftmals, die Kirche werde von ihren eigenen Würdenträgern nicht vertheidigt, sondern angegriffen; für Gewinn und eitle Ehre beeifere sich Alles, aber Niemand zeige Eifer für die Religion und die Sache Gottes: wenn er nicht auf das Gebet der Gläubigen sein Vertrauen setzen könnte, müßte er unter der Wucht seiner Bürde verzagen. Aber er verzagte mit Nichten. Mit jener Rührigkeit, die ihn von jeher ausgezeichnet hatte, warf er sich auf die Geschäfte, die geistlichen und noch mehr die weltlichen, seines Amtes; mit erstaunlicher Kühnheit trotzte er allen Gefahren; er verfolgte die Ideen der Kirchenreform und Kirchenherrschaft mit der zähen Hartnäckigkeit des Mönches, wie mit dem scharfen Blick des Staatsmannes. Und die Erfolge dieser Thätigkeit übertrafen im Anfange jede Erwartung.

Gregors erste Sorge war das Patrimonium Petri in seinem alten Umfange herzustellen. Zu dem Ende bildete er ein stattliches Vasallenheer und ließ von demselben die Städte und Burgen, die noch in päpstlicher Gewalt waren, besetzen; zugleich aber suchte er Alles, was dem Stuhle Petri entfremdet war, mit Waffengewalt wieder beizubringen. In wenigen Monaten war dies gelungen. Auch für die Folge schien dies Vasallenheer dem Papste eine gesichertere Stellung gegen seine Nachbarn zu verbürgen. Einen großen Theil des römischen Adels muß er damals in seine unmittelbaren Dienste gezogen haben, wenigstens wissen wir dies von jenem Cencius, der einst so hartnäckig das reformirte Papstthum bekämpft hatte, jetzt aber sich als ein dienstfertiger Vasall des apostolischen Stuhls zeigte. So wurden wohl auch andere alte Gegner zu Dienstmannen und Freunden gewonnen.

Aber auch Widersacher erwuchsen dem Papste auf diesem Wege. Als derselbe die Huldigung in Imola verlangte, suchte Wibert von Ravenna seine Ansprüche auf die Stadt geltend zu machen. Es geschah ohne Erfolg, und der Erzbischof mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Nichts war jedoch natürlicher, als daß die Freundschaft zwischen ihm und dem Papste, kaum geschlossen, sich bereits zu lockern anfing. Schlimmer noch gestalteten sich die Verhältnisse des Papstes zu den Normannen. Auch ihnen hatte er manche Güter der römischen Kirche entzogen, welche sie wider Vertrag besaßen. Auf sein Heer gestützt, suchte er ihnen gegenüber eine selbstständigere Stellung zu gewinnen, als seine Vorgänger, da ihn Nichts mehr beunruhigte, als der Gedanke, sich dermaleinst

der Willkür dieser gewaltthätigen und habgierigen Ritter preisgegeben zu sehen. Niemanden fürchtete er mehr als Robert Guiscard: er mochte es deshalb als ein besonders günstiges Vorzeichen für sein Pontificat begrüßen, als sich in den ersten Tagen desselben die Nachricht verbreitete, der kühne Normannenführer sei der Welt durch den Tod entrissen.

Wir wissen, wie im Frühjahr 1073 Robert nach der Bewältigung seiner aufständigen Vasallen und Richards von Capua in eine schwere Krankheit verfiel und das Gerücht von seinem Tode durch Italien lief*). Gregor beeilte sich Boten nach Bari zu senden, um Sigelgaita den Schmerz der Cardinäle über das Hinscheiden ihres tapferen Gemahls auszudrücken, zugleich sie aber aufzufordern unverzüglich ihren Sohn Roger zur Belehnung nach Rom zu senden. Herzog Robert, damals schon in der Genesung, scheint über die Eilfertigkeit seines neuen Lehnsherrn nicht sonderlich erfreut gewesen zu sein, doch ließ er ihm für seine Theilnahme danken und versprach ihm die Dienste eines treuen Vasallen. Gregor aber mißtraute den Worten des schlauen Mannes; er befürchtete eine Aussöhnung Roberts mit Richard, dann einen gemeinsamen Angriff beider auf das römische Gebiet. So groß schien ihm die Gefahr, daß er im Sommer 1073 selbst nach Unteritalien ging. Im Juli machte er sich auf den Weg nach Monte Cassino und beschied Robert nach San Germano, um dort die Huldigung von ihm zu empfangen.

Robert beeilte sich nicht sonderlich dieser Aufforderung zu folgen. Er wußte, in welchen Verbindungen der Papst mit Landulf von Benevent und Gisulf von Salerno stand, wie er Richard von Capua mehr als jemals begünstigte: Vorsicht schien ihm geboten. Eine namhafte Zahl seiner Vasallen entbot er und zog dann, von ihnen begleitet, nach Rapolla zwischen Venosa und Melfi. Als er hier stand, erschien Abt Desiderius mit der Botschaft, daß der Papst bereits sich nach Benevent begeben habe und dort den Herzog erwarte. Robert brach mit seinen Vasallen sogleich auf und bezog vor den Thoren von Benevent ein Lager. Gregor forderte ihn auf in die Stadt zu kommen; in der alten Fürstenburg wollte er den Normannen belehnen. Aber Robert weigerte sich, weil er den Beneventanern nicht trauen könne, und lud vielmehr den Papst zu einer Zusammenkunft in seinem Lager ein; „nicht ihm, Herzog Robert, aber einem treuen Vasallen möge der Papst diese Bitte

*) Vergl. oben S. 201.

gewähren." Gregor gewährte sie nicht. Auf keine Weise war er zu bewegen in das Zelt seines Lehnsmanns und mitten unter die Waffen der Normannen zu treten. So zog Robert ohne zu huldigen ab; im höchsten Zorn sah der Papst ihn der Stadt den Rücken wenden.

Je bedrohlicher Roberts Stellung wurde, desto mehr suchte Gregor die anderen Fürsten Unteritaliens an sich zu fesseln. Am 12. August traf er mit dem alten Fürsten Landulf von Benevent ein Abkommen, welches dessen Fürstenthum in dieselbe Abhängigkeit brachte, wie die unmittelbaren Besitzungen der römischen Kirche, und Landulf lediglich zu einem Verwalter des Papstes herabsetzte. Seitdem wurde in Benevent wieder nach den Regierungsjahren der Päpste gezählt, wie es seit Leos IX. Tode nicht mehr geschehen war. Von Benevent begab sich Gregor nach Capua, wo er nahezu drei Monate bei Richard verweilte, der ihm am 14. September den Lehnseid leistete. Es geschah in der hergebrachten Form, nur daß sich Richard noch bestimmter zum Schutz der römischen Kirche verpflichtete und auch König Heinrich, sobald der Papst ihn dazu auffordern würde, jedoch vorbehaltlich seiner Lehnstreue gegen den Stuhl Petri, zu huldigen versprach. Denn schon rechnete der Papst auf eine Verständigung mit dem Könige, vor Allem auf die Nachgiebigkeit desselben in der Mailänder Sache.

Niemand hatte den neuen Papst mit größerem Jubel begrüßt, als Erlembald und die Patarener in Mailand. Atto, der neue Hoffnungen faßte, war sogleich nach Rom geeilt und fand dort die beste Aufnahme. Auch unterließ der Papst, als er den Stuhl Petri bestiegen hatte, Anfangs Nichts, um dem Kampf der Pataria gegen Gottfried neues Leben zu geben: alle Getreuen des heiligen Petrus rief er zu demselben auf, warnte Beatrix und Mathilde sich mit Gottfried und den lombardischen Bischöfen in irgend welche Verbindungen einzulassen und unterhielt unausgesetzt die vertraulichsten Beziehungen mit Erlembald. Aber bald fing er selbst an den Eifer der Patarener zu mäßigen. Es geschah, weil der König Roms Forderungen Gehör zu schenken schien. Die Kaiserin, Beatrix und Mathilde, Rudolf von Schwaben und die ihm verbündeten Fürsten hatten seit geraumer Zeit keine Mittel unversucht gelassen, um im Sinne des Papstes auf den jungen König zu wirken, und Rudolf glaubte sich dem Ziele nahe. Er meldete seine Erfolge dem Papst, der seine Bestrebungen in einem Schreiben aus Capua vom 1. September höchlich belobte. Da Gregor vernommen hatte, daß Ru-

dolf selbst nach der Lombardei gehen wolle, um die Mailänder Angelegenheiten zu ordnen, bat er ihn nach Rom zu kommen, damit sie beide dort mit Agnes, Beatrix, dem Bischof Rainald von Como und anderen gottesfürchtigen Männern die Bedingungen einer dauernden Aussöhnung zwischen dem Könige und dem Stuhle Petri festsetzten. Er stellte in Aussicht, daß ganz Italien dann leicht Ruhe gewinnen und der König demnächst ohne alle Gefahr seine Romfahrt antreten könne. So viel lag ihm daran, das Friedenswerk zu fördern, daß er den Verkehr mit den schismatischen Bischöfen der Lombardei jetzt frei gab.

Noch stand der Papst in der Erwartung, welchen Erfolg diese Schritte haben würden, als unerwartet ein Schreiben des Königs einlief, „voll Ergebenheit,“ wie er selbst sagte, „und wie weder Heinrich selbst noch einer seiner Vorgänger es jemals einem römischen Bischof gesandt habe.“ In den letzten Tagen des September empfing Gregor zu Capua dieses Schreiben, welches in der That an Unterwürfigkeit Alles überbot, aber nur durch den Drang der Verhältnisse Heinrich abgepreßt war. Der König klagt sich in demselben offen an, daß er der kirchlichen Gewalt nicht durchweg nach Gebühr ihr Recht gelassen, ihre Ehre ertheilt habe, daß das Schwert, welches ihm Gott verliehen, nicht immer von ihm gegen die Uebelthäter zur Handhabung der Gerechtigkeit gezückt sei. „Ach! wir sind,“ fährt er fort, „sündig und elend und haben, theils durch unsere Jugend, theils durch die Freiheit unserer schrankenlosen Gewalt, theils durch die Rathschläge Anderer verführt, im Himmel und vor euch gefehlt: wir sind nicht mehr werth euer Sohn zu heißen. Denn wir haben nicht allein die Güter der Kirchen an uns gerissen, sondern sie auch an unwürdige und simonistische Priester verkauft und nicht nach Gebühr mit ihnen geschaltet. Aber jetzt, weil wir ohne eure Autorität die Kirchen allein nicht in einen besseren Stand bringen können, bitten wir euch uns hierin, wie in allen unseren Angelegenheiten, euren Rath und Beistand angedeihen zu lassen; mit der größten Sorgsamkeit soll euer Befehl in allen Dingen erfüllt werden. Und zwar zuerst ersuchen wir euch die Mailänder Kirche, welche durch unsere Schuld in Verwirrung gerathen ist, durch eure apostolische Entscheidung kanonisch zu reformiren und dann weiter zu der Reform der anderen Kirchen zu schreiten. Wir werden euch in Allem hülfreich zur Seite stehen, andererseits bitten wir aber auch euch in gleicher Weise in Allem um euren gnädigen Schutz.“ Der König verspricht dann noch

weitere Auskunft in nächster Zeit dem Papste zu geben. Die Wirkung des Schreibens verstärkte, daß der Papst auch von den ihm befreundeten deutschen Fürsten, wie von Beatrix und Mathilde die bestimmtesten Zusicherungen erhielt, daß der König in der Mailänder Sache, wie in allen kirchlichen Angelegenheiten, sich durchaus willfährig erweisen werde.

Mehr hatte Gregor erreicht, als er jemals gehofft hatte. Der Trotz des Königs schien gebeugt; nicht allein in Bezug auf Mailand hatte Heinrich nachgegeben, nicht allein mit seiner eigenen die Schuld seiner Räthe bekannt, sondern sich, wie es schien, ganz in die Hände des Papstes geliefert. Nichts ist merkwürdiger, als ein Brief, den Gregor unmittelbar nach Empfang des königlichen Schreibens an Erlembald sandte. Hier wird Nichts von der geistlichen Phrase umhüllt, die in den Erlassen der Päpste sonst so Manches versteckt; aus der wortkargen Feder eines Politikers scheint er geflossen und ist unfehlbar von Gregors eigener Hand geschrieben. „Wisse," sagt er, „wir verweilen gesund und wohlgemuth in Capua, nicht ohne großen Gewinn für die heilige Kirche. Denn die Normannen, die sich zum Verderben des Reichs und der Kirche zu vereinen gedachten, beharren unausgesetzt in der Zwietracht, in der wir sie fanden, und werden sich nur dann vertragen, wenn wir es wünschen. Hielten wir es heilsam für die heilige Kirche, so würden sie sich uns bereits demüthig unterworfen und die gewohnte Huldigung geleistet haben." Dann erwähnt er voll Freude den unterwürfigen Brief, den er vom Könige empfangen, und fährt fort: „Wieviel wir ihm nützen oder andererseits ihm schaden können, wenn wir unsere schützende Hand von ihm ziehen, wirst du bald, wie wir hoffen, auf das Augenscheinlichste erfahren und so einsehen, daß Gott mit uns ist und uns sichtlich unterstützt." Er versichert endlich Erlembald der Treue der Beatrix und ihrer Tochter und eröffnet die freundlichsten Aussichten in eine glückliche Zukunft der Mailänder Kirche.

Aber Robert Guiscard maß der Papst in diesem Briefe andere Gesinnungen bei, als er in Wahrheit hegte. Mit dem tiefsten Mißtrauen sah der Herzog den Bund Richards mit dem Papste. Schon rüstete er sich zum Kampfe und ließ dazu selbst seinen Bruder Roger aus Sicilien kommen. Unterstützt von den Borellern, einer in den Abruzzen mächtigen Familie, die gegen Richard sich erhoben hatte, griff er alsdann das Fürstenthum Capua von verschiedenen Seiten an. Erst Roberts Anrücken auf die campanischen Gefilde scheint den Papst vermocht zu

haben sich von Richard zu trennen; gegen Ende des November verließ er Capua und trat zögernden Schrittes die Rückreise nach Rom an. Er ging zur rechten Stunde. Schon wurden die Ufer des Garigliano von den Schaaren Roberts überschwemmt; Trajetto und Sujo fielen in Rogers Hände. Auch die Umgebung von Capua litt schwer unter den Verwüstungen der Feinde, doch wußte sich Richard in der Stadt zu behaupten. Bald darauf wurde auch das Beneventanische von den Normannen mit Krieg überzogen. Im Kampfe gegen sie fiel bei Monte Serchio am 7. Februar 1074 Pandulf, des alten Fürsten Landulf Sohn und Mitregent. Ein Angriff auf Benevent war aber damals kaum etwas Anderes, als ein unmittelbares Eindringen Roberts in die Besitzungen des heiligen Petrus.

Man sollte meinen, Nichts hätte dem Papste bei solchen Zerwürfnissen mit Robert mehr am Herzen liegen müssen, als sein Verhältniß zum König zu ordnen, um an ihm einen Rückhalt gegen den schon übermächtigen Normannenfürsten zu gewinnen. Um so befremdlicher ist, daß die so oft verheißene Gesandtschaft noch immer nicht Rom verließ und über die Alpen zog. Zwar hatte der Papst auch die aufständigen Sachsen auf diese Gesandtschaft verwiesen und ihnen unter der Mitwirkung seiner Legaten einen annehmbaren Frieden versprochen. Aber ein Monat nach dem anderen verging, ohne daß die Legaten in Deutschland erschienen, und jener Friede wurde ohne ihre und ohne des Papstes Vermittelung geschlossen. Fast scheint es, als habe Gregor immer noch auf jene weiteren Aufschlüsse gewartet, welche ihm der König versprochen hatte: aber unseres Wissens sind sie niemals gegeben worden. Erst nach der Mitte des März 1074, nach der römischen Fastensynode, in welcher der Papst feierlich den Bann über Robert Guiscard aussprach, traten apostolische Legaten wirklich den Weg nach Deutschland an. Sie hatten die wichtigsten Aufträge: sie sollten alle Streitpunkte zwischen dem apostolischen Stuhl und dem König austragen und zugleich die Verordnungen der letzten römischen Synoden gegen Simonie und Priesterehe zur Durchführung bringen. Zu dem Ende hatte der Papst die Bestimmungen seiner Vorgänger auf der Fastensynode noch einmal erneuert und mit allem Nachdruck eingeschärft.

Die päpstlichen Legaten waren die Cardinalbischöfe Hubert von Palestrina und Gerald von Ostia, der letztere von Geburt ein Deutscher.

Sie begleiteten die Kaiserin Agnes, deren vertrauter Freund Bischof Rainald von Como und der Bischof Heinrich von Chur. Um die Osterzeit kam die Gesandtschaft nach Franken und verweilte in Nürnberg. Der König feierte das Fest in Bamberg in der Nähe des Bischofs Hermann, der wegen Simonie am schlimmsten berüchtigten Persönlichkeit im ganzen Reiche. Die Legaten nahmen Anstand, nach Bamberg zu gehen, um nicht mit diesem Manne in unmittelbare Berührung zu kommen. Aber der König eilte bald nach dem Fest der Mutter entgegen. Er traf zu Nürnberg mit ihr zusammen und empfing hier zugleich die Legaten huldreich und ehrenvoll; in seiner Begleitung waren die Erzbischöfe von Mainz und Bremen nebst mehreren anderen Bischöfen. In Gegenwart dieser Kirchenfürsten erneuerte er das reuige Bekenntniß, welches er dem Papste bereits schriftlich abgelegt hatte, und wurde dann förmlich wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Auch die königlichen Räthe wurden, nachdem sie eidlich gelobt hatten, alle Kirchengüter, die sie durch Simonie gewonnen, zurückzugeben, vom Bann gelöst. So schien der Friede zwischen dem Könige und dem Stuhl Petri glücklich hergestellt.

Hatte der König das Versprechen gegeben, die Reformation der Kirche auf alle Weise zu unterstützen, so wurde er nun sogleich beim Worte genommen. Die Legaten verlangten von ihm ein Nationalconcil, welches unter ihrem Vorsitz die Beschlüsse der letzten päpstlichen Synoden durchführen sollte. Der König konnte seine Einwilligung nicht versagen, aber einem über Erwarten hartnäckigen Widerstand begegneten die Legaten dagegen bei dem deutschen Klerus. In vertrauter Besprechung suchten sie die beiden Erzbischöfe zu gewinnen; aber diese verständigten sich sogleich mit ihren anwesenden Amtsbrüdern und erklärten dann, ohne die Einwilligung des gesammten Episcopats könnten sie sich in einer Angelegenheit von so allgemeinem Interesse zu Nichts verstehen. Die Cardinäle wurden zornig und citirten die Erzbischöfe nach Rom, wenn sie von solchen Weiterungen nicht abständen. Namentlich traf ihr Unwille den Erzbischof von Bremen, der sich jeder Einladung seiner Suffragane weigerte: diese hätten ihre Sitze unter den Dänen und im hohen Norden, es berühre deshalb ein deutsches Nationalconcil dieselben in keiner Weise. Die Abneigung der deutschen Bischöfe gegen die Anforderungen Roms war in der That ganz allgemein; sie meinten, wenn auch der Papst in Person ein Nationalconcil versammeln könne, so stehe

dies, als seinem Legaten, doch nur dem Mainzer Erzbischof, nicht aber römischen Cardinälen zu. Das Concil kam nicht zu Stande, und die Legaten mußten Deutschland verlassen, ohne die Reform der Kirche nach ihren Aufträgen angebahnt zu haben. Die Wirksamkeit der Legaten fand, wie man sieht, bei uns einen weit zäheren Widerstand, als in den anderen Ländern.

Ob dem so war, schlug der Papst die erreichte Aussöhnung mit dem Könige sehr hoch an. Reich beschenkt kehrten die Legaten vom Hofe zurück und überbrachten einen Brief Heinrichs, der als ein neuer Beweis seiner Unterwürfigkeit galt; sie bezeugten überdies, daß der König persönlich die besten Absichten gegen die Kirche hege. Das Erreichte maß der Papst besonders der Mitwirkung der Kaiserin bei und stattete ihr, die noch länger in Deutschland zurückblieb, durch ein Schreiben vom 15. Juni seinen Dank ab. Durch die Rückkehr des Königs in die kirchliche Gemeinschaft, schreibt er, sei insofern viel gewonnen, als er nun persönlich mit demselben verkehren könne; bald werde Agnes sehen, wieviel sie ihrem Sohne genützt habe und wie gnädig sich Gott desselben annehmen werde, aus seinem eigenen Munde solle sie das Nähere darüber erfahren. Es war wohl die Kaiserkrönung, auf welche der Papst damit deuten wollte.

Während so Gregor mit dem Erben des abendländischen Kaiserthums in Verständigung trat, hatte er auch die Verhältnisse des östlichen Kaiserreichs in das Auge gefaßt und Einleitungen zu einem gewaltigen Unternehmen getroffen, welches im Fall eines glücklichen Ausgangs allerdings Rom unberechenbare Vortheile geboten hätte. Schon Leo IX. hatte eine nähere Verbindung mit der griechischen Kirche wieder herbeizuführen gesucht, aber dadurch die Entfremdung derselben von Rom nur gefördert. Nichts mußte deshalb dem Papste erwünschter kommen, als daß Kaiser Michael VII., als die Seldschucken tiefer in Klein-Asien eindrangen und er mit den Kräften seines Reichs ihnen zu begegnen verzweifelte, die Hülfe des Abendlandes in Anspruch nahm, namentlich die des römischen Bisthums, dem er eine Wiedervereinigung der Christenheit des Ostens mit der abendländischen Kirche in Aussicht stellte. Begierig ergriff der Papst diese Hoffnungen, die sich gleich im Anfange seines Pontificats eröffneten, und sandte schleunigst den Patriarchen von Venedig nach Constantinopel, um eine Union der morgen- und abendländischen Kirche anzubahnen und zugleich das römische Bisthum mit dem

Kaiserthron von Byzanz zu versöhnen. „Ihr wißt," schrieb er dem Kaiser, „wieviel Anfangs die Eintracht unserer und eurer Vorfahren dem apostolischen Stuhl, wie eurem Reiche genützt hat: aber ebensoviel hat ihnen beiden später geschadet, daß die gegenseitige Liebe erkaltete."

Die Erklärungen, welche der Patriarch in Constantinopel erhielt, müssen Gregor völlig befriedigt haben; denn im Februar 1074 finden wir ihn eifrig beschäftigt ein Heer zu sammeln, um mit demselben dem Kaiser des Ostens zur Hülfe zu ziehen und Constantinopel gegen die Angriffe der Sarazenen zu schützen. Er forderte nicht allein Beatrix, Mathilde und Herzog Gottfried auf, ihm zu einem solchen Unternehmen ihren Beistand zu leihen, sondern rief auch jene französischen und burgundischen Großen zu den Waffen, die einst ihre Dienste seinem Vorgänger angelobt hatten. Zugleich erließ er ein Aufgebot an Alle, die den christlichen Glauben vertheidigen wollten; im Besonderen scheint er noch Herzog Wilhelm von Aquitanien um Unterstützung angesprochen zu haben. An der Spitze eines bedeutenden Heeres, welches sich aus allen Theilen des Abendlandes gesammelt, hoffte er alsbald über das Meer ziehen zu können.

Einen Glanz ohne Gleichen würde in Wahrheit dieser hochstrebende Mann über sein Pontificat verbreitet haben, wenn es ihm gelungen wäre, die Spaltung der orientalischen und occidentalischen Kirche durch sein Ansehen aufzuheben und das Kaiserthum des Ostens von dem Untergange in demselben Augenblick zu retten, wo der Bestand des abendländischen Kaiserthums in seine Hand gelegt schien. So hätte er dem Stuhle Petri die schiedsrichterliche Gewalt über die Reiche der Welt gewonnen, die nach seiner Meinung demselben gebührte. Immer von Neuem ertönten seine Klagen über die Unterdrückung der Kirche: aber konnte sie wirklich so herabgewürdigt und machtlos in einer Zeit sein, wo ihr Oberhaupt den Gedanken fassen konnte, die mächtigsten Herren der Welt von sich abhängig zu machen?

Die Anfänge des neuen Pontificats waren überaus glücklich, und man begreift, wie Gregor mitten in seinen Klagen über die Verderbniß der Zeit in den Triumphruf ausbrechen konnte: „Gott ist mit uns und

unterstützt augenscheinlich unser Werk!" Bald jedoch sollte er erfahren, daß der Kampf mit den Mächten der Welt gefahrvoller war, als er wähnte, und die Durchführung seiner gewaltigen Pläne auf die größten Hemmnisse stieß.

Den Widerstand Robert Guiscards dachte der Papst leicht zu bewältigen, sobald sich die kriegerischen Kräfte, auf die er zum Kampf gegen die Sarazenen rechnete, um ihn sammeln würden. Er hoffte, der Herzog werde sich dann nach seinen Absichten bequemen; wo nicht, konnte er das Glaubensheer zunächst gegen ihn wenden. Doch dieses Heer sammelte sich nicht so schnell, wie er erwartet hatte. Schon am 4. April schrieb der Papst sehr unmuthig über das Ausbleiben der versprochenen Hülfe an Herzog Gottfried; bald sah er sich genöthigt den überseeischen Zug mindestens aufzuschieben und dachte nur daran, wie er schnell aus Italien ein Heer gegen den durch den Bann höchlich erbitterten Robert zusammenbringen könnte. Er zählte dabei außer auf Richard von Capua und Gisulf von Salerno auch auf Wibert von Ravenna und die Pisaner, vor Allem aber auf Beatrix und Mathilde. Diese Frauen, erzählt Amatus von Monte Cassino, hätten dem Papst ein Heer von 30,000 Mann zu stellen versprochen und unter ihnen, um des Sieges ganz sicher zu sein, 500 Deutsche; der Papst aber habe 20,000 Mann für genügend erachtet. Da sollen die Frauen ihm entgegnet haben: „Eine große Schande würde für uns sein, wenn unsere Leute den Kürzeren zögen; denn man würde sagen: die Weiber geben sich mit Dingen ab, die für sie nicht taugen, und wollen die Fürsten spielen, deshalb trifft sie der Spott nach Gebühr. Damit wir also wie Männer die Normannen überwältigen, laß uns soviel Mannen aufbringen, als wir für nöthig erachten: dann werden wir den Ruhm des Sieges, der heilige Petrus aber sein Eigenthum gewinnen." Der Papst ließ die Frauen gewähren und konnte sich des Sieges um so sicherer wähnen. Im Juni verließ er Rom und begab sich nach dem römischen Tuscien, wo sich die norditalienischen Schaaren sammeln sollten. Ihn begleitete von Rom der reiche Gisulf von Salerno, der sich zu Soldzahlungen an die päpstlichen Hülfstruppen verpflichtet hatte. Aber schon die Römer hatten ihn ausgelacht, daß er statt Goldsäcke seidene Mäntel und Kleider mit sich führte, als wolle er Weiber und Pagen ausputzen. Mit solchen Geschenken mochte man einst in Salerno die ersten Nor-

mannen werben, die Pisaner und die Mannen der Beatrix erwarteten anderen Lohn.

Der Papst war in das Feldlager gezogen, wie er es in seinem Schreiben aus jener Zeit nicht ohne Selbstgefühl hervorhebt. Aber des Feindes wurde er nicht ansichtig; vielmehr nahm das ganze Unternehmen den kläglichsten Ausgang. Am Monte Cimino, unweit Viterbo, war ein Sammelplatz für die norditalienischen Bundesgenossen des Papstes, namentlich der Pisaner, bestimmt worden. Als diese nun Gisulf in der Gesellschaft des Papstes ankommen sahen, brachen sie gegen den Fürsten von Salerno, der früher ihre Landsleute schmählich mißhandelt hatte, in die furchtbarsten Verwünschungen aus; sie drohten ihm und Jedem, der ihn schützen würde, den Tod. Heimlich mußte der Papst den Fürsten in der nächsten Nacht entfernen, und jene pisanischen Schaaren liefen auseinander. Auch die Truppen, welche Wibert dem Papst in Bagnarea zuzuführen versprochen hatte, erschienen nicht. Schon sehr in seinen Hoffnungen herabgestimmt, begab sich Gregor in der Mitte des Juni nach Fiano, wo er Mathilde und Beatrix erwartete. Sie erschienen, aber auch sie brachten keine Hülfe. Ein Aufstand der Valvassoren war in der Lombardei ausgebrochen — wohl in Folge der übermäßigen und ungewöhnlichen Aushebungen —, und die Frauen mußten sich zunächst gegen ihre aufrührerischen Lehnsleute wenden. Dem Papst blieb Nichts übrig, als, von allen Seiten verlassen, einsam nach Rom zurückzukehren. In seinen sichersten Erwartungen bitter getäuscht, verfiel er in eine so schwere Krankheit, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte.

Robert Guiscard hatte sich, als die größte Gefahr ihm drohte, mit Vorsicht benommen. Eine päpstliche Botschaft war an ihn ergangen, er solle sich in Benevent vor dem Papste stellen, wenn dieser dort einträfe, um sich von dem Banne zu lösen. Er antwortete, er werde erscheinen, denn alle Welt solle durch das Urtheil des Papstes selbst seine Unschuld erfahren. In der That erschien er an dem ihm bezeichneten Termin zu Benevent, umgeben von seinen tüchtigsten Vasallen und begleitet von Sigelgaita und ihren Kindern. Er pflegte wohl zu sagen: „Wer mir mein Weib und meine Kinder nimmt, soll Alles haben, was ich besitze,“ und wollte sich jetzt offenbar recht absichtlich dem Papste mit dem, was ihm das Theuerste war, gegenüber stellen. Aber dieser, von seinem Heere verlassen, wagte sich nicht mehr in Roberts Nähe. Drei Tage erwartete der Herzog ihn vergeblich; dann brach er gegen

Richard von Capua auf, der ohne die Unterstützung des Papstes jetzt in nicht geringe Noth gerieth. Robert schloß mit dem Herzoge Sergius IV. von Neapel ein Bündniß und rückte dann mit einem bedeutenden Heere gegen Aversa an. Als hier die beiden Normannenfürsten kampfgerüstet gegenüber lagerten, versuchte Abt Desiderius von Monte Cassino eine Ausgleichung herbeizuführen, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Es gelang ihm, eine persönliche Zusammenkunft zwischen den Fürsten zu Stande zu bringen; sie umarmten, küßten sich und traten unmittelbar in Berathungen über die Herstellung des Friedens. Monate lang zogen sich die Verhandlungen hin, aber, so eifrig sie von beiden Seiten geführt wurden, gediehen sie nicht zu dem erwünschten Ziele. In Gregor hauptsächlich lag der Grund, daß das Friedenswerk nicht zum Abschluß kam. Wir wissen aus des Papstes eigenem Munde, daß Robert wiederholentlich Gesandte an ihn schickte und die stärksten Bürgschaften für seine Treue bot, daß dieser sie aber nicht annehmen wollte. So war denn nicht zu verwundern, daß Robert schließlich einen Vertrag mit Richard zu unterzeichnen verweigerte, in welchem der letztere einen Vorbehalt in Betreff seines Verhältnisses zum Papst stellte oder vielmehr stellen mußte. Gregor, der Robert mehr mißtraute als je, wollte die Zwietracht zwischen den Normannen geflissentlich auch ferner erhalten, und mindestens dies gelang ihm. Die Feindseligkeiten zwischen Robert und Richard dauerten fort. Durch einen neuen Vasallenaufstand wußte der Fürst von Capua den Herzog in Apulien zu beschäftigen; namentlich erhob Abälard, Humfreds Sohn, sich abermals gegen seinen Oheim. War Robert auch nicht überwältigt, so hatten Richard und der Papst im Augenblick doch nicht viel von ihm zu fürchten.

In der Mitte des October konnte Gregor an Mathilde schreiben, daß er von seiner schweren Krankheit völlig genesen sei. Es sei das freilich, meint er, für ihn mehr eine Ursache zur Betrübniß als zur Freude, denn täglich müsse er gleichsam die Aengste und Nöthe eines kreisenden Weibes erdulden; fast vor seinen Augen leide die Kirche Schiffbruch, und er sehe kein Mittel zur Rettung; die christliche Religion sei fast überall so in Verfall gerathen, daß die Sarazenen und Heiden besser die Vorschriften ihres Glaubens hielten, als die Bekenner des christlichen Namens. Aehnliche Aeußerungen des Unmuths finden sich vielfach in den Briefen des Papstes aus dieser Zeit. Am ergreifendsten spricht er

seine Seelenstimmung in einem Schreiben aus, welches er am 22. Januar 1075 an den Abt Hugo von Cluny richtete. „Oft," sagt er hier, „habe ich Jesus gebeten, daß er mich aus der Welt abrufen oder durch mein Leben der Kirche, unserer Aller Mutter, Nutzen schaffen möge. Aber bisher hat er mich weder meiner großen Pein entrissen, noch hat mein Leben der Mutter Kirche, an die er mich mit den engsten Banden gefesselt, so viel Nutzen gebracht, als ich hoffte. Denn unsäglicher Schmerz und tiefe Trauer umdrängen mich, weil die Kirche des Ostens auf Anstiften des Teufels vom rechten Glauben abgefallen ist und der alte Feind dort durch seine Glieder aller Orten die Christen hinschlachten läßt, so daß sie, die das Oberhaupt geistig tödtet, dessen Glieder leiblich vernichten, damit sie nicht dermaleinst durch die göttliche Gnade wieder zur Erkenntniß kommen können. Und durchmustere ich im Geiste die Länder des Westens, Südens und Nordens, so finde ich kaum dort Bischöfe, welche, gesetzlich erhoben und nach dem Gesetze lebend, die christlichen Gemeinden aus Liebe zum Herrn und nicht nach den Antrieben weltlichen Ehrgeizes leiteten; unter den Fürsten der Welt aber kenne ich keine, die Gottes Ehre der ihrigen, die Gerechtigkeit ihrem Vortheile vorzögen. Die Völker, in deren Mitte ich lebe — die Römer meine ich, Lombarden und Normannen — halte ich, wie ich ihnen oft selbst sage, fast für schlimmer als die Juden und Heiden, und wende ich den Blick auf mich selbst, so fühle ich mich so bedrückt durch die Schwere meiner eigenen Werke, daß mir außer Christi Barmherzigkeit keine Hoffnung des Heils bleibt. Hegte ich nicht trotzdem die Hoffnung, ein gottgefälligeres Leben und eine bessere Zukunft der Kirche herbeiführen zu können, so würde ich fürwahr nicht länger in Rom hier ausdauern, wo ich nur gezwungen — Gott ist mein Zeuge! — seit zwanzig Jahren verweile. Denn zwischen den täglich sich erneuernden Schmerzen und der Hoffnung, die sich ach! nur zu lange verzögert, von tausend Stürmen umtost, lebe ich hier gleichsam sterbend und harre immer auf den, der mich mit seinen Ketten gebunden, mich wider meinen Willen nach Rom geführt und hier mit tausend Aengsten umgeben hat. Oft spreche ich zu ihm: „Eile und zögere nicht ferner, verweile nicht mehr, sondern befreie mich aus Liebe zur heiligen Maria und zum heiligen Petrus." Aber das Lob ist nicht köstlich und das heilige Gebet frommt wenig im Munde eines Sünders, dessen Wandel kaum lobenswürdig ist und dessen Thätigkeit der Welt gehört. Deshalb beschwöre

ich dich auf das Höchste, diejenigen, die um ihres verdienstlichen Wandels willen erhört zu werden verdienen, mit allem Fleiß anzutreiben, daß sie zu Gott für mich um der Liebe willen beten, die sie der Kirche, unserer gemeinsamen Mutter, weihen müssen."

Das sind Worte, die aus der Tiefe des Herzens quillen. Die Seelenangst, die Gregor schildert, erfüllte ihn in Wahrheit: nur glaube man nicht, daß sie ihn auf die Dauer entmuthigt habe. Kaum genesen, stand er wieder in der umfassendsten Thätigkeit und suchte von Neuem ein großes Heer um sich zu sammeln. Gerade in diesem Schreiben an Abt Hugo wirbt er um neue Mannen für den heiligen Petrus. „Ich verlange," schreibt er, „bestimmt und sicher zu erfahren, welche in Wahrheit Getreue des heiligen Petrus sind, die um der himmlischen Herrlichkeit willen ihm als dem Fürsten des Himmels eben so dienstwillig sind, wie sie um irdischer und vergänglicher Hoffnungen willen den weltlichen Fürsten gehorsamen. Wir müssen beide Hände statt der Rechten gebrauchen, um die Wuth der Gottlosen zu bekämpfen; wir müssen das Leben der Frommen schirmen, da sich kein Fürst darum kümmert."

Nach dem mißglückten Unternehmen gegen Robert hatte Gregor den überseeischen Krieg so gut wie aufgegeben. Als ihm damals Herzog Wilhelm von Aquitanien Hülfe anbot, hatte er sie abgelehnt und ihm am 10. September 1074 geschrieben: er empfange bessere Nachrichten aus dem Orient und habe noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, was nun zu thun sei. Aber schon drei Monate später beherrschte ihn wieder ganz der Gedanke des großen Glaubenskampfes. Am 7. December meldete er in einem seiner eigenen Feder entflossenen Briefe an König Heinrich, daß aus Italien und den Ländern jenseits der Alpen sich bereits 50,000 Mann gerüstet hätten, um unter seiner Leitung den Krieg gegen die Sarazenen zu unternehmen und bis zum heiligen Grabe vorzudringen, daß er von diesem Unternehmen nicht allein die Vereinigung mit der griechischen, sondern auch mit der armenischen und den anderen Kirchen des Ostens erwarte. Er bittet den König, von dem er noch immer alles Gute erwartete, um Rath und Hülfe; denn seinem Schutze werde er nächst Gott, wenn er ausziehe, die Kirche überlassen, damit er sie wie eine Mutter heilig halte, hüte und vertheidige. In einem Schreiben vom 2. Januar, welches ebenfalls von ihm selbst abgefaßt ist, fordert er dann Alle auf, die sich dem Zuge anschließen wollen, besonders aus den Ländern jenseits der Alpen, Abgesandte aus ihrer Mitte nach

Rom zu schicken, um den Weg und die anderen nothwendigen Maßregeln für den Aufbruch zu verabreden.

Mit welchem Eifer er die Sache betrieb, zeigt vor Allem ein damals an die Gräfin Mathilde gerichteter Brief, der erst jüngst bekannt geworden ist. Er schreibt hier: „Wie all mein Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet ist, über das Meer zu gehen, um unter dem Beistande des Herrn dort den Christen, die wie das Vieh von den Ungläubigen hingewürgt werden, Hülfe zu leisten, erröthe ich Anderen zu sagen, damit ich nicht der Leidenschaftlichkeit geziehen werde. Aber dir, o theuerste und liebreiche Tochter, trage ich kein Bedenken es zu vertrauen; denn, wie hoch ich von deinem Eifer und deiner Klugheit halte, würdest du selbst kaum auszudrücken vermögen. Deshalb sende ich dir das Schreiben, welches ich in dieser Sache an die jenseits der Alpen richte; lies es, und kannst du Rath und Hülfe in dieser Sache deinem Schöpfer gewähren, so unterlasse es ja nicht. Denn wenn es schön ist für das Vaterland zu sterben, wie Manche meinen, so ist doch das Schönste und Rühmlichste, dieses sterbliche Fleisch für Christus hinzugeben, der das ewige Leben ist. Ich bin überzeugt, daß viele Mannen bei diesem Unternehmen uns gern unterstützen und daß unsere Kaiserin selbst mit uns nach jenen Gegenden zu ziehen und dich mit sich zu nehmen wünscht, damit wir unter Christi Beistand dort die heiligen Stätten besuchen, während deine Mutter hier zurückbleibt und unsere gemeinsamen Angelegenheiten besorgt. Die Kaiserin und du würden fürwahr als Wallfahrerinnen Viele zu diesem Unternehmen begeistern, und ich würde, von solchen Schwestern umgeben, von Herzen gern über das Meer ziehen, um willig mein Leben, wenn es sein müßte, dort an eurer Seite für Christus hinzugeben, wie ich auch mit euch dereinst in unserer ewigen Heimath vereint sein möchte. Was du über diese Sache und deine Ankunft in Rom beschlossen hast, laß mich schnell wissen. Der Allmächtige wolle dich von Tugend zu Tugend fördern und dich segnen, damit die Kirche sich lange Zeit deiner erfreuen könne."

So erfaßte Gregor abermals den Zug nach dem Osten mit aller Lebendigkeit seines Geistes. Aber zugleich beschäftigten ihn die Angelegenheiten Italiens nach wie vor. Noch hoffte er durch die Nachgiebigkeit des deutschen Hofes sein und der Pataria Geschöpf in Mailand zur Herrschaft zu bringen. Wenn Heinrichs Versprechungen in Betreff der Mailänder Kirche bisher nicht in Erfüllung gegangen waren, so glaubte

er die Ursache dazu vornehmlich in den Räthen desselben zu finden. Mit Entschiedenheit drang er deshalb darauf, daß diese Räthe entlassen würden, daß der König sich mit Männern umgebe, welche aufrichtig die Aussöhnung zwischen dem Reiche und der Kirche wollten und die Mailänder Angelegenheit nach dem Zusagen des Königs zu ordnen geneigt wären. Nicht minder rechnete er darauf, den Hochmuth Robert Guiscards gründlich zu beugen, ja ihn wohl ganz aus seiner Herrschaft zu verjagen. Am 25. Januar 1075 schrieb er an Svend Estrithson: „Wir wünschen sichere Kunde zu erhalten, welche Hoffnung wir auf dich setzen können, wenn die heilige römische Kirche gegen die Heiden und Feinde Gottes von dir Krieg und Waffenrüstung beanspruchen sollte. Nicht weit von uns liegt ein schönes Land am Meere: dort wünschen wir einen deiner Söhne zum Herzog, Fürsten und Vertheidiger der Christenheit zu bestellen, wofern du in Wahrheit ihn, wie es nach dem Bericht eines Bischofs aus deinem Lande deine Absicht sein soll, mit einer genügenden Zahl treuer Vasallen dem Waffendienst der Kirche zu widmen gewillt bist.“ Noch immer dachte offenbar Gregor daran, jene Schaaren, welche sich zu dem überseeischen Kriege um ihn sammeln würden, zugleich zum Kampfe in Italien zu verwenden. Bezwang er mit ihnen den Normannenherzog und verhalf er in der Lombardei der Pataria, sei es mit Güte sei es mit Gewalt, zum Siege, so schien zugleich der Principat Roms über die ganze Halbinsel für alle Zeiten gesichert.

Schnell hatte sich Gregor von der Demüthigung, die ihn betroffen, erhoben und war zu seinen früheren Plänen zurückgekehrt: aber bald mußte er sie doch in ihrem idealen Zusammenhang, in ihren gewaltigen Dimensionen aufgeben. Sein durchfahrendes Auftreten hatte aller Orten einen hartnäckigen Widerstand erregt, und er fand selbst da Gegner, wo er sie kaum erwartet hatte. Ueberall sah er sich schon in Streitigkeiten verwickelt, denen er weder ausweichen konnte noch wollte; dringendere Sorgen in der Nähe zwangen ihn die Angelegenheiten des Ostens ganz aus den Augen zu lassen. Bereits verzweifelte Kaiser Michael daran, Beistand vom Papst zu erhalten, und bewarb sich um die Gunst Robert Guiscards. Nur durch große Tributzahlungen erwarb sie der Kaiser, indem er zugleich seinen einzigen Sohn Constantin mit einer Tochter des Normannenherzogs vermählte. Von einer Vereinigung der orientalischen Kirche mit der römischen war vorläufig nicht mehr die Rede.

Es ist gezeigt worden, wie die Ansprüche des reformirten Papstthums geraume Zeit in Frankreich ihre festeste Stütze fanden, wie hoch das Ansehen der römischen Curie dort bei Adel und Geistlichkeit wuchs. In der That sah Gregor, als er den Stuhl Petri bestieg, das französische Reich fast wie eine abhängige Provinz des römischen Bischofs an. Nicht allein daß er seine Heere hauptsächlich an der Seine, Loire und Garonne zu sammeln suchte, er trat auch König Philipp mit dem gebietenden Tone eines Mannes entgegen, dessen weitüberlegene Macht jener in dem eigenen Reich nicht genug fürchten könne.

Schon im Jahr 1073 hatte Gregor den König als Simonisten mit dem Bann der Kirche bedroht. Als derselbe sich wenig später beikommen ließ einigen italienischen Kaufleuten mit Gewalt Geldsummen abzunehmen, verlangte der Papst für die Beraubten nicht nur Entschädigung, wiederholte nicht nur die Androhung des Banns, sondern sprach auch unverhohlen aus, daß er bei fernerem Ungehorsam den König ohne Bedenken entthronen werde. Er befahl dem Herzog Wilhelm von Aquitanien und anderen französischen Großen ihrem Lehnsherrn den Gehorsam zu verweigern, untersagte den Bischöfen den Umgang mit dem König und belegte ganz Frankreich mit dem Interdict, bis Philipp den an ihn gestellten Forderungen genüge. „Sollte auch diese Strafe nicht auf ihn Eindruck machen," schrieb Gregor, „so sei Jedermann kund und zu wissen, daß wir auf jede Weise Bedacht nehmen werden, ihm das Reich zu entreißen."

Der König wußte, was er von dem neuen heißblütigen Papst zu erwarten hatte, und seine Schwäche hätte von den Drohungen desselben das Schlimmste besorgen müssen, wenn diese nicht selbst bei denen Bedenken erregt hätten, auf deren Ergebenheit sie vor Allem berechnet waren. Gerade das ganz rückhaltslose Auftreten Gregors scheint zuerst das Mißtrauen der Franzosen erregt zu haben. Dem Papste eine unmittelbare Gewalt in Frankreich einzuräumen, war der Adel mit Nichten gewillt, und eine noch bestimmtere Opposition bildete sich gegen Rom in dem Klerus. Auch bei ihm waren die letzten Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe nicht ohne Widerspruch geblieben, und das hochmüthige Auftreten der päpstlichen Legaten, die jetzt immer von Neuem in Frankreich erschienen, verschärfte den Widerstand mehr, als es ihn hob. Der Erzbischof Manasse von Reims, ein Mann von vornehmer Geburt und vielem weltlichen Ehrgeiz, dachte nicht von fern daran, alle

Vorrechte seiner Stellung Rom zum Opfer zu bringen, und gerieth dadurch in Streitigkeiten mit dem Papst, die sich mehr und mehr erhitzten. Auch andere Bischöfe wollten sich die Rolle leidenden Gehorsams nicht aufzwingen lassen, und selbst die Cluniacenser wurden es müde, die willigen Werkzeuge eines Papstthums zu sein, welches ihre Bemühungen nicht immer nach Verdienst lohnte, ja ihnen wohl gar, wie jüngst in Spanien, hindernd entgegentrat.

So entwickelte sich allmählich eine antirömische Partei in Frankreich, an welche der König sich anlehnen konnte. Sie war stark genug, ihn zu schützen, so daß jene Drohungen des Papstes zuletzt doch wirkungslos verhallten. Aber man würde ihre Bedeutung weit übertreiben, wenn man in ihr eine unmittelbare Gefahr für Gregors Bestrebungen erkennen wollte. Viel zu tief hatten die hierarchischen Ideen bereits das Leben der französischen Nation ergriffen, als daß ein ähnlicher Angriff, wie zu Gerberts Zeiten von der gallikanischen Kirche hätte ausgehen können. Die in ihr sich erhebende Opposition gewann nur dadurch Wichtigkeit, daß sie in einem inneren Zusammenhange mit verwandten Regungen in Italien und Deutschland stand.

Mehr zu fürchten hatte Gregor die simonistischen Bischöfe der Lombardei, mit denen er nahezu zwanzig Jahre in einem Kampfe lag, der, vielfach beigelegt, niemals ausgekämpft, mit der Zeit sich auf das Höchste erbittert hatte und mit dem alle persönlichen Verfeindungen, alle Hetzereien und Rivalitäten der hervorragendsten Kirchenfürsten Italiens auf das Engste verbunden waren. Die Wechselfälle des Kampfes hatten bisher meist davon abgehangen, welche Stellung der deutsche Hof und der deutsche Episcopat zu den lombardischen Bischöfen einnahmen. Um so bedenklicher war es daher, daß der König noch immer zögerte seine Versprechungen in Bezug auf Mailand zu erfüllen und sich inzwischen ein fast einmüthiger Widerstand bei den deutschen Bischöfen gegen die römischen Forderungen erhob, der den König leicht auf andere Bahnen führen konnte, als er zuletzt im Drange der Noth eingeschlagen hatte. Hier in der deutschen Kirche lag die größte Gefahr für Gregor, und dies entging ihm so wenig, daß er bald seine Hauptthätigkeit gegen sie richtete und jene weit aussehenden Pläne im Osten aufgab. Er begriff, daß seine ganze Stellung gefährdet sei, ehe er sich nicht den deutschen Episcopat unterworfen hätte.

Die päpstlichen Legaten hatten, wie man weiß, es nicht dahin brin-

gen können, auf einem deutschen Nationalconcil die Decrete Roms gegen Simonie und Priesterehe durchzuführen: der Papst mußte daher auf andere Mittel denken, um diesen Zweck zu erreichen. Er ergriff solche, die gerade nicht neu, aber doch auf Deutschland bisher entweder gar nicht oder doch nicht durchgreifend angewandt waren. Zuvörderst beschloß er die der Simonie verdächtigen deutschen Bischöfe nach Rom vor seinen Richterstuhl zu bescheiden. Im December 1074 erließ er an Siegfried von Mainz und Liemar von Bremen Citationen zur nächsten Fastensynode; auch Siegfrieds Suffragane Otto von Konstanz, Werner von Straßburg, Heinrich von Speier, Hermann von Bamberg, Imbrico von Augsburg und Adalbero von Würzburg wurden vorgeladen. Wofern Siegfried sich persönlich zu stellen durch Krankheit verhindert wäre, sollte er zuverlässige Gesandte schicken und durch sie Alles mittheilen, was er über den Amtsantritt und den Lebenswandel seiner oben genannten Suffragane ermitteln könne.

Wir kennen die Aufnahme, welche diese Vorladungen des Papstes fanden. Liemar, der überdies wegen seines Auftretens gegen die Legaten vom Amt suspendirt wurde, hielt das ganze Verfahren des Papstes für ungerecht und gegen die übliche Form verstoßend; er war nicht geneigt, dem Befehl des Papstes zu folgen. „Dieser gefährliche Mensch," schrieb er an Hezil von Hildesheim, dessen Rath er damals einholte, „will den Bischöfen nach seinem Gefallen gebieten wie seinen Pächtern; leisten sie nicht sofort Gehorsam, müssen sie flugs nach Rom oder werden des Amts enthoben." Was Hezil gerathen hat, wissen wir nicht; gewiß ist, daß Liemar nicht nach Rom ging. Auch Heinrich von Speier und Werner von Straßburg stellten sich nicht, eben so wenig Otto von Konstanz und Hermann von Bamberg, obwohl die beiden letzteren mindestens durch Gesandte ihr Ausbleiben entschuldigten. Niemand hatte wohl mit größerem Recht die Strafen des Papstes zu fürchten, als Hermann; das Schreiben voll Lug und Trug, welches er seinem Gesandten mitgab, verrieth am deutlichsten sein böses Gewissen. Er betheuert darin, Nichts unterlassen zu haben, um das durch schlechte Rathgeber verleitete Gemüth des Königs dem Papst zu gewinnen; er versichert keinen lebhafteren Wunsch zu hegen, als nach Beendigung einer Pilgerfahrt nach S. Jago den heiligen Vater zu sehen, um vor ihm seine Unschuld zu erhärten, welche nur der Neid seiner Nebenbuhler verdächtige.

Und was that Erzbischof Siegfried? Wenn er sich auch dem Na-

tionalconcil der Legaten widersetzt hatte, war es doch nie seine Absicht gewesen mit Rom zu brechen, vielmehr versprach er sich von der persönlichen Zuneigung des neuen Papstes nicht geringe Vortheile. Von Neuem hatte er ein Einschreiten Roms gegen die noch immer den Zehnten verweigernden Thüringer beantragt: in Erwartung desselben nahm er selbst harte Strafpredigten des Papstes und ungerechtfertigte Eingriffe desselben in seine alten Gerechtsame mit erzwungener Gelassenheit hin und zeigte sich überdies für die von Rom geforderten Reformen äußerlich betriebsam genug. Wiederholentlich hatte er bereits früher an seinen Klerus das Ansinnen des Cölibats gestellt, obschon ohne allen Erfolg, endlich aber auf einer Synode zu Erfurt (October 1074) von den Priestern seines Sprengels mit aller Bestimmtheit verlangt, daß sie entweder der Ehe oder dem Amt entsagen sollten. Ein furchtbarer Sturm brach hier gleich am ersten Tage in der Versammlung aus, die sich in wildem Getümmel auflöste. Nur durch das Versprechen, sich beim Papst für ein milderes Verfahren gegen die verheiratheten Priester zu verwenden, brachte er es noch zu einer zweiten Sitzung der Synode. Da er aber hier zum Unglück das alte Lied von den thüringischen Zehnten von Neuem anhob, entstand ein noch größerer Tumult, als am vorigen Tage; die anwesenden thüringischen Herren würden den Erzbischof erschlagen haben, wenn nicht seine Reisigen noch zur rechten Stunde zur Hülfe geeilt und ihn der Gefahr entrissen hätten. In einem von Ergebenheit überströmenden Briefe beantwortete er jetzt die Vorladung des Papstes, aber er that dennoch wenig oder nichts von dem, was von ihm verlangt wurde. Er entschuldigte sein Ausbleiben mit schwerer Krankheit, das Unterlassen der ihm aufgetragenen Untersuchungen mit der Kürze der Zeit und bat, obschon er seine Dienstwilligkeit auf alle Weise betheuerte, bei den Reformen die Zeitumstände und die menschliche Schwäche nicht außer Acht zu lassen. So erschienen denn schließlich wenige oder vielleicht keiner der vorgeladenen deutschen Bischöfe auf der Synode in Rom *).

Auch sonst war es mit der Obedienz des deutschen Klerus gegen den Papst schwach genug bestellt. Wir wissen, daß Anno von Köln und Gebhard von Salzburg ihre Verbindungen mit Rom damals fast

*) Siegfried von Mainz und Adalbero von Würzburg waren in der Mitte des April 1075 in Rom; Siegfried kam erweislich erst nach dem Schluß der Synode, der jedoch Adalbero beigewohnt haben könnte.

ganz abgebrochen hatten, daß der Papst ihre laue Gesinnung schmerzlich empfand und bitter rügte. Niemandem unter den deutschen Erzbischöfen schenkte er zu dieser Zeit wohl größeres Vertrauen als Udo von Trier, und gerade von Udo besitzen wir ein Schreiben an den Papst, welches um die Zeit jener Citationen abgefaßt ist und am deutlichsten zeigt, wie verbreitet die Mißstimmung des deutschen Klerus gegen das gewaltsame Auftreten desselben war. Gregor hatte nämlich Udo aufgetragen einen Kleriker des Bisthums Toul, der sich gröblich gegen seinen Bischof vergangen, dann aber die Hülfe des Papstes in Anspruch genommen hatte, vor den Censuren des Beleidigten zu schützen, zugleich aber die Kleriker der Touler Diöcese unter Androhung des Banns zu vernehmen, ob ihr Bischof ohne Simonie sein Amt überkommen habe; derselbe wurde in dem päpstlichen Anschreiben, obgleich seine Schuld bisher ganz unerwiesen, bereits als ein reißender Wolf und ein Erbischof bezeichnet. Udo hatte auf seine eigene Hand ein so unerhörtes Verfahren nicht einschlagen wollen und deshalb eine Synode berufen. Mehr als zwanzig Bischöfe waren auf derselben erschienen und hätten einstimmig erklärt, ein unerträgliches Joch werde ihnen auferlegt, wenn sie Untergebene unter Androhung des Banns gegen ihre geistlichen Oberen verhören sollten; sie hatten überdies die entehrenden Ausdrücke des päpstlichen Schreibens gegen den verdächtigten Bischof, ehe seine Schuld dargethan war, auf das Bestimmteste mißbilligt und Udo beauftragt ihre Meinung dem Papst mitzutheilen, daß er sich künftig ähnlicher Anordnungen zu enthalten habe. Dies that Udo in dem erwähnten Schreiben und schien hierzu um so mehr berechtigt, als die nachher angestellte Untersuchung Nichts ergab, was man dem Bischof von Toul zur Last legen konnte. „Wir ersuchen euch dringend" — so schließt er den Brief — „uns in Zukunft mit so lästigen Aufträgen zu verschonen, da weder wir sie ausführen können, noch Genossen finden, die uns dabei die Hand bieten wollen."

Unverkennbar war die Mißstimmung des deutschen Episcopats gegen Rom fast allgemein. Nur jene sächsischen Bischöfe, die in offener Empörung gegen den König standen, namentlich Burchard von Halberstadt, hätten gern dem Papst die Hand gereicht. Aber er mußte sie zurückweisen und jede nähere Verbindung gerade mit den Sachsen geflissentlich meiden, so lange er Hoffnung hatte, daß der König seine Versprechungen erfüllen würde. Und diese Hoffnung, obschon sie schwächer

werden mochte, gab er noch immer nicht auf. Ueberdies lagen in einem offenen Bruch mit dem König für ihn die größten Gefahren. Schon sah er sich ein ähnliches und gefährlicheres Schisma in Deutschland bilden, als er seit langen Jahren in der Lombardei bekämpft hatte; schon sah er die Schismatiker auf beiden Seiten der Alpen sich nähern: Nichts hatte er mehr da zu vermeiden, als den König geflissentlich auf die Seite der überall gegen ihn erwachenden Opposition zu drängen. Wie eng verwandt der lombardischen Bewegung ihm die deutsche erschien, die sich lauter und lauter gegen Roms Decrete erhob, zeigt sich deutlich darin, daß er bald darauf auch gegen den deutschen Klerus ein Mittel in Anwendung brachte, dessen Wirkung er an den Lombarden bereits hinreichend erprobt hatte.

Brieflich forderte Gregor am 11. Januar 1075 die Herzöge Rudolf, Berchthold und Welf auf, den Messen simonistischer und verheiratheter Priester überall hindernd entgegenzutreten und sich durch keine Einsprache der Bischöfe einschüchtern zu lassen; fänden sie bei ihrem Einschreiten gegen die ungehorsamen Priester Widerspruch, so sollten sie sich auf die päpstlichen Befehle berufen und die Widersprechenden nach Rom verweisen. Eine verwandte Aufforderung, die Messen simonistischer oder beweibter Geistlichen zu meiden, erging an alle Kleriker und Laien in Deutschland, denen überdies der Papst jeden Gehorsam gegen diejenigen Bischöfe untersagte, welche die Verheirathung der Priester, Diakone und Subdiakone ferner dulden würden. Es hieß dies nichts Anderes, als die Pataria nach Deutschland verpflanzen, den inneren Krieg, der in der Lombardei wüthete, auch diesseits der Alpen entzünden.

In welche Verwickelungen und Zerwürfnisse der Papst gerathen war, zeigte die große römische Synode, die in den letzten Tagen des Februar 1075 abgehalten wurde. Eine lange Reihe kirchlicher Strafen wurde in ihr verhängt, welche scharf die Lage der Dinge bezeichnet. Fünf Räthe König Heinrichs trennte der Papst wegen Simonie von der kirchlichen Gemeinschaft und erklärte sie für excommunicirt, wenn sie nicht bis zum 1. Juni nach Rom kämen und Genugthuung leisteten. Erzbischof Liemar von Bremen wurde wegen Ungehorsams aufs Neue vom Amt suspendirt und vom Genuß des Abendmahls ausgeschlossen. Gleiche Strafen trafen die Bischöfe Werner von Straßburg und Heinrich von Speier; auch Hermann von Bamberg wurden sie angedroht, wenn er nicht vor dem Osterfeste nach Rom käme, um sich persönlich

vor dem Richterstuhle des Papstes zu rechtfertigen. Von den lombardischen Bischöfen, welche sich im Kampf gegen die Pataria hervorgethan hatten, wurden Wilhelm von Pavia und Kunibert von Turin vom Amt suspendirt, Dionysius von Piacenza entsetzt. Gegen Robert Guiscard wurde der Bann erneuert und dieselbe Strafe über einen anderen Normannen, Robert von Loritello, verhängt, der Besitzungen des heiligen Petrus an sich gerissen hatte. König Philipp von Frankreich sollte den päpstlichen Legaten Bürgschaften für seine Sinnesänderung geben, widrigenfalls auch er in den Bann verfallen würde.

Schon dieses Strafregister beweist, daß Gregors Hauptangriff sich damals gegen die deutsche Kirche richtete, und noch mehr zeigen es die allgemeinen Beschlüsse der Synode. Sie schärften die früheren Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe ein, welche dann durch Synodalschreiben an die deutschen Bischöfe verbreitet wurden; sie erneuerten zugleich den Kanon Nicolaus II. gegen die Messen verheiratheter Priester, welcher bisher seine hauptsächliche Bedeutung für die Lombardei gehabt und dort der Pataria als kräftige Waffe gedient hatte, jetzt aber recht geflissentlich zu demselben Zweck in Deutschland zur Publicität gebracht wurde. Diesem Hauptangriff gegen den deutschen Klerus ging jedoch ein anderer zur Seite, der sich unmittelbar gegen den König richtete. Denn der Papst hatte nicht allein fünf von Heinrichs vertrautesten Räthe von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, sondern veröffentlichte auch zuerst auf dieser Synode das Verbot der Laieninvestitur, welches Niemand mehr als den König berührte und berühren sollte. Man weiß, welche verhängnißvollen Folgen dieses Verbot hatte, welche furchtbaren Kämpfe es später erregte: um so wichtiger ist die Frage, ob Gregor jene Folgen vorausgesehen, jene Kämpfe beabsichtigt habe, oder mit anderen Worten, ob er durch dies Verbot jede Möglichkeit einer Verständigung mit dem Könige abschneiden wollte. Um seine Absicht bei diesem Schritt zu erkennen, wird man sich sein bisheriges Verhältniß gegen Heinrich noch einmal vergegenwärtigen müssen.

Nicht der geringste Zweifel kann darüber obwalten, daß Gregor noch bis vor Kurzem ernstlich an eine versöhnliche Stimmung des Königs geglaubt hatte. Nicht allein der reumüthige Brief desselben mit seinen großen Versprechungen, auch die freundliche Aufnahme seiner Legaten hatte diesen Glauben in ihm erregt und befestigt, und selbst die immer verzögerte Erfüllung mancher Versprechungen, namentlich in Be-

treff der Mailänder Kirche, hatte ihn nicht zu erschüttern vermocht. Mehr in den Räthen des Königs, als in ihm selbst, sah Gregor die Schuld, wenn seine Forderungen nicht sämmtlich befriedigt, namentlich in Mailand Nichts geändert würde. Deshalb wandte er sich noch am 7. December 1074 in einem eigenhändigen Schreiben, dessen wir schon gedachten, an den König und beschwor ihn jene Räthe zu entlassen. Aber dieses Schreiben, obschon in dem herzlichsten und beweglichsten Tone abgefaßt, blieb ohne Wirkung: der König behielt seine Räthe, und in Mailand gingen die Dinge den alten Gang. Seitdem mußten beim Papste ernste Bedenken entstehen, ob der König seine Zusagen gutwillig erfüllen würde, ob derselbe wirklich eine Verständigung mit ihm wolle. Und doch wurde die Verständigung für Gregor selbst bei der wachsenden Opposition des deutschen Episcopats und ihrer Rückwirkung auf die Lombardei mit jedem Tage wünschenswerther. Erreichte er sie, so wurde dem neuen drohenden Schisma jede nachhaltige Bedeutung von vornherein genommen; dauerte der bisherige Zwiespalt zwischen der römischen Curie und dem königlichen Hofe länger fort, so war nicht nur zu besorgen, daß die Opposition der Bischöfe erstarken, sondern auch daß sie den König fortreißen würde. Alles mußte demnach Gregor aufbieten, um seine Sache mit dem König zum Austrag zu bringen, und da die gütlichen Mittel erschöpft schienen, blieb ihm nur der Weg des Zwangs. Seine damaligen Maßregeln beabsichtigten also keineswegs eine Verständigung mit dem Könige unmöglich zu machen, sondern vielmehr ihn zu entgegenkommenden Schritten zu drängen: aus diesem Gesichtspunkt allein scheinen sie uns zu begreifen.

Die Ausschließung der königlichen Räthe aus der Kirche hatte Rom schon einmal zu ähnlichem Zwecke angewandt und nicht ohne Erfolg: was lag daher näher, als diese Maßregel jetzt zu wiederholen, um einen gleichen Erfolg zu erzielen? Aber vielleicht noch größere Wirkung erwartete Gregor von dem Investiturverbot, welches nach seiner Meinung dem König keine Wahl ließ, als in neue Unterhandlungen mit Rom zu treten, zu denen er ihn sogar selbst unverzüglich aufforderte.

Die Frage, ob die Investitur, d. h. die Belehnung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab, durch Laien kanonisch sei, war längst aufgeworfen. Die Reformpartei hatte sie seit Jahren eifrig verhandelt und sich meist für ihre Verneinung entschieden; auch Gregor selbst, der ihr schon zu Alexanders II. Zeiten in Mailand eine überaus praktische

Bedeutung gegeben hatte. Aber zum ersten Male wurde das Investiturverbot jetzt vom Stuhle Petri herab verkündigt. Wir kennen das Verbot nicht in seiner damaligen, seiner ursprünglichen Fassung, doch lag sie sicherlich derjenigen näher, in welcher es noch im November 1078 wiederholt wurde, als jener schroffen Form, die es erst im März 1080 erhielt. Ist dem so, dann wurde allerdings bereits damals alle und jede Laieninvestitur bestimmt untersagt und als ungültig erklärt, auch jedem von Laienhand Investirten die Strafe der Excommunication bis zu gebührender Genugthuung auferlegt: aber es wurde noch keine Strafe für den bestimmt, der die Investitur ertheilte. Wie allgemein übrigens das Verbot auch gefaßt war, richtete es sich doch zunächst und zumeist auf die Verhältnisse des deutschen und italienischen Reichs; es tastete am schärfsten und unmittelbarsten die Machtstellung König Heinrichs an, und zwar, wie Gregor recht wohl wußte, gerade an ihrer empfindlichsten Stelle. Deshalb ließ er auch dem Könige sofort durch einige Getreue desselben, welche der Synode beiwohnten, melden: über die Aenderung des bisherigen schlechten Herkommens bei Besetzung der geistlichen Stellen möge er sich nicht zu sehr beunruhigen, sondern kirchliche und verständige Männer aus seinem Reiche nach Rom senden; ihren Rathschlägen wolle er, der Papst, gern Gehör schenken, wenn sie eine Auskunft ermitteln könnten, wie er ohne Beeinträchtigung seines Gewissens das erlassene Verbot zu mildern vermöge.

Es ist klar, daß Gregor nach dem Erlaß des Verbots den Weg der Unterhandlungen mit dem König unmittelbar aufs Neue zu betreten gedachte, daß er sogar die Bestimmungen desselben zu ändern entschlossen war, sobald Heinrich sich in den Punkten nachgiebig bewies, über welche sich Rom am meisten zu beschweren hatte, sobald er namentlich in der Mailänder Sache seine Versprechungen erfüllte. Hieraus erhellt auch, weshalb der Papst eben so geflissentlich diesen kanonischen Beschluß der Verbreitung entzog, wie er die anderen Satzungen der Synode in die Oeffentlichkeit brachte: noch nach Jahren konnten sich deutsche Bischöfe darauf berufen, daß sie das Verbot gar nicht kannten. Der Papst wollte sich offenbar für die beabsichtigten Unterhandlungen mit dem König die Hand völlig frei halten. So unterließ er jede Veröffentlichung eines Verbots, dem er die größte Publicität hätte geben müssen, wenn er es für mehr als eine Drohung angesehen hätte, durch welche er einen anderen Zweck zu erreichen hoffte. Auch der König hat es nicht anders

betrachtet. Die Laieninvestituren hatten den früheren Fortgang, und das Verbot blieb ohne erhebliche Wirkung, so lange die Verhandlungen Heinrichs mit dem Papste währten; erst nach dem Abbruch derselben gewann es seine eigentliche Bedeutung. —

Constantinopel und Jerusalem waren vergessen; den Papst umdrängten im Abendlande andere und schwerere Sorgen. Ein Widerstand erhob sich hier gegen ihn in der Kirche, wie er kaum ihn erwartet hatte, vor Allem in Italien und Deutschland. Die Dinge konnten die übelste Wendung nehmen, wenn es ihm nicht gelang, sich den halb geneigten, halb widerstrebenden Sinn des Königs ganz zu unterwerfen. Denn lediglich auf Unterwerfung war es bei der angeblichen Verständigung abgesehen. Nie hat Gregor daran gedacht, von jenen Versprechungen etwas nachzugeben, welche dem König die Noth abgepreßt hatte und durch die er sich ganz in die Gewalt des Papstes zu geben schien. Auf diese Versprechungen kam er immer wieder zurück und wandte alle Mittel eines erfahrenen Politikers an, um den König zur Erfüllung dieser Zusagen zu zwingen. Nicht von fern war er gewillt, welchen Gefahren er auch entgegengehen mochte, sich in eine ähnliche Abhängigkeit vom König zu setzen, wie seine Vorgänger, oder irgend eine der Bedingungen aufzugeben, die ihm für die Freiheit und Herrschaft der römischen Kirche wesentlich schienen.

Wie wenig die Erfahrungen der letzten Zeit Gregors Ansprüche herabgestimmt hatten, zeigt ein merkwürdiges Schriftstück, welches uns unter seinen Briefen vom März 1075 erhalten ist. Einst hatte er von Petrus Damiani eine Zusammenstellung der Vorrechte des apostolischen Stuhls verlangt, um sie als Richtschnur in den Kämpfen der Zeit zu gebrauchen: jetzt legte er selbst in dem erwähnten Schriftstück eine solche Zusammenstellung an. Es besteht aus siebenundzwanzig kurzen Sätzen, welche meist dem Pseudoisidor, zum Theil sogar wörtlich entlehnt sind. Ausgehend von den Behauptungen, daß die römische Kirche von dem Herrn selbst gegründet sei und ihrem Bischof allein der Name eines allgemeinen Bischofs gebühre, nimmt Gregor die Verwaltung und die richterliche Gewalt in der ganzen Kirche in dem gleichen Umfange, wie Pseudoisidor, in Anspruch. Aber weit geht er über dessen Forderungen hinaus, indem er zugleich die Unterwerfung aller weltlichen Gewalten unter das Papstthum verlangt. Noch nie, selbst nicht von Nicolaus I., waren von den römischen Bischöfen Ansprüche erhoben worden, wie sie Gregor in

folgenden Sätzen ausspricht: Der Papst allein kann sich der kaiserlichen Insignien bedienen; seine Füße allein haben alle Fürsten zu küssen; sein Name allein darf in dem Kirchengebet genannt werden, und kein Name in der Welt ist seinem zur Seite zu stellen; ihm ist erlaubt Kaiser abzusetzen und Unterthanen von der Pflicht gegen abtrünnige Fürsten zu entbinden.

Oft genug ist gesagt worden, Gregor habe die Freiheit der Kirche gewollt, und unzweifelhaft war sie sein Ziel. Aber die Freiheit der Kirche sah er nicht in ihrer Trennung vom Staate, sondern in ihrer Herrschaft über denselben. Auch kannte er keine andere Freiheit der Kirche, als in der Durchführung des strengsten Romanismus, des absoluten Papismus innerhalb ihrer selbst. Dahin zielen die meisten dieser Sätze, von denen der eine der römischen Kirche die unbedingte Infallibilität zuschreibt, ein anderer jedem kanonisch eingesetzten Papst den zweifellosen Anspruch auf Heiligkeit beimißt. Klar spricht Gregor aus, daß der Papst allein ohne jede Mitwirkung einer Synode Bischöfe abzusetzen und Excommunicirte wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen berechtigt sei, daß kein Urtheilsspruch von ihm an ein anderes Forum gezogen, er selbst von Niemandem gerichtet werden könne.

So vorbereitet der Papismus im Occident war, lehrte doch der Augenschein, daß er mit den kirchlichen Gewalten selbst noch schwere Kämpfe zu bestehen haben würde. Nur zu gut wußte dies Gregor und gab seine Pläne für den Orient auf, um mit ungetheilter Kraft die Sache des Papstthums im Abendland gegen den Klerus durchzufechten. Er hoffte dabei in dem Erben des Kaiserthums, der sich in einem Augenblick der Verzweiflung ihm ergeben, Beistand zu finden. Aber war im Ernst zu erwarten, daß dieser ihm die Hand reichen würde, um in der Geistlichkeit Italiens und Deutschlands eine Opposition niederzuwerfen, deren Vernichtung das Kaiserthum selbst fast ganz in die Gewalt der römischen Curie geben mußte? Sollte sich Heinrich in der That durch Schreckmittel zwingen lassen Versprechungen zu halten, welche ihm lediglich die Noth abgepreßt hatte? Hinreichend hatte er bereits gezeigt, daß er wenig Neigung trug, seine Zusagen in ihrem ganzen Umfange dem Papste zu erfüllen, und unschwer war vorauszusehen, daß alle Versuche ihn auf den Boden derselben zurückzuführen scheitern würden, sobald er den Aufstand der Sachsen überwältigt hätte. Die Geschicke Roms hingen auch

diesmal, wie so oft, von der Entwickelung unserer deutschen Verhältnisse ab.

12.

Der Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV.

Des Königs Erniedrigung.

Eine Fürstenverschwörung, wie es viele andere im Reiche gegeben hatte, bot den ersten Anstoß zum Aufstand der Sachsen: nie hätte die Bewegung ihre furchtbare Gewalt, nie eine so nachhaltige Kraft gewinnen können, wenn nicht das ganze Sachsenvolk mit Argwohn und Ingrimm gegen den jungen König längst erfüllt gewesen wäre. Eine populare Erhebung fand Heinrich in Sachsen alsbald zu bekämpfen, wie sie seit der Gründung des Reichs unerhört war.

Wir wissen, welchen Ruhm sich einst ein anderer Heinrich durch die ersten planmäßigen Burgbauten im Sachsenlande gewonnen hatte: wunderbar, daß es jetzt gerade Burgbauten waren, die den Unwillen des Volks gegen den König erregten. Noch immer war Sachsen ärmer an Burgen, als die anderen Theile des Reichs, und gegen die Angriffe der Wenden, Dänen und Polen keineswegs nach Gebühr geschützt; auch hören wir nicht, daß die Burgen der Fürsten und des Adels, wie sie gerade in jener Zeit und meist ohne Einwilligung des Königs in nicht geringer Zahl erbaut wurden, eine ähnliche Mißstimmung im Volke erweckt hätten: es waren also weniger die Burgen selbst, welche die Menge aufbrachten, als der Zweck, dem man Heinrichs Bauten dienstbar glaubte. Denn dieser Zweck schien kein anderer sein zu können, als das Volk dem Willen des Königs zu beugen, es zu besteuern und zu knechten, wie man meinte und offen aussprach. Kein Volk aber war stolzer und eifersüchtiger auf die ererbte Freiheit und seine alten Rechte, als die Sachsen.

Noch war der Stand der freien Bauern in Sachsen zahlreich genug, noch war er hier der Waffen nicht ganz entwöhnt, und das Wort Knecht klang diesen Bauern ebenso widerwärtig in die Ohren, wie den mächtigsten Herren. Sie zeigten sich deshalb als geschworene Feinde der

ritterlichen Mannen, welche in den königlichen Festen lagen. Jeder ungewohnte Dienst, welchen die Besatzungen forderten, galt ihnen als ein unerträglicher Eingriff in ihre Rechte; jeder Liebeshandel eines königlichen Kriegsmannes mit ihren Weibern und Töchtern als ein mit Blut zu sühnender Frevel. Und nicht weniger, als diese Mannen, haßten sie ihren Gebieter, den König, und alle jene prunkenden und übermüthigen Hofleute aus Schwaben und Hessen, die ihn zu Goslar und auf der Harzburg zu umgeben pflegten. Nur darauf, meinten sie, habe es der König abgesehen, diese seine Günstlinge im Lande anzusiedeln und die alten Besitzer zu verdrängen oder doch zu deren Knechten zu machen. Diese Stimmung herrschte besonders unter den Bauern am Harz, da hier und in den angrenzenden thüringischen Gegenden die meisten Burgen des Königs lagen; aber sie verbreitete sich allmählich weiter und weiter durch alle Gaue des sächsischen Landes.

So wurde es den verschworenen geistlichen und weltlichen Fürsten nur zu leicht, die Aufregung des Volkes zum offenen Aufstand zu steigern. Sie mochten sich einbilden, daß es ihnen eben so leicht fallen würde, die aufständige Masse dann ganz nach ihrem Willen zu lenken: aber die Folge zeigte, wie sehr sie sich hierin irrten. Bald genug wurde klar, daß die Interessen der Herren von denen des Volks doch sehr verschieden waren, wie denn auch die Bischöfe, welche am Aufstand theilnahmen, meist gar nicht aus Sachsen, sondern aus dem oberen Deutschland stammten.

Die Verschwörung ging ursprünglich von dem Billinger Hermann, den Bischöfen Burchard von Halberstadt und Hezil von Hildesheim aus, die alsbald auch Otto von Nordheim gewannen. Wie verschieden die Beweggründe sein mochten, welche die Verschworenen zusammengeführt hatten, sie waren einig in ihrem Haß gegen den König und jene Günstlinge, die seit Annos Sturz am Hofe allmächtig schienen, wie auch einig in dem nächsten Zweck, den sie erreichen wollten: Magnus aus dem Kerker zu befreien und in das Herzogthum seiner Ahnen einzusetzen. Für diesen echt sächsischen Zweck ließen sich leicht die Gemüther im Lande gewinnen: die Verschwörung hatte deshalb die schnellsten Fortschritte gemacht. Nichts scheint dieselben mehr gefördert zu haben, als daß sich die Meinung verbreitete, die großen Rüstungen, welche im Sommer gegen die Polen betrieben wurden, sollten vor Allem dem König zur Unterdrückung Sachsens dienen.

Welche Ausdehnung die Verschwörung der Fürsten gewonnen hatte, konnte dem König nicht lange verborgen bleiben, nachdem er im Juni 1073 von dem oberen Deutschland nach Sachsen zurückgekehrt war. Während die Herzöge von Schwaben, Baiern und Kärnthen zu der großen Heerfahrt, die am 22. August angetreten werden sollte, zu rüsten begannen, wollte er selbst in Sachsen die Vorkehrungen für dieselbe treffen: es hing wohl mit diesen zusammen, daß er zum Peter- und Paulstag (29. Juni) die sächsischen Fürsten insgesammt nach Goslar beschied. Hier zuerst wurde, wie es scheint, ihm klar, daß die Verschwörung zum Ausbruch reif war.

Die Fürsten hatten sich überaus zahlreich in der Pfalz zu Goslar eingefunden, die ostfälischen vollständig und mit ihnen sämmtliche Markgrafen. Aber der König erschien nicht in ihrer Mitte. Vergeblich erwarteten sie ihn vom Morgen bis zum Abend, bis sie beim Einbruch der Nacht von Einem der Höflinge erfuhren, daß er durch eine Hinterthür die Pfalz verlassen und sich spornstreichs nach der Harzburg begeben habe. Diese Nachricht versetzte sie in solche Wuth, daß sie sofort dem König offen den Gehorsam aufkündigen wollten: nur der alte Markgraf Dedi hielt sie von einem so übereilten Schritt zurück. Aber noch in derselben Nacht hielten sie in einer Kirche zu Goslar eine geheime Versammlung, in welcher sie Zeit und Stunde zu einer großen Tagfahrt für das ganze Sachsenvolk verabredeten; dort sollten die nothwendigen Maßregeln beschlossen werden, um die bedrohte Freiheit Sachsens gegen den König zu vertheidigen.

Bruno von Merseburg, der eine überaus parteiische Darstellung der Kämpfe Heinrichs mit den Sachsen hinterlassen hat, erzählt allein von diesem Vorgange, und man hat seinem Bericht alle Glaubwürdigkeit abgesprochen. Gewiß mit Unrecht; aber schwer wird man sich überzeugen, daß der König, der selbst die Fürsten berufen hatte, mit ihnen lediglich ein übermüthiges Spiel, wie Bruno glauben machen möchte, getrieben habe. Wahrscheinlicher ist, daß der König inzwischen Kenntniß von der Verschwörung erlangt hatte und Zwangsmaßregeln von den Fürsten besorgte; gesteht doch Bruno selbst, daß diese deshalb so zahlreich in Goslar erschienen seien, weil sie den Drangsalen Sachsens endlich ein Ziel zu setzen gehofft hätten. Jedermann weiß, und am besten wußte es der König, wie sie ihre Beschwerden durchzusetzen pflegten. An die Tage

von Kaiserswerth und Tribur mochte Heinrich gedenken, als er der Pfalz in Goslar den Rücken wandte, um sich auf der Harzburg zu sichern.

Die Großen, welche außer den oben genannten damals bereits der Verschwörung angehörten oder doch in der nächsten Zeit ihr beitraten, waren: Erzbischof Wezel von Magdeburg, Annos Bruder; die Bischöfe Eilbert von Minden, Immed von Paderborn, Werner von Merseburg, Benno von Meißen, sämmtlich zu Anno, Wezel und Burchard in naher Freundschaft stehend; die Markgrafen Udo von der Nordmark, ein Verwandter des Königs, Ekbert von Meißen, ein noch nicht waffenfähiger Knabe, des Königs Vetter, und der alte Dedi von der Lausitz, der von Neuem durch sein ehrgeiziges Weib zum Aufruhr getrieben wurde; der sehr angesehene Pfalzgraf Friedrich, der Bruder Adalberts von Bremen, der Graf Adalbert von Ballenstädt, einst bereits Dedis Genosse im Aufstande, endlich die Grafen Dietrich, Otto, Konrad und Heinrich. Die Stellung anderer angesehener Männer war zweifelhafter Art. So war Bischof Friedrich von Münster, des Markgrafen Dedi Bruder und Annos Freund, zwar noch nicht der Verschwörung beigetreten, aber seine ganze Lage zog ihn doch zu den Verschworenen hin.

Zu der anberaumten Tagfahrt, die wahrscheinlich zu Wormsleben am süßen See bei Eisleben gehalten wurde, erschienen alle diese Fürsten; zugleich strömten von weit und breit die sächsischen Bauern zu ihr zusammen. Viele kamen, ohne zu wissen, um was es sich handelte, und Otto von Nordheim, dem ein vielbewegtes Leben und unbestrittener Kriegsruhm die erste Stelle unter den Herren anwiesen, übernahm es, den Zweck der Versammlung darzulegen. Von einer Anhöhe herab sprach er zu der Menge. Er erinnerte an die Beschädigungen, welche die Umwohner der neuen Burgen durch die Besatzungen derselben erlitten, wie ihnen ihr Eigenthum genommen, sie und ihr Gesinde zu Frohndiensten gezwungen, ihre Weiber und Töchter beschimpft seien. Dies Alles, sagte er, sei nur der Anfang der Leiden, welche dem Sachsenvolk bevorständen; Burgen würden sich so weiter an Burgen reihen, und sei das ganze Land von ihnen umschlossen, so werde sich der König nicht mehr am Raube von Einzelnem und an Einzelnen begnügen, sondern Allen Alles nehmen, das Land an Fremde vertheilen und die alten freien Bewohner zu Knechten der Fremdlinge machen; Nichts könne freie Männer abhalten, solche Schmach mit den Waffen in der Hand

abzuwehren, selbst nicht der Eid, den sie wohl dem Könige, aber nicht einem Tyrannen geschworen. Damit aber Nichts, schloß er, unüberlegt und in Uebereilung geschehe, solle Jeder hier öffentlich seine besonderen Beschwerden gegen den König vortragen, dann aber die Gesammtheit entscheiden, ob hinreichender Grund, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, vorhanden sei.

Darauf erhoben zuerst Erzbischof Wezel und Bischof Burchard ihre Klagen, dann Otto von Nordheim, Graf Hermann und Pfalzgraf Friedrich. Aber diese Beschwerden machten weniger Eindruck auf die Bauern, als die Anklagen, welche zwei wohlhabende und angesehene Männer aus ihrem Stande gegen den König erhoben. Es waren Friedrich, nach seinem Wohnort „vom Berge" genannt, und Wilhelm von Lothsleben, den man wegen seines Reichthums und Wohllebens wohl den König von Lothsleben hieß. Jener betheuerte, der König habe ihm die freie Geburt bestritten und ihn als Ministerialen in Anspruch genommen; dieser behauptete, er sei vom König mehrerer Güter beraubt. Verlust der Freiheit und des Eigenthums: das eben war es, was die Bauern fürchteten. Friedrichs und Wilhelms Beschwerden entflammten daher ihre Leidenschaften, und jede neue Klage ähnlicher Art goß Oel in das Feuer. Einmüthig beschloß die versammelte Menge die Waffen gegen den König zu ergreifen. Die Fürsten gelobten den Bauern, die Bauern den Fürsten eidlich Beistand: gemeinschaftlich wolle man die Freiheit und die alten Rechte des Landes schützen. Es sollen über sechszigtausend Sachsen gewesen sein, die sich so eidlich zum Widerstand gegen den König verpflichteten.

Indessen verweilte der König auf der Harzburg, wo er mindestens seine Person gesichert glaubte. Er sah den Aufstand höher und höher schwellen und empfing zugleich die schlimmsten Nachrichten von Lüneburg. Graf Hermann hatte dort mit seinen Mannen die kleine Besatzung überrumpelt, der junge Eberhard von Nellenburg sich mit seinen Leuten ergeben müssen, und der Tod war den Königlichen angedroht, wenn nicht Magnus endlich der Haft entlassen würde. Man drang in den König den gefangenen Billinger frei zu geben: aber er konnte sich, so tief ihn das Schicksal der Seinen bekümmerte, zu diesem Schritt nicht entschließen. Nicht allein daß er damit einen langen mit großer Festigkeit verfolgten Plan hätte aufgeben müssen, er fürchtete auch, der Aufstand möchte in Magnus erst den rechten Führer finden; überdies glaubte er in

der Person desselben noch das sicherste Unterpfand gegen Gewaltthätigkeiten der Sachsen zu haben.

Wer Heinrichs Rührigkeit kennt, wird sich nicht überreden, daß er unthätig der offenkundigen Gefahr entgegengesehen habe, die ihn bedrohte. Alles weist vielmehr darauf hin, daß er mit den Herzögen des oberen Deutschlands sich schleunigst in Verbindung setzte. Bald erschien Herzog Berchthold auf der Harzburg und gewiß nicht, wie Lambert meint, durch Zufall. Dem Könige mußte Alles daran liegen, daß die Heereskräfte der Herzöge sich in möglichster Eile sammelten: an ihrer Spitze hatte er die Sachsen weniger zu fürchten, als sie ihn. In wenigen Wochen konnte er an der Spitze eines großen Heeres stehen; seine Sache stand günstig genug, wenn ihm die Sachsen durch Unterhandlungen hinzuhalten gelang, bis die Herzöge mit ihren Schaaren zu ihm stießen.

Auch die Sachsen begriffen, in welche Bedrängniß sie durch Zögern gerathen müßten. Sie stürmten zu entscheidender That. Fürsten und Bauern griffen zu den Waffen, schaarten sich zusammen und brachen gegen Goslar und die Harzburg auf; bald bezogen sie vor der Burg ein Lager. Nur wenige Tage nach jener großen Tagfahrt — um den 1. August — war der König von einem großen, kriegsgerüsteten Heer in der Harzburg belagert. Der Ungestüm der Bauern war so groß, daß sie die Fürsten nur mit Mühe von einem Sturm auf die Burg zurückhalten konnten.

Die Schnelligkeit der Sachsen überraschte den König, aber er hoffte auch jetzt noch durch Unterhandlungen sie zu beschwichtigen. Von seiner Seite sandte er Herzog Berchthold, Bischof Friedrich von Münster und seinen Kapellan Siegfried in das feindliche Lager. Diese Männer, den Sachsen völlig unverdächtig, meldeten im Namen des Königs: er sei über ihre Auflehnung erstaunt, da er sich keines Vergehens gegen sie bewußt sei, welches sie zu einem solchen Schritte berechtigen könne; sie sollten die Waffen niederlegen und ihm ihre Beschwerden vortragen; bereitwillig werde er sie hören und Alles, was nach dem Rathe der Fürsten und seiner Freunde abzustellen sei, abstellen. Zugleich warnte Herzog Berchthold die Sachsen vor einem Unternehmen, welches weit ihre Kräfte übersteige und niemals von den Fürsten des Reichs gebilligt werden könne; sie möchten der Vernunft lieber als dem Zorne Raum geben und die königliche Majestät achten, die selbst die Barbaren für heilig und

unverletzlich hielten. Auf das Dringendste rieth er ihnen die Waffen niederzulegen und die Entscheidung eines Reichstags über ihre Beschwerden zu erwarten.

Otto von Nordheim antwortete im Namen der Sachsen: sie seien nicht ausgezogen, um einen Bürgerkrieg zu beginnen, und wollten dem Könige wie bisher in aller Treue dienen, wenn er sie nicht tyrannisch behandelte, aber sie verlangten, daß er die in ihrem Lande errichteten Burgen sofort abbreche; weigere er sich dessen, so wüßten sie den Zweck derselben und würden ihre Freiheit und ihr Eigenthum gegen Jedermann unter Gottes Beistand vertheidigen. Dem Urtheile der anderen deutschen Fürsten, erklärten die Sachsen, würden sie ihre Beschwerden nicht unterwerfen, da es sich lediglich um ihre eigene Sache handele und die anderen Länder des Reichs nicht in gleicher Lage seien. Mit dieser wenig befriedigenden Antwort kehrten die Gesandten zum König zurück und suchten ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Sachsen zu bewegen.

Der König konnte es, so gefahrvoll seine Lage war, nicht über sich gewinnen, in die Forderungen der Sachsen zu willigen; er ergriff vielmehr den Gedanken, sich durch die Flucht der Gewalt seiner Gegner zu entziehen. Wie vor Kurzem von Goslar nach der Harzburg, so wollte er jetzt von hier nach Hessen und Franken sich wenden; dort hatte er zuverlässige Anhänger, dort mußte in kürzester Zeit das Reichsheer sich sammeln. Ließ er wirklich, wie Lambert berichtet, die Unterhandlungen mit den Sachsen noch fortsetzen, so that er es nur, um sie über seine Absicht zu täuschen.

Die Sachsen ahnten, daß der König auf Flucht denke, und hielten deshalb die Wege von der Burg zum Thal besetzt. Aber weithin lag dichter Wald um dieselbe, und alle Pfade, die das Dickicht durchkreuzten, zu beobachten war unmöglich. So gelang es Heinrich zu entkommen. Die Reichsinsignien und einen Theil des Schatzes sandte er unter Bedeckung voraus. Die Harzburg übergab er den muthigsten und ritterlichsten Jünglingen aus seinem Gefolge mit dem Auftrag, sie unter allen Umständen zu behaupten und den Feind möglichst lange über seine Abwesenheit zu täuschen; in ihrer Gewalt ließ er auch den Billinger Magnus. In der Nacht vom 8. zum 9. August brach er dann auf, begleitet von Herzog Berchthold, den Bischöfen Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück nebst einigen anderen Vertrauten. Ein Jägersmann

aus der Umgegend führte den kleinen Zug; der Führer kannte Weg und Steg, nicht minder der König selbst, der oft genug in diesen Wäldern der Waidlust obgelegen hatte. Nicht ohne Besorgniß verfolgte man Anfangs die Pfade durch das rauschende Dickicht; selbst als man auf geebnete Wege kam, schwand nicht alle Furcht. Drei Tage setzte man ohne Unterbrechung die Reise fort; erst am 12. August gönnte man sich in Eschwege einige Ruhe. Ergebene Anhänger schlossen sich hier dem Könige in größerer Zahl an, und es war kein kleiner Zug mehr, der am folgenden Tage in die Abtei Hersfeld einritt. Hier war der König sicher, und schon begann sich das Reichsheer zu sammeln, theils bei Mainz, theils in der nächsten Umgebung des Klosters.

Niemand empfand tiefer die Schmach dieser Flucht als Heinrich in seinem stolzen Herzen: aber er hoffte sie schnell vergessen zu machen und das Reichsheer gegen die Sachsen führen zu können. Blieb diesen seine Flucht auch nur wenige Tage verborgen, so konnte er erwarten, sie mit weit überlegenen Streitkräften unvorbereitet zu überfallen und gründlich zu demüthigen. Die Entfernung des Königs wurde aber sofort den Sachsen bekannt. Die Nachricht von derselben erschreckte sie auf das Höchste, da sie einsahen, daß sie es jetzt nicht allein mit Heinrich, sondern auch mit den Fürsten des Reichs zu thun haben würden. Nichts Anderes blieb ihnen übrig, als sich zu einem großen Kampf zu rüsten: sie thaten es mit allem Eifer. Während die Harzburg belagert blieb, wurde der Aufstand im ganzen Lande organisirt. Man nahm die Güter des Königs in Beschlag, verjagte überall die Dienstleute und Anhänger desselben. Auch Erzbischof Liemar von Bremen, der gleich seinem Vorgänger mit dem Billinger in stäter Feindschaft lebte und mit Graf Hermann in offener Fehde stand, mußte das Land verlassen und sich zum Könige flüchten.

Und schon breitete sich der Aufstand auch über Thüringen aus, wohin gleich nach der Flucht des Königs die Sachsen eine Gesandtschaft abgeordnet hatten. Auf einer zahlreich besuchten Tagfahrt zu Triteburg an der Unstrut (unweit Tennstädt) hörten die Thüringer das Hülfegesuch ihrer Nachbarn. Gerade in ihrem Lande hatte der König die meisten jener Burgen gebaut, welche die Sachsen fürchteten, und auch sie hatten Beschwerden gegen deren Besatzungen; vor Allem aber waren sie auf den König erbittert, daß er die Zehntenforderungen Siegfrieds in letzter Zeit aufs Neue unterstützt hatte. Die Worte der sächsischen Gesandten fan-

den deshalb zu Triteburg die beste Aufnahme. Jubelnd erklärten die Thüringer, die Sache der Sachsen sei auch die ihre, Gefahr und Sieg wollten sie mit ihren Brüdern theilen, bis zum letzten Athemzuge mit ihnen stehen. Ein Schutz- und Trutzbündniß wurde geschlossen und beschworen.

Auch in Thüringen wurde nun sogleich aller Orten gerüstet. Selbst von den Aebten von Hersfeld und Fulda forderte man, daß sie ihre Vasallen den Aufständigen stellten: weigerten sie sich dessen, so drohte man die Besitzungen der Abteien zu verwüsten. Gegen Erzbischof Siegfried, der sich gerade in Erfurt aufhielt, brauchten die Thüringer Gewalt. Sie überfielen ihn und nöthigten ihn Geißeln zu stellen; er mußte das Versprechen geben, daß er Nichts mit Gewalt oder im Geheimen gegen sie unternehmen werde. Eine Zusage wegen der Zehnten scheint man nicht von ihm gefordert zu haben, aber Niemand dachte daran, sie ferner zu zahlen. Bald erschienen Boten des Königs und suchten den eben geschlossenen Bund mit den Sachsen zu trennen: sie fanden kaum Gehör und wurden nur mit Mühe vor Mißhandlungen geschützt. Schon eilten die Thüringer ihren Bundesgenossen zur Hülfe und belagerten die Haimburg bei Blankenburg; als diese nach kurzer Zeit sich ergab, äscherten sie sie ein und zogen gegen die sehr starke Hasenburg bei Nordhausen. Bis zur Werra hin war das ganze Land im Aufstand; es gab hier keine königlich Gesinnten mehr, als die dürftigen Besatzungen in den zerstreuten Burgen.

Indessen hatte sich auch um den König ein größerer Anhang gesammelt. Kaum war er in Hersfeld angekommen, so eilten die Bischöfe Hermann von Bamberg, Adalbero von Würzburg und andere fränkische Große zu ihm; zugleich sandte Herzog Rudolf mit den rheinischen, schwäbischen und baierischen Bischöfen, die sämmtlich bei Mainz im Lager standen, nach Hersfeld und ließen den König fragen, wo er sie empfangen wolle. Heinrich beschied sie nach Spieskapell (bei Ziegenhain) und traf hier am 18. oder 19. August mit ihnen zusammen. Die entscheidende Frage war, ob die Fürsten ihm gegen die Sachsen folgen würden. Daß er unter den obwaltenden Umständen auf die immer schwankende Treue der oberdeutschen Herren nicht sicher bauen konnte, war ihm nicht zweifelhaft: aber es lag auf der Hand, daß er Nichts unversucht lassen durfte, um sie gegen die Sachsen zu gewinnen.

So schmachvoll Heinrichs Flucht gewesen war, fast erniedrigender

waren die Demüthigungen, denen er sich jetzt unterwarf, um sich des Beistands der Fürsten zu vergewissern. Die Sache des Billingers Magnus war auch die ihre: deshalb hatte er schon am 15. August auf die Vorstellungen seiner treuesten Anhänger von Hersfeld Befehl nach der Harzburg gesandt, Magnus zu entlassen*). So mochte er hoffen, das allgemeine Interesse der Fürsten von dem sächsischen Aufstande zu trennen. Es war ein schweres Opfer, welches er brachte: doch gewann er seinem starren Sinn noch mehr ab, als er zu Spieskapell sich Rudolf und den anderen Fürsten zu Füßen warf, als er sie flehentlich bat, Erbarmen mit ihm zu haben und ihn in solcher Noth nicht zu verlassen. Nimmer, sagte er, habe er um die Sachsen verdient, daß er ihr Land wie ein Flüchtling unter Schrecken des Todes habe räumen müssen; wie viele Wohlthaten habe er nicht dem Volke, wie viele nicht Einzelnen erwiesen! Aber er sei, fuhr er fort, von der Gesammtheit der deutschen Fürsten gewählt, und sie alle treffe die Schmach, die er erlitten; sie würden nicht dulden, daß das herrliche und glänzende Reich, welches sie von ihren Vorfahren überkommen, durch ihre eigene Schwäche und die Bosheit einiger eidvergessener Männer zu Grunde gehe. Es war zu derselben Zeit, daß Heinrich jenen verhängnißvollen Brief an Papst Gregor sandte, dessen wir früher gedachten, in dem er sich als Sünder gegen Gott und den apostolischen Stuhl bekannte und alle Beschwerden desselben zu erledigen versprach. Wir wissen, wie Herzog Rudolf und seine Freunde auf eine Unterwerfung des Königs unter die Forderungen Roms, dessen Verbündete sie waren, längst hinarbeiteten: sie erreichten jetzt, was sie wollten. Jener Brief war ein neues Opfer, welches der König sich auferlegte, um Rudolf zu gewinnen, und findet nur in den Drangsalen jener Zeit seine Erklärung.

Als der König sich so tief vor den Fürsten beugte, sollen sie den Thränen nicht haben gebieten können, — und wie hätte der Sohn Heinrichs III. in solcher Erniedrigung nicht ein beweglicher Anblick sein sollen? Jedoch, was er mit so großen Opfern erreichen wollte, erreichte er trotzdem mit Nichten. Man hat wohl behauptet, Rudolf sei von An-

---

*) Magnus wird seitdem in den Quellen Herzog von Sachsen genannt; doch war es damals nur nach Erbrecht, nicht durch königliche Belehnung, die kaum vor 1078 erfolgt sein kann. Auf die weitere Bewegung hat er nicht einen so tiefgreifenden Einfluß geübt, wie man hätte erwarten sollen.

fang an mit den Sachsen im Einverständniß gewesen, aber in Wahrheit war ihm, wie den meisten Fürsten des Reichs, ein Volksaufstand, wie er jetzt Sachsen und Thüringen erfüllte, in innerster Seele zuwider. Ueberdies, was kümmerten ihn und seine Freunde die Burgbauten Heinrichs und die wirklichen oder eingebildeten Leiden des sächsischen Volkes? Daß dieses Volk das Urtheil der Reichsfürsten verschmäht hatte, deutete darauf hin, daß es sich selbst vom Reiche zu trennen entschlossen sei: aber an der Einheit des Reichs hielten die Fürsten des oberen Deutschlands fest, wie sehr sie auch das Königthum von sich abhängig zu machen suchten. So war denn die allgemeine Meinung der Fürsten, man müsse dem König Beistand leisten, um das Reich nicht zu gefährden, nur schien ihnen die Gefahr weniger dringlich, als dem König. Einige verlangten zwar, man solle mit den bereiten Streitkräften sogleich aufbrechen, um die Rebellen zu züchtigen; doch war dies nicht die Ansicht Rudolfs und seiner Freunde, nicht die Ansicht der Mehrzahl. Man beschloß vielmehr das Heer für den Augenblick zu entlassen, es aber am 5. October zu Breitenbach an der Fulda aufs Neue zusammentreten zu lassen, um dann gegen die Sachsen in das Feld zu rücken.

Wenn die Fürsten zur Rechtfertigung dieses Beschlusses behaupteten, sie seien zwar gegen die Polen, aber nicht gegen das tapfere Volk der Sachsen hinreichend gerüstet, so war das nichts als ein leerer Vorwand. Einzig und allein das Mißtrauen gegen den König bestimmte ihren Entschluß. Sie wußten, daß sie seiner nur in der Bedrängniß mächtig seien und ein schnell gewonnener Sieg seine Ansprüche und sein Selbstbewußtsein aufs Neue steigern würde; nur darauf kam es ihnen an, den günstigen Moment zu verlängern, wo der König ihrer bedürfe und sie gleichsam als Schiedsrichter zwischen ihm und den Sachsen ständen.

So unzufrieden der König mit diesem Beschluß sein mochte, blieb ihm keine Wahl: er mußte sich fügen. Als er von den Fürsten schied, begab er sich in die Gegenden am Main und Rhein und suchte — das Einzige, was ihm geblieben war, — seinen persönlichen Einfluß zu heben und Freunde zu gewinnen. Er zeigte sich mildthätig, freigebig, reicher noch an Versprechungen als an Belohnungen, bei denen ihn die eigene Noth beschränkte. Auf seinem Umzug begleitete ihn bald ein stattliches Gefolge, welches den Glanz des königlichen Namens wenigstens äußerlich erhielt. Es wird erzählt, daß er damals in Franken

einmal auf Otto von Nordheim gestoßen, der ihm mit überlegenen Streitkräften einen Hinterhalt gelegt, aber durch den Anblick der königlichen Majestät so überwältigt worden sei, daß er von einem Angriff Abstand genommen habe.

Inzwischen hatte man auch den Weg der Unterhandlungen mit den Sachsen aufs Neue zu betreten gesucht. Wohl noch von der Harzburg aus hatte der König die Erzbischöfe von Mainz und Köln aufgefordert, sie möchten die sächsischen Großen die Entscheidung ihrer Beschwerden einem Reichstage anheimzustellen vermögen; es war derselbe Vorschlag, den er durch Herzog Berchthold ihnen gemacht hatte. Siegfried von Mainz unterzog sich willig dem Auftrag; unentschlossen und zögernd lieh Anno seinen Beistand. Man kann glauben, daß der alternde Erzbischof, durch trübe Erfahrungen belehrt, nicht selbst diesmal die Fäden der Verschwörung geschürzt und verknüpft habe, aber unmöglich kann er ganz unbekannt mit einem Unternehmen so gefährlicher Art gewesen sein, an dessen Spitze seine nächsten Verwandte und trautesten Freunde standen. Indessen entschloß er sich doch mit Siegfried die sächsischen Fürsten zu beschicken und zu einer Besprechung nach Korvei zum 24. August einzuladen.

Die Häupter des sächsischen Aufstands erschienen zu Korvei. Auch Siegfried stellte sich ein. Anno war ausgeblieben, hatte aber Boten gesandt, welche seine Zustimmung zu Allem erklärten, was man zum Wohle des Reichs beschließen würde; er versprach für das gemeine Beste keine Mühwaltung zu sparen. Hatte Siegfried im Auftrage des Königs den Tag berufen, so konnte er jetzt kaum noch als Bevollmächtigter desselben gelten; die Thüringer hatten ihn in ihre Gewalt bekommen, und was er that, that er jetzt auf eigene Gefahr. Auch hatte sich die Lage der Dinge in den beiden letzten Wochen völlig geändert, und Siegfried war, wie man weiß, stets den Umständen fügsam.

Wenn die sächsischen Fürsten in Korvei erschienen, so dachten sie nicht von fern mehr an eine Ausgleichung mit dem Könige. Das unaufhaltsame Anschwellen des Aufstands und die Weigerung der oberdeutschen Fürsten, ihn sogleich mit Waffengewalt niederzuwerfen, hatten sie in gleicher Weise ermuthigt. Kein anderes Ziel verfolgten sie jetzt, als die geistlichen und weltlichen Gewalten des Reichs für sich und gegen den König zu gewinnen, dessen Absetzung sie bereits in das Auge gefaßt hatten. Deshalb boten sie Alles auf, um ihm auch den letzten

Rest von Achtung zu nehmen, ihn als den sittenlosesten Menschen darzustellen. Kaum waren die Verhandlungen eröffnet, so bezüchtigten sie ihn öffentlich der gemeinsten fleischlichen Verbrechen: nicht allein Hurerei und Ehebruch warfen sie ihm vor, sondern widernatürliche Befriedigung der Lust und Unzucht mit der eigenen Schwester. Zu allen Zeiten hat sich der Parteigeist in solchen Verdächtigungen, deren Ungrund meist unerweislich bleibt, besonders gefallen, und sie konnten in diesem Falle um so leichter Glauben finden, als der Lebenswandel des jungen Königs keineswegs musterhaft war. Aber, ob damals von Vielen geglaubt und in weiten Kreisen verbreitet, die schlimmsten jener Anschuldigungen sind weder jemals erwiesen noch an sich wahrscheinlich, und es ist Leichtsinn oder Bosheit, die absichtlichen Verdächtigungen erbitterter Widersacher für geschichtliche Thatsachen auszugeben.

Lambert verhehlt nicht, was diese Anschuldigungen der Sachsen zunächst bezweckten. Sie sollten die geistlichen Gewalten des Reichs vermögen die strengsten Kirchenstrafen über den König zu verhängen, die ihn von der Welt trennen, seine Ehe lösen, die Waffenehre ihm nehmen und vor Allem ihn des Thrones berauben mußten. Vielleicht daß man sich damals der schmählichen Herabwürdigung Ludwigs des Frommen erinnerte; wenigstens war es ein ähnliches Schicksal, welches man Heinrich zu bereiten gedachte. Wie Siegfried über die Absichten der Sachsen auch urtheilen mochte, auf der Hand lag, daß er, ohne die Fürsten des Reichs und den König selbst zu hören, keine kirchlichen Strafen verhängen konnte: er bewog deshalb die Sachsen vor einen großen Fürstentag ihre Anklagen gegen den König zu bringen. Am 20. October — so kam man überein — sollte dieser Fürstentag zu Gerstungen an der Grenze Hessens und Thüringens gehalten werden. Die Sachsen versprachen zu erscheinen, und auch der König sollte sich einstellen können, um sich persönlich zu rechtfertigen; zu gegenseitiger Sicherheit wollten sie ihm, solle er ihnen zwölf Geißeln stellen und diese bereits am 13. September zu Homburg an der Unstrut ausgewechselt werden. Unter diesen Bedingungen erklärten sich die Sachsen bereit den Urtheilsspruch der Fürsten abzuwarten, aber sie gingen keine Verbindlichkeit ein, bis zu dem anberaumten Tage Waffenstillstand eintreten zu lassen. Die Kämpfe um die Harzburg und Hasenburg wurden nicht unterbrochen.

Das Abkommen, welches Siegfried getroffen hatte, mochte dem Interesse der Fürsten entsprechen, der König konnte unmöglich in dasselbe

willigen; denn es machte die Fürsten zu seinen Richtern, ihn lediglich zu einem Angeklagten, stellte ihn auf ganz gleiche Stufe mit den Rebellen, denen er sogar Geißeln geben sollte, damit sie ungescheut die ungeheuerlichsten Beschuldigungen gegen ihn erheben könnten. Die Frist des Fürstentages war überdies so bemessen, daß die ihm für den 5. October bereits zugesagte Reichshülfe ihre Bedeutung verlor; er wurde entwaffnet, während die Sachsen keinen Augenblick die Waffen niederlegten. So weigerte er sich denn auf das Entschiedenste Siegfrieds Erbietungen anzuerkennen und die Geißeln zu stellen. Dennoch erschien am 13. September nicht allein Siegfried, sondern diesmal auch Anno zu Homburg. Konnten sie auch keine Geißeln des Königs ausliefern, so hielten sie doch an dem Gerstunger Tage fest, forderten die Sachsen auf, dort zu erscheinen, und gaben ihr Wort zum Unterpfand, daß sie Nichts für ihre Sicherheit zu fürchten haben würden.

Inzwischen hatte der König, gebunden von allen Seiten wie er war, das letzte Mittel ergriffen, um den Sachsen in ihrem Lande beizukommen und den Besatzungen seiner Burgen Erleichterung zu verschaffen: er hatte die alten Feinde des Landes, die Dänen und Liutizen, in die Waffen gerufen. Auch erschien der alte Svend Estrithson, mit dem der König schon vor zwei Jahren Verabredungen getroffen hatte*), wirklich mit einer Flotte an der sächsischen Küste: aber die Dienste, welche Heinrich erwartet hatte, leistete er mit Nichten. Die Dänen wollten nicht gegen die Sachsen kämpfen, und der Alte hielt für das Gerathenste schleunigst nach seinen Inseln heimzukehren, um nicht das Gespött seiner Feinde zu werden. Die Liutizen machten nicht einmal den Versuch eines Angriffes auf die Sachsen. Hatte ihnen Heinrich große Anerbietungen für einen solchen gemacht, so machten die Sachsen ihnen noch größere, wenn sie daheim blieben. Die liutizischen Häuptlinge spalteten sich; einige ergriffen für den König, andere wider denselben Partei. Die Folge war ein langwieriger innerer Krieg, bei dem die Liutizen an eine Einmischung in die sächsischen Angelegenheiten nicht denken konnten.

Des Königs Lage war verzweifelter als je, als der Tag zu Gerstungen näher und näher heranrückte. Der Aufstand in Sachsen und Thüringen gewann mit jedem Tage neue Kraft; die auswärtige Hülfe,

---

*) S. 160. 161.

die er gehofft hatte, war nicht geleistet; das Reichsheer hatte sich weder vollzählig noch schlagfertig gestellt, und immer klarer mußte ihm werden, wie wenig auf den Gehorsam der Fürsten mit Sicherheit zu rechnen war. Sollte er nun doch Siegfrieds Abkommen gleichsam als einen Rettungsanker ergreifen? Er that es nicht, sondern beschied vielmehr die Fürsten des Reichs zu sich nach Würzburg. In der That erschienen sie dort fast vollzählig, selbst Siegfried und Anno fehlten nicht. Im Wesentlichen vermißte man nur die sächsischen und thüringischen Großen, die sich bald darauf nach ihrem Versprechen in Gerstungen einstellten. Ein kampfbereites Heer von vierzehntausend Mann hatten sie dort zu den Verhandlungen mitgebracht, der deutlichste Beweis, in welchem Sinne sie dieselben führen wollten.

Die zu Würzburg versammelten Fürsten werden den König zu neuen Unterhandlungen aufgefordert haben, und in der That konnte er selbst kaum auf eine andere Auskunft verfallen. Er sandte sofort die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzöge Gottfried, Rudolf und Berchthold nach Gerstungen; sie sollten die Sachsen bewegen die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen, sonst ihnen aber ohne Zweifel alles Gute versprechen. Aber kaum traten die Abgesandten des Königs mit den sächsischen Fürsten in Berathung, so erhoben diese von Neuem alle jene abscheulichen Beschuldigungen gegen den König, die sie bereits in Korvei hatten laut werden lassen; auf den Knieen flehten sie die Abgesandten an, sie möchten nicht um eines Tyrannen willen sich ihrer gerechten Sache entziehen. Sie fanden nur zu leicht Gehör; vor Allem bei Rudolf, da sie unverhohlen von der nothwendigen Absetzung des Königs sprachen und dem Schwabenherzog mit der Aussicht auf den Thron schmeichelten. Wie sehr er auch betheuern mochte, niemals werde er die Krone annehmen, wenn sie ihm nicht von allen Fürsten, ohne daß ein Makel an ihr hafte, ordnungsmäßig übertragen werde, die Hoffnung auf dieselbe lockte und verführte seinen eitlen, hochfahrenden Sinn. Nach dreitägigen Verhandlungen kamen die Abgeordneten des Königs mit den Sachsen überein, daß der König wegen Unfähigkeit des Regiments entsetzt und ein Anderer auf den Thron erhoben werden müsse; man beschloß aber dieses Abkommen geheim zu halten, bis man die anderen Fürsten einzeln dafür gewonnen habe.

Niemand wird dies Verfahren eines Siegfried und Anno, eines

Rudolf und Berchthold rechtfertigen können, und nicht ohne Befremden sieht man, daß auch ein Mann wie Gottfried bei demselben betheiligt war. Mochten die Fürsten sich sagen, daß Heinrichs scharfes Auftreten gegen die Sachsen, sein unvertilgbares Mißtrauen gegen die ersten Männer Deutschlands das Reich von Gefahren in Gefahren stürze, daß die Folgen dieses Volksaufstands unabsehbar seien, selbst eine Zersplitterung des Reichs aus ihm hervorgehen könne: ihr Beginnen blieb Hochverrath und war um so schmählicher, als sie im Auftrage des Königs selbst die Verhandlungen führten. Und womit wollten sie es vollends rechtfertigen, daß sie sich, um den König zu täuschen, sogar den Anschein gaben, Nichts als seinen Auftrag vollführt zu haben? Sie trafen nämlich mit den Sachsen ein Scheinabkommen, in welchem diese versprachen, sich Weihnachten zu Köln dem König zu unterwerfen, wofern er ihnen Straflosigkeit und Abhülfe ihrer Beschwerden verbürge; auch zu einem Waffenstillstand mit den königlichen Besatzungen in ihrem Lande müssen sich die Sachsen durch dieses Abkommen verpflichtet haben.

Nachdem das arge Werk vollendet war, kehrten die sächsischen Fürsten in ihre Heimath zurück, die Unterhändler des Königs zu ihm nach Würzburg. Heinrich trug nicht das geringste Bedenken, jenes trügerische Abkommen zu bestätigen; er ahnte nicht, daß es nur ein Fallstrick war, um ihn desto sicherer zu verderben. Zu Würzburg wurde in aller Form von dem König und den Fürsten des Reichs jener Vertrag genehmigt, der kein Vertrag war. Der König entließ darauf das spärliche Aufgebot, welches sich zum Kriege gegen die Sachsen gesammelt hatte, und begab sich gleich nach dem 1. November auf die Reise nach Baiern. So wenig er noch eine Ahnung von dem Gerstunger Verrathe hatte, fiel ihm doch bereits das Verhalten der fränkischen Fürsten auf. Sie zeigten sich in seinem Dienst unwillig und säumig; offenbar hatten Rudolf und seine Genossen sie bereits gewonnen. Klarer wurde Heinrich erst die Lage der Dinge, als er sich mit Rudolf und Berchthold einige Tage in Nürnberg aufhielt und ein verruchter Anschlag an das Tageslicht trat, lediglich darauf berechnet, ihn moralisch zu vernichten, um ihn dann des Thrones zu berauben.

Ein gewisser Regenger, der bisher das Vertrauen des Hofes genossen hatte, wandte sich an Rudolf und Berchthold mit den auffälligsten Eröffnungen. Er betheuerte, der König habe ihn und einige andere Höflinge in Würzburg aufgefordert die ihm verdächtigen Fürsten,

namentlich Rudolf und Berchthold, zu ermorden; nur an seinem Widerstand sei die blutige That gescheitert und er mit genauer Noth dem Zorne des Königs entgangen, der ihn sogleich habe niederstechen wollen. Regenger erbot sich seine Aussagen durch ein Gottesgericht darzuthun, entweder im Zweikampf gegen den König selbst, wenn ein solcher zulässig, oder gegen jeden anderen Kämpen, den man ihm stellen würde.

Bei dem bösen Gewissen der Herzöge und der stäten Besorgniß vor einer Entdeckung ihres Verraths konnten diese Enthüllungen nicht verfehlen sie in die äußerste Bestürzung zu versetzen. Sie verließen sofort den Hof und kündigten durch Boten dem König offen den Gehorsam auf. Würde er sich nicht, ließen sie ihm melden, wegen der Anklage Regengers rechtfertigen, so habe er im Glück keine Treue, in der Noth keine Hülfe mehr von ihnen zu hoffen. Ein neuer Bruch zwischen dem König und den Herzögen lag aller Welt vor Augen; er war schlimmer als je und schien fast unheilbar. Wie die Lage des Königs war, konnte kein Schlag ihn härter treffen: es schien sich Alles zu seinem Untergange zu verschwören, und die Krone wankte sichtlich auf seinem Haupte.

Heinrich begriff ganz die Größe seines Unglücks. In Regenger sah er lediglich ein Werkzeug Rudolfs, der sich dieses elenden Menschen bediene, um den lange vorbereiteten Verrath vor der Welt zu beschönigen und ihm durch die abscheulichsten Verläumdungen auch den letzten Rest von Achtung zu rauben: öffentlich vor allem Volk bezüchtigte er deshalb Rudolf des freventlichsten Ehrgeizes. Der Unterhandlungen müde, bei denen er zuletzt doch nur der Betrogene der Fürsten war, in jugendlicher Hitze aufwallend, brach er in die Worte aus: „Weg mit dem Wortstreit und allen diesen künstlichen Lügengespinnsten! Nicht mit der Zunge, nein — mit dem Schwert will ich die Lüge strafen. Meiner königlichen Majestät nicht achtend, werde ich selbst mit Herzog Rudolf kämpfen und den Trug enthüllen, mit dem er seine Bosheit zu verdecken sucht. Verliere ich das Reich, so soll mindestens Jedermann wissen, daß ich es nicht durch meine Schuld, sondern durch seine Ränke und seinen Meineid eingebüßt habe."

Gewiß Nichts wäre dem König erwünschter gewesen, als mit gewaffneter Hand den Verräther zu züchtigen. Aber man erinnerte ihn an das, was er seiner Majestät gegenüber einem Unterthanen schulde. Udalrich von Godesheim, einer seiner vertrautesten Räthe, welcher auch als Mitwisser bei dem Mordplan bezeichnet war, suchte ihn zu besänf-

tigen; er erbot sich gegen Regenger oder jeden anderen Kämpen die Waffen zu führen, um des Königs und seine eigene Unschuld darzuthun. Der König gab nach, und sogleich machte sich Udalrich auf den Weg zu Rudolf. Er forderte den Zweikampf gegen Regenger; wolle dieser selbst sich nicht schlagen, so möge man ihm einen anderen Kämpen entgegenstellen. Rudolf gewährte weder die Forderung noch wies er sie ab: er erklärte, mit den Fürsten darüber berathen zu müssen.

Daß Regengers Aussagen lügenhaft waren, steht außer Zweifel; fraglich ist allein, ob er aus freiem Antriebe oder auf Anstiften Anderer gegen den König auftrat. Das Erstere ist eben so unwahrscheinlich, als das Andere wahrscheinlich, wenn auch keineswegs erwiesen. Der König sah Rudolf als den Urheber des Anschlags an, und leicht begreift sich, wie er zu dieser Meinung gelangte. Aber fast ein noch stärkerer Verdacht ruht auf den sächsischen Fürsten. Ihnen mußte Alles daran liegen, eine neue Wendung Rudolfs und Berchtholds auf die königliche Seite, wie sie bei der schwankenden Politik dieser Männer doch noch immer denkbar war, unmöglich zu machen; blieben bis Weihnachten ihre geheimen Verabredungen mit den Herzögen ohne Folge, so wurden sie nicht allein wortbrüchig vor aller Welt, sondern geriethen auch in die bedenklichste Lage. Ueberdies konnte einem Manne, wie Otto von Nordheim, dieser Anschlag nur als gerechte Vergeltung für jenen Streich gelten, durch den ihn einst Egino um das Herzogthum Baiern gebracht hatte. Die Sachsen wollten, wie wir wissen, um jeden Preis die Entsetzung des Königs: um sie zu erreichen, hatten sie Verleumdungen auf Verleumdungen gegen ihn gehäuft. Andere noch schlimmere Anklagen waren mehr auf die Gefühle der Geistlichkeit berechnet gewesen, diese konnte am geeignetsten scheinen, die weltlichen Fürsten für immer von dem König zu trennen. Auch mußten, wenn der Verdacht eines Mordanschlags gegen die ersten Fürsten des Reichs auf dem König haften blieb, um so leichter die anderen Beschuldigungen Eingang finden, welche die Sachsen absichtlich gegen ihn verbreitet hatten und immer von Neuem verlauten ließen. In der That sehen wir sie gleich nach Regengers Auftreten in die rheinischen Fürsten dringen die Entsetzung Heinrichs ernstlicher zu betreiben, und bald brachten sie Siegfried dazu, eine Einladung an die Fürsten zu erlassen, um noch vor Weihnachten auf einem Tage zu Mainz über Regengers Anklage gegen den König und über den deutschen Thron zu entscheiden.

Heinrichs Krone schien zu fallen. Wo hatte er noch auf Hülfe zu hoffen? Allen war er verhaßt oder verdächtig, er selbst mit Mißtrauen gegen Jedermann erfüllt, nach Regengers Verrath selbst gegen seine nächste Umgebung. In solcher Stimmung erfuhr er zu Regensburg, womit man in Mainz umginge. Doch auch jetzt gedachte er nicht daran, feige seinen Gegnern das Feld zu räumen. Unverzüglich eilte er an den Rhein, um den Verhandlungen in Mainz zuvorzukommen. Als er bis Ladenburg am Neckar gekommen war, unterlag er den Aufregungen und Anstrengungen: eine schwere Krankheit warf ihn nieder, und mehrere Tage konnte er das Lager nicht verlassen. Man fürchtete nicht, man hoffte sein Ende; schloß er die Augen, so schien aller Unfriede im Reiche beseitigt, jedes Zerwürfniß beigelegt. Aber schnell raffte er sich wieder auf. Es war eine Trauerpost, daß er den Weg nach Mainz fortsetze und schon gegen Worms vorrücke.

Indessen nun zeigte sich doch, daß er nicht ganz so verlassen war, wie die Fürsten gewähnt hatten und er selbst besorgte. Brach der Adel die Treue, erhob sich das Bauernvolk Sachsens gegen ihn, so erstanden ihm jetzt in den Bürgern der rheinischen Städte opferwillige Anhänger und Freunde. Diese Städter, durch Handel und Gewerbfleiß bereichert, trugen längst mit Abneigung das durch Abgaben drückende und oft sehr launische Regiment ihrer geistlichen Herren. Sehr erwünscht kam ihnen daher das Zerwürfniß, in welches diese Herren mit ihrem König geriethen, und sie schwankten nicht lange, auf welche Seite sie sich zu stellen hätten. Offen erhob sich zuerst Worms gegen seinen Bischof. Sein Name war Adalbert, und er war erst vor wenigen Jahren dem Bruder Herzog Rudolfs gefolgt; wie es scheint, gehörte er zu den nächsten Freunden des Schwabenherzogs, jedenfalls war er für dessen verrätherische Pläne gewonnen. Als der König gegen Worms anzog, traf der Bischof deshalb Vorkehrungen, ihm die Thore der Stadt zu sperren. Er that es zu seinem Unglück. Die Bürger traten seinen Mannen hemmend entgegen, jagten sie aus der Stadt und beschlossen den Bischof selbst in Fesseln zu legen, um ihn dem Könige zu überliefern: nur durch die eiligste Flucht entging Adalbert diesem Schicksal. In kriegerischer Rüstung, in festlicher Pracht zogen dann die Wormser dem König entgegen und holten ihn ein. Ihre stattlichen Waffen, ihre zahlreiche und kräftige Jugend sollten dem Könige zeigen, was er von ihnen zu erwarten habe. Mit ihrem Leibe, mit ihrem ganzen Vermögen versprachen

sie ihm zu dienen: bis zum letzten Athemzug würden sie treu zu ihm halten.

Worms war nicht allein reich und dicht bevölkert, sondern auch stark befestigt und mit allen Kriegsbedürfnissen hinreichend versehen. Der König übersah, welche Bedeutung die Stadt für ihn hatte, und wählte sie, wie Lambert sagt, fortan zum Sitz des Kriegs, zur Burg des Reichs. Von hier war sein Geschlecht ausgegangen: er kehrte gleichsam in die Heimath desselben zurück. Bischof Burchard hatte einst hier die Burg von Heinrichs Ahnen zerstört*); jetzt zog der König in die Burg der Bischöfe ein. Nach Gebühr lohnte er die Treue der Wormser und befreite sie vom Zoll an den königlichen Zollstätten zu Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Angern. In dem denkwürdigen Freibrief vom 18. Januar 1074 bekennt er, wie die Wormser in der höchsten Verwirrung des Reichs, als alle Fürsten von ihm abgefallen, ohne Furcht vor Tod und Gefahr ihm treu geblieben, wie sie ihm, da andere Ortschaften die Thore geschlossen, ihre Stadt geöffnet hätten; ihre Treue stellt er anderen Städten als Beispiel vor, damit sie ähnlichen Lohn empfingen.

Die Vorgänge in Worms wirkten in der That auf die anderen Städte am Rhein: viele Bürgerschaften wurden hier gegen ihre geistlichen Herren, bald selbst die Kölner gegen Anno schwierig. Die Bischöfe begriffen, daß sie sich nicht gegen den König auflehnen dürften, wenn sie nicht das Schicksal ihres Amtsbruders theilen wollten. Nicht minder wichtig war eine andere Folge jener Vorgänge, die Vereitelung des Mainzer Tages, auf dem über Heinrichs Krone entschieden werden sollte. Als die Fürsten vernahmen, daß sich Heinrich in Worms festgesetzt hatte, wagten die meisten nicht mehr nach Mainz zu gehen, und die wenigen, welche sich eingefunden hatten, zogen alsbald wieder unverrichteter Sache von dannen. Die Absetzung des Königs erfolgte also nicht, wie die Sachsen gehofft hatten. Weihnachten war nahe, und sie standen als wortbrüchig da, wenn sie sich dann nicht ihm unterwarfen — und wer hätte dies ihnen bei der Lage der Dinge zumuthen können? Wenn sie sich beschwerten, daß sie von den Fürsten des Reichs betrogen seien, hatten sie nicht eben Unrecht.

Der König hatte das Schlimmste zu verhüten gewußt, aber seine

*) Vergl. Band II. S. 228.

Stellung war noch immer trübselig genug. Nichts wäre unzeitiger gewesen als ein schroffes Auftreten; wie schwer sich die Fürsten gegen ihn vergangen hatten, er mußte sie durch die äußerste Nachgiebigkeit zu gewinnen suchen. Inständigst lud er deshalb die Fürsten des oberen Deutschlands, die sich in Mainz eingestellt hatten und eben nach der Heimath zurückkehren wollten, zu einer vertraulichen Besprechung in Oppenheim ein. So wenig traute man sich, daß gegenseitig Geißeln gestellt werden mußten: aber die Zusammenkunft fand statt und blieb nicht ohne Erfolg. Der König warf sich den Fürsten zu Füßen, bekannte offen im jugendlichen Uebermuth und in der Leidenschaft Vieles gefehlt zu haben und versprach Besserung; fortan werde er handeln, wie es sich für einen Mann, für einen König gezieme, nur sollten sie ihn in der Noth nicht verlassen, ihm jetzt die Treue bewahren. Die Fürsten wollten von Treue Nichts wissen, so lange Regengers Anklage nicht widerlegt sei, doch machten sie die Entscheidung über dieselbe nicht mehr von sich selbst abhängig, sondern von dem Ausgang eines Gottesgerichts, wie es der König und Udalrich von Godesheim früher vergebens gefordert hatten. Willig gab der König hierzu seine Zustimmung. In den ersten Tagen des Januar, kam man überein, sollte zwischen Udalrich und Regenger auf einer Rheininsel bei Mainz der Zweikampf stattfinden; siegte Udalrich, so versprachen die anwesenden Fürsten Treue und Gehorsam für alle Folge. Für dieses Abkommen muß der König auch Anno, Siegfried und andere angesehene Männer des Reichs gewonnen haben; von einem Fürstengericht über ihn war nicht mehr die Rede, sondern Alles war auf den Ausgang des Zweikampfes gestellt.

Wie wohl dem Könige die Treue der Wormser that, es war doch ein trauriges Weihnachtsfest, welches er damals in ihrer Mitte beging. Nicht allein daß ihm die glänzende Umgebung der Fürsten fehlte und die gewohnten Leistungen für den Hofhalt ausblieben, so daß er Alles in der Stadt kaufen lassen mußte, vielmehr bedrückte ihn die Gefahr seiner Burgmannen in Sachsen. Nach dem Würzburger Vertrage hatten sie eine kurze Zeit Ruhe gehabt, aber der Kampf entbrannte sehr bald von Neuem. Ein Handel, in den einige ruhmredige Kriegsleute von der Harzburg zu Goslar gerathen waren, bot die Veranlassung. Die Besatzung der Burg — junge, kampflustige Gesellen — war froh, daß sie nicht mehr zu feiern hatte; sie trieb den Goslarern ihr Vieh fort und machte öfters glückliche Ausfälle. Die Sachsen fingen endlich an, um diesem

verwegenen Kriegsvolke einen Zügel anzulegen, auf einer gegenüber liegenden Höhe, noch jetzt der Sachsenberg genannt, eine Befestigung anzulegen, welche den Harzburgern vielfach hinderlich wurde, aber sie keineswegs entmuthigte. Schlimmer sah es in der Hasenburg aus. Der Besatzung, von allen Seiten abgeschnitten, gebrach es an den nothwendigsten Lebensmitteln; sie ließ dem König melden, daß sie, wenn nicht bald Hülfe käme, dem Feinde oder dem Hunger erliegen müsse.

Weihnachten ging vorüber, ohne daß die Sachsen sich unterwarfen, ohne daß sie nur den Bruch des Würzburger Vertrages zu rechtfertigen suchten. Schwer mußte es dem Könige fallen, mit diesem treulosen Geschlecht abermals zu verhandeln, aber die Noth der Seinen und die eigene Bedrängniß gewannen auch das ihm ab. Er forderte Siegfried und Anno auf, sich zu den sächsischen Fürsten zu begeben, um mindestens einen neuen Waffenstillstand zu erwirken. Die Erzbischöfe konnten sich dem Auftrage des Königs nicht entziehen und kamen am 12. Januar 1074 mit den sächsischen Fürsten abermals in Korvei zusammen. Aber sie fanden mit ihrem Auftrage kein Gehör und mußten sogar die bittersten Vorwürfe hören, wie sie mit ewigem Verhandeln die Zeit verdürben; nicht um Weibergeschwätz handle es sich mehr, sondern um die Entscheidung des Schwertes. Nicht nur wurde der Waffenstillstand von den Sachsen abgelehnt, sie hielten auch an jenen Beschlüssen fest, die sie mit Anno, Siegfried und ihren Genossen vordem in Gerstungen gefaßt hatten. In der Woche vom 9. bis 15. Februar, erklärten sie einmüthig, würden sie zu Fritzlar mit den Fürsten, die sich ihnen anschließen wollten, über Heinrich zu Gericht sitzen und, wenn die Beschuldigungen gegen ihn erwiesen werden sollten, einen König nach dem Herzen Aller wählen. Bezeichnend ist, daß sie Fritzlar bestimmten, wo einst der sächsische Heinrich zum König gewählt war; schwerlich dachten sie noch an die Erhebung des Schwabenherzogs, sondern der Sachse Otto von Nordheim war wohl der König, den sie „nach dem Herzen Aller" wähnten.

Die Sachsen waren dreist genug, den König von ihren Beschlüssen in Korvei zu unterrichten und ihn aufzufordern sich persönlich in Fritzlar zu stellen, wenn er sich etwas zu seinen Gunsten davon verspräche; sie verbaten sich dagegen Zwischenträger und Briefe. Unfehlbar beschieden sie auch die Fürsten des Reichs insgesammt nach Fritzlar, doch konnte dies kaum noch Erfolg haben. Die Mehrzahl derselben schwankte unsicher und wagte nicht mehr dem König entgegenzutreten, da das Gottesgericht für

ihn entschieden hatte. Zu dem Zweikampf Regengers war es zwar nicht gekommen, da er wenige Tage vor der angesetzten Frist im Wahnsinn ein furchtbares Ende fand: aber auch sein Tod galt für ein Gottesurtheil, und die Fürsten erklärten sogar den Reinigungseid, zu dem sich der König erbot, für unnöthig. Die Gemüther waren verwirrt, die Interessen gespalten; die meisten Fürsten hätten sich am liebsten parteilos gehalten und jede Erklärung jetzt vermieden. Aber die Sachsen drängten zu einer Entscheidung, und auch der König sah, daß sie sich nicht mehr verschieben ließ.

Wenige Tage nach den Verhandlungen in Korvei mußte die Hasenburg übergeben werden; sie wurde in Brand gesteckt, der Besatzung freier Abzug gewährt. Unmittelbar darauf wurde der Spatenberg von den Thüringern belagert, die vorher auch schon Volkerode umschlossen hatten, wo sich seit längerer Zeit die hochschwangere Königin aufhielt. Auf Bitten des Königs suchte sie der Abt von Hersfeld aus der umlagerten Burg nach seinem Kloster zu bringen, und die Thüringer ließen dies willig geschehen. Klar war, eine Burg nach der anderen mußte fallen, wenn der König nicht zur Hülfe eilte. Kam es ferner zu dem Tag von Fritzlar, so stand zu besorgen, daß er zu einer Trennung Sachsens und Thüringens vom Reiche führen würde, wenn sich die anderen Fürsten, wie bereits zu erwarten war, ihn zu beschicken weigern sollten. Der König bot Alles auf, diesen Tag zu hintertreiben und zugleich seine Burgen zu retten. Um den 20. Januar, bei der strengsten Kälte, verließ er Worms mit allen Streitkräften, die er aufbringen konnte, und nahm seinen Marsch gegen die Sachsen.

Der König hatte, als er aufbrach, alle Fürsten des Reichs zur Heeresfolge aufgeboten. Viele entzogen sich seinem Gebot, namentlich die Herzöge, die Erzbischöfe Anno und Siegfried, die Bischöfe von Straßburg und Worms. Aber die Mehrzahl der geistlichen Herren folgte ihm doch in das Feld, obschon großentheils ohne ihre Vasallen. Als er am 27. Januar nach Hersfeld kam, soll sein Heer etwa sechstausend Mann stark gewesen sein. Trotz seines hastigen, ganz unerwarteten Aufbruchs fand er die Sachsen und Thüringer gerüstet. Sobald sie von seinem Vorrücken Kunde erhielten, besetzten sie die Werragegenden, um ihm jedenfalls den Eintritt in Thüringen zu versperren: hier lagerten sie — vierzigtausend Mann stark, wie man sagte — auf

dem rechten Werraufer unweit Vacha. In hellen Haufen waren die Bauern trotz der schneidenden Kälte auf den Ruf des Adels herbeigeeilt.

Heinrich wollte noch einmal jetzt den Weg der Unterhandlungen betreten. Schon am 26. Januar hatte er den Abt von Hersfeld in das feindliche Lager mit der Anfrage vorausgesandt, ob Friedensbedingungen gehört, königliche Gesandte freies Geleit erhalten würden. Unerwarteter Weise gaben die sächsischen Fürsten eine günstige Antwort: niemals würden sie Gesandte antasten, deren Person ja bei allen Völkern geheiligt sei; gern würden sie noch jetzt das Schwert in der Scheide bergen, wenn ihre Beschwerden Gehör fänden; nur die Noth habe sie zum Kampfe getrieben. Wie es scheint, drang besonders Otto von Nordheim darauf, daß nicht jeder Weg der Verständigung abgeschnitten würde. Ob er und seine nächsten Anhänger durch Versprechungen vom König gewonnen waren, wie versichert wird, läßt sich nicht entscheiden. Irren wir nicht, so leiteten die sächsischen Großen besonders Rücksichten auf die anderen Fürsten des Reichs: sollten sie völlig von ihnen sich trennen und sich ganz in die Hände der Bauern geben? Eine Zersplitterung des Reichs war dann zu besorgen, und mochten lediglich provinzielle Interessen das Landvolk beherrschen, über sie hatte die Idee der Reichseinheit doch unfraglich nicht alle Gewalt verloren.

Dem König kam die Antwort der sächsischen Fürsten hocherwünscht, da seine Lage überaus schwierig war. In seinem Heere herrschte Mangel; bei der furchtbaren Kälte litten die Seinen gewaltig. Die um Hersfeld gelegenen Dörfer wurden geplündert, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse dem Heere zu beschaffen, und der König war außer Stande der Verwüstung zu wehren. Dabei stand er in stäter Gefahr, mit weit überlegenen Streitkräften von dem Feinde angegriffen zu werden. Nachdem er Hersfeld verlassen, lag er in den letzten Tagen des Januar nur etwa zwei Meilen von den Sachsen entfernt. Noch trennte sie der Fluß, aber er trug Eis, stark genug, um ihn ungehindert zu überschreiten. Schon bereute Heinrich Worms verlassen und sich in diese Gefahren gestürzt zu haben, zumal er unter den Seinen nur geringe Neigung zum Kampfe verspürte. Sofort sandte er deshalb vier Bischöfe an die Sachsen; sie sollten alles Gute versprechen und die Bedingungen hören, unter welchen sich die Sachsen unterwerfen wollten.

Die Bedingungen waren hoch gestellt. Die sächsischen Fürsten verlangten Niederreißung der königlichen Burgen, Gewährleistung ihrer

alten Rechte, Ausschließung der Fremden bei Entscheidung ihrer Angelegenheiten, Rückerstattung der vom Könige eingezogenen Güter, Wiedereinsetzung Ottos von Nordheim in das Herzogthum Baiern; die Thüringer müssen sich noch besonders ausbedungen haben, daß sie von den Zehnten befreit blieben. Von Wichtigkeit war, daß zugleich Amnestie für Alle gefordert wurde, die in diesen Wirren den König verlassen und mit den Sachsen verhandelt hatten, namentlich auch für Anno, Siegfried und Herzog Rudolf. Es zeigt sich hierin, wie die sächsischen Fürsten die allgemeinen Interessen des Reichs doch auch jetzt noch im Auge behielten. Aber anders als sie fühlten die Bauern. Die erneuten Unterhandlungen empörten sie; auch nicht die höchstgespanntesten Forderungen wären nach ihrem Sinne gewesen; sie glaubten sich von ihren Fürsten hinter das Licht geführt. Man habe sie zum Kampf entboten, riefen sie tumultuarisch, und sie wollten nun Kampf; sie drangen in Otto den königlichen Namen anzunehmen und sie zum Kampf gegen Heinrich zu führen. Aber, wie sehr sie ihn bestürmten, sie erreichten Nichts, als daß er und die anderen Fürsten dem Abschluß des Friedens nur geneigter wurden.

Auch der König wollte Anfangs auf die Bedingungen, welche gestellt waren, nicht hören. In leidenschaftlichster Erregung verwarf er sie als seiner unwürdig; lieber wollte er unter den ungünstigsten Umständen das Glück des Kampfes versuchen, als sich so tief demüthigen. Aber er war der Seinen nicht sicher: als er mit dem Heere zur Schlacht ausrücken wollte, weigerten sich die Fürsten an seiner Seite die Waffen zu nehmen. So wurde er gezwungen in jene harten Bedingungen zu willigen; auf Grund derselben überließ er seinen Großen den Frieden zu schließen. Nicht das also geschah, was er und die sächsischen Bauern gewollt hatten, sondern was die Fürsten hüben und drüben verlangten. Funfzehn Bischöfe und alle weltlichen Großen im Lager des Königs begaben sich zu den sächsischen Herren und überbrachten die Einwilligung des Königs in deren Forderungen. Sehr begreiflich ist, daß die sächsischen Fürsten in diese erzwungene Einwilligung Mißtrauen setzten; es kostete nicht geringe Mühe dasselbe zu überwinden, und erst dann gaben sie nach, als man ihnen zugestand, daß der König, wenn er seine Verheißungen nicht erfülle, als ein Meineidiger durch Beschluß der Fürsten entthront werden solle. Darauf zogen die Fürsten, die bisher gegen einander gestanden hatten, vereint nach dem Lager des Königs

bei Gerstungen. Er empfing die Großen Sachsens und Thüringens ehrenvoll, bot ihnen den Mund zum Kusse und bestätigte selbst das Abkommen, welches jene Fürsten für ihn getroffen hatten. So wurde am 2. Februar 1074 der Friede zu Gerstungen geschlossen, der, so ungünstig für den König er war, doch die Kraft des sächsischen Aufstandes brach und Sachsen dem Reiche erhielt. Der Fritzlarer Tag war vereitelt.

Der König entließ sein Heer, nachdem er die Treue der Treuen reichlich belohnt. Er selbst begab sich nach Goslar, um für die Ausführung des Friedens Sorge zu tragen und in Sachsen wieder die königliche Autorität zu zeigen. Während er hier verweilte, gebar die Königin im Kloster Hersfeld am 12. Februar einen Sohn. So schwächlich war das Kind, daß man die Taufe beeilte; sie erfolgte am dritten Tage nach der Geburt. Der Abt und die Mönche waren die Taufzeugen, der Täufer der von den Wenden aus seinem Sprengel vertriebene Bischof Ezzo von Oldenburg. Konrad wurde der Knabe nach seinem Großvater genannt; ein längeres Leben, als man erwartet hatte, war ihm beschieden, aber die glücklichen Tage Kaiser Konrads hat er nicht gesehen.

Des Königs Erhebung.

Seit der König beim ersten Drohen des Aufstands Goslar verlassen hatte, waren sieben Monate verflossen: welche Fülle von Demüthigungen war seitdem über ihn, den Sohn des mächtigsten Kaisers, gekommen! Wie der Sturm eine Welle des Meeres der anderen zujagt, und jede schreckbarer und tückischer aufsteigt als die andere, so war Leid über Leid auf ihn eingestürmt und hatte ihn in immer finsterer Gestalt umdrängt. Nicht allein das Maß seiner Gewalt war ihm bestritten, auch seine Ehre und seinen Christennamen hatte man angetastet; bald war die Einheit seines Reichs, bald seine Krone selbst in Frage gestellt worden. Und nicht so sehr die offenen Waffen seiner Feinde hatte er zu fürchten, als die Treulosigkeit an seiner Seite, als den heimlichen Verrath der ersten Fürsten des Reichs.

Selten sind Könige eines großen Reichs in hülfloserer Lage gewesen, als dieser junge Heinrich. Nur Unverzagtheit und Klugheit konnten ihn retten, und beide Tugenden hatte er in diesen Wirren in

hohem Maße bewährt. So vereitelte er die Tage von Mainz und Fritzlar, wo man über ihn zu Gericht sitzen und über sein Reich verfügen wollte. Aber demungeachtet war das Endergebniß in dem Frieden zu Gerstungen eine Niederlage für ihn; er mußte sich in den Willen der Fürsten fügen. Dieser Friede schien einer der glänzendsten Vortheile, welche noch je das deutsche Fürstenthum davongetragen: gegen den König, wie gegen das Volk hatte es ihn durchgesetzt und sich zum Hüter des Vertrages bestellt.

War aber dieser Sieg zu behaupten, der Vertrag durchzuführen? Große Schwierigkeiten zeigten sich sofort, und nicht der König allein war es, welcher sie verursachte. Nicht alle Fürsten hatten zu demselben mitgewirkt; gerade die mächtigsten Herren waren bei dem Kampfe parteilos geblieben, hatten aber nichtsdestoweniger gehofft an den Vortheilen des Friedens ihren Antheil zu nehmen; nicht von fern war es ihnen genug, daß ihnen Amnestie für ihre Vergehen gegen den König zugestanden wurde. Und was sollten die Herzöge vor Allem dazu sagen, daß sich Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern bedungen hatte? Wahrlich nicht deshalb hatten sie Magnus wieder zu dem Erbe seiner Ahnen verholfen, um Welf, der sich stets zu ihnen gehalten hatte und mit dem namentlich Herzog Rudolf in der nächsten Verbindung stand, einem Sachsen zu opfern! Hatten die Sachsen ihre Stammesinteressen in den Vordergrund gestellt, so fingen nun auch die Oberdeutschen an, ihre Vortheile zu erwägen. Und wie hätte ferner Erzbischof Siegfried ein Abkommen billigen können, welches ihn abermals um die thüringischen Zehnten brachte? Endlich und vor Allem war selbst in Sachsen der Friede keineswegs Allen genehm; den Bauern war er so gut wie dem Könige abgerungen, und sie zeigten bald genug, wie wenig sie sich an ihn gebunden hielten.

Sobald der König in Goslar erschienen war, hatte er Befehl erlassen, daß die Belagerer seine Burgen frei geben, die Besatzungen zwar sich aller Feindseligkeiten gegen die umwohnenden Bauern sofort enthalten, doch erst nach Erschöpfung der letzten Vorräthe abziehen sollten; die Zerstörung der Burgen sollte dann den Bauern überlassen werden, nicht den sächsischen Fürsten, in deren Hand er seine Festen um keinen Preis geben wollte. Offenbar wollte der König durch diese Maßregel nur Zeit gewinnen: aber die sächsischen Fürsten willigten ein, da ihnen ohnehin die Zerstörung der Burgen weniger am Herzen lag als den Bauern.

Otto von Nordheim war mehr auf die Einsetzung in sein altes Herzogthum bedacht, als auf die Abstellung der Beschwerden des Landvolks. Als dann der König auf die Harzburg kam, hier die muthigen Reden seiner jungen Ritter hörte und die Beweise ihrer tapferen Thaten sah, wurde das Herz ihm schwerer und schwerer, wenn er an die Zerstörung der Burgen gedachte, und doch begann das Volk sie dringender und dringender zu verlangen. Er bat endlich die sächsischen Fürsten zu genehmigen, daß die Ausführung der Friedensbedingungen bis zu einem Reichstage verschoben bliebe: dort möchten die Fürsten in ihrer Gesammtheit entscheiden, wie sie am heilsamsten für das Reich zu bewerkstelligen sei. Auch hierein willigten die sächsischen Fürsten, und alle Großen des Reichs wurden zum 10. März nach Goslar beschieden.

Aber schon murrten die sächsischen und thüringischen Bauern immer lauter, verlangten stürmisch das Einreißen der Burgen, vor Allem der Harzburg, und ließen sich von ihren Fürsten kaum noch zurückhalten. Diese riethen dem König Einem von ihnen die Harzburg zu übergeben, die sich so vielleicht erhalten ließe, doch war hierzu der König am wenigsten zu bewegen. Als nun am 10. März die Fürsten des Reichs nicht zu Goslar erschienen — man scheint ihr Ausbleiben einer Veranstaltung des Königs zugeschrieben zu haben —, brach der lange drohende Sturm der Massen aufs Neue mit aller Gewalt los. Die Bauern eilten zu den Waffen und mahnten die Fürsten an die ihnen beschworene Treue. Niemand konnte der entfesselten Volkswuth mehr wehren, am wenigsten die alten Führer des Aufstands. In hellen Haufen, von den Fürsten selbst geführt, rückte das Volk vor Goslar und forderte den Ruin der Burgen; der König war jede andere Forderung zu erfüllen bereit, diese wies er zurück und berief sich auf die Entscheidung eines Reichstags. Da drang am 12. März das Volk gegen die Pfalz vor; es wollte von keiner Verhandlung mehr hören und war entschlossen Heinrich für immer abzusagen und sich einen eigenen König zu wählen, der es zum Kampfe führe.

In diesem entscheidenden Augenblicke beschworen die nächsten Freunde den König nachzugeben; selbst Liemar von Bremen ließ es mit den Bischöfen von Zeitz und Osnabrück, die so viel um seinetwillen erduldet hatten, an eindringlichen Bitten nicht fehlen. Der König gab endlich nach und trat mit den sächsischen Fürsten aufs Neue in Unterhandlung. Er erbot sich sofort die Burgen abtragen zu lassen, verlangte aber zu-

gleich, daß auch die Burgen der sächsischen und thüringischen Großen, so weit sie bei seinen Zeiten gebaut, gebrochen werden sollten. Otto von Nordheim, der die Rückgabe Baierns nachdrücklich forderte, versprach er binnen Jahresfrist nach der Entscheidung der Fürsten gerecht zu werden; dagegen beanspruchte er die Rückgabe aller königlichen Güter, in deren Besitz sich die sächsischen Großen gesetzt hatten. Im Uebrigen verblieb es bei den Bestimmungen des Gerstunger Friedens. Dieses Abkommen befriedigte die Bauern. Ihnen kam Alles darauf an, die königlichen Burgen in Schutthaufen verwandelt zu sehen; fielen auch die adligen Burgen zugleich, so war es für sie nur ein Gewinn mehr. In der That hatten sie vor Allem bei der neuen Wendung der Dinge gewonnen; dem sächsischen Adel legte sie nur Opfer auf, die er aber, in die Gewalt der Menge gegeben, bringen und ertragen mußte.

Nun begann das Werk der Zerstörung. Die Mauern der Harzburg wurden eingerissen, die Wälle abgetragen, die Gräben verschüttet; nur die kirchlichen Gebäude blieben unberührt, der Münster und die für das Domherrnstift bestimmten Baulichkeiten. Der Spatenberg und die übrigen königlichen Burgen wurden bis auf den Grund zerstört. Die sächsischen Fürsten erboten sich die Abtragung zu übernehmen, aber der König übertrug sie seinen Rittern, die sie mit Hülfe der Bauern ausführten. Ebenso fielen auch die in den letzten zwanzig Jahren gebauten Burgen des Adels bis auf einzelne wenige, deren Fortbestand der König ausdrücklich gestattete. Zugleich durchzogen königliche Gesandte das Land, um dem entfremdeten Krongute nachzuspüren, und ruhten nicht eher, als bis sie Alles herbeigebracht hatten.

Noch war man mit diesen Dingen beschäftigt, als der König Sachsen verließ. Mit den bittersten Gefühlen schied er aus den Gegenden, in denen er den größten Theil seiner Jugend verlebt hatte. Wie tief er das trotzige Bauernvolk haßte, ein viel tieferer Ingrimm regte sich in ihm gegen diese sächsischen Fürsten, deren Treulosigkeit nur ihrer Habgier gleich zu kommen schien. Als er den sächsischen Boden verließ, soll er gesagt haben, niemals werde er zurückkehren, wenn nicht mit solcher Macht, daß er in dem Lande frei nach seinem Willen schalten könne. Am 22. März war er in Fritzlar und nahm dann den Weg nach dem treuen Worms, wo er sich während der Fastenzeit aufhielt. Kaum war er hier angelangt, so erhielt er Nachricht, wie die sächsischen Bauern den Frieden auf das Freventlichste verletzt hatten; sie waren zu einer

That geschritten, welche den König im tiefsten Grunde des Herzens verwundete und die er nimmermehr ungerächt lassen konnte.

So lange noch ein Stein auf dem anderen oben in der Harzburg blieb, hatte es dem Volke im Thale nicht Ruhe gelassen; Nichts schien ihm erreicht, wenn dort oben nicht Alles dem Erdboden gleich gemacht würde. Besonders peinigte der Anblick des Münsters und der anderen kirchlichen Gebäude das Landvolk der Umgegend, dessen Aecker von den Harzburgern so oft verwüstet waren; zu den Domherren, meinte es, würden sich dort doch bald wieder die raublustigen Rittersleute gesellen. So geschah es, daß schon am dritten Tage nach der Abreise des Königs von Goslar Bauern in hellen Haufen den Berg hinauf stürmten und Alles bis auf den Grund oben zerstörten. Sie raubten, was sie an Werth vorfanden; auch ein Theil des königlichen Schatzes, der zurückgelassen war, fiel in ihre Hände. Der Münster, ein prächtiger Bau, aber zu größerer Beschleunigung der Arbeit meist aus Holz aufgeführt, wurde in Brand gesteckt, die Altäre zerschlagen, die Reliquien der Heiligen aus ihren Schreinen gerissen und die heiligen Gefäße geraubt. Selbst die Gräber der Todten schonte man nicht; man erbrach sie und riß die modernden Gebeine hervor. Mit welchen Gefühlen mußte es der König vernehmen, daß Bauernhände an den letzten Resten seines Sohnes und seines Bruders gefrevelt hatten, daß dort, wo seine stolze Harzburg gestanden und er selbst so oft verweilt hatte, Alles nun dem nackten Boden gleich war. Nur mit Mühe hatte der Abt eines benachbarten Klosters einige Reliquien und Todtengebeine gesammelt und in seine Kirche übertragen.

Die Bauern frohlockten, als die letzten Reste der Harzburg vom Erdboden verschwunden waren; erst jetzt glaubten sie die alte Freiheit Sachsens gesichert. Andere Gefühle bewegten die Fürsten des Landes: sie begriffen sofort, daß der Friede, der von der Zerstörung der Burgen, doch nicht der Kirchen handelte, freventlich verletzt sei und dieser Friedensbruch das schwerste Unheil über sie bringen werde. Die Gesinnung des Königs gegen sie kannten sie nur zu gut und wußten zugleich, wie wenig sie der Mehrzahl der oberdeutschen Fürsten noch trauen durften. Sie schickten deshalb sofort Gesandte an den König, lehnten alle Mitschuld an den letzten traurigen Vorgängen ab, deren Urheber sie zur Verantwortung gezogen hätten, und versprachen ihre eigene Unschuld vor den Fürsten des Reichs zu erhärten. Sie sprachen die Wahrheit, aber

der König glaubte weder an ihre Unschuld, noch war er geneigt ihre Rechtfertigung anzunehmen. „Da mir die Ordnungen des Reichs," sagte er, „keinen Schutz gegen den Trotz der Sachsen gewähren, da mir meine Vasallen nicht Beistand leihen, um die Treulosen mit dem Schwert zu züchtigen, nehme ich nothgedrungen meine Zuflucht zu den Gesetzen der Kirche; da jede menschliche Hülfe mich verläßt, rufe ich die göttliche an." Er sandte Botschaft nach Rom und bat Papst Gregor um Beistand gegen das tempelschänderische und kirchenräuberische Volk.

Wir wissen, wie die Sachsen entehrende Kirchenstrafen einst über den König bringen wollten, um ihm das Reich zu entziehen. Als sie bei Erzbischof Siegfried diesen Zweck nicht erreichten, hatten sie sich gleich nach dem Würzburger Vertrage an den Papst gewendet. Sie werden in Rom dieselben furchtbaren Anschuldigungen gegen den Lebenswandel des Königs haben laut werden lassen, die sie in Gerstungen erhoben; aber sie hatten auch hier nicht Gehör gefunden. Der Papst hatte vielmehr die Stellung eines unparteiischen Richters zu behaupten gesucht und die Sachsen wie den König aufgefordert die Waffen niederzulegen, bis seine Legaten in Deutschland zur Herstellung des Friedens erschienen; doch war sein Wort damals gerade von den Sachsen am wenigsten beachtet worden, und jetzt war aus ihrer Mitte eine That hervorgegangen, die alle kirchlichen Autoritäten gegen sie aufbringen mußte, alle religiösen Vorstellungen der Zeit verletzte. Was Wunder also, daß der König nun gegen sie die Waffen kehrte, die sie vorher gegen ihn gerichtet hatten und die einmal den Zeitgenossen die schärfsten schienen! Wenn er aber Rom gegen seine Feinde aufrief, betrat er mindestens nicht den Weg der Verdächtigung, sondern berief sich auf offenkundige Thatsachen.

Leicht begreift sich jetzt, weshalb die päpstlichen Legaten, als sie im April 1074 vor dem König erschienen, ihn so fügsam fanden*). Zwar hatten diese Legaten, die nach der Nachricht von dem Gerstunger Frieden und vor der Kunde von seiner Verletzung Rom verlassen hatten, keinen besonderen Auftrag des Papstes über die Ordnung der sächsischen Wirren, aber wie ihnen dieselben erschienen, mußte dem Könige nichtsdestominder damals von der größten Bedeutung sein. Wie die Anklagen Heinrichs in Rom aufgenommen wurden, wie die Legaten die deutschen

*) Vergl. oben S. 242.

Zustände dort darstellten, ist nicht überliefert: doch steht mindestens fest, daß sich zunächst Gregor der Sachsen in keiner Weise annahm, daß er sie vielmehr dem Zorne des Königs überließ. Als Bischof Burchard von Halberstadt ihm seine besondere Ergebenheit gegen die römische Kirche damals an den Tag legte, nahm der Papst zwar seine Huldigung willig an, gab aber deutlich genug zu verstehen, daß ihm ganz Anderes am Herzen liege, als die Interessen der sächsischen Herren.

Ob dem so war, ließ sich Gregor zu Kirchenstrafen gegen die Sachsen mit Nichten bestimmen. So weit ging seine Dienstwilligkeit gegen den König nicht, daß er den Bannstrahl gegen dessen rebellische Unterthanen geschleudert hätte. Es ist auffällig genug, daß sich bald zur Züchtigung des begangenen Kirchenfrevels die deutschen Fürsten weit williger zeigten als der Papst, daß sie gern dem Könige Hand und Schwert gegen die Sachsen boten, mit denen sie zuvor wider ihn conspirirt hatten. Erzbischof Siegfried, die Herzöge Rudolf, Berchthold, Welf und Gottfried hatten zwar den Gerstunger Frieden ohne Frage von Anfang an mißbilligt, und der Bruch desselben war ihnen gewiß willkommen: aber unerwartet war doch gewiß dem Könige selbst, wie sehr sie jetzt den Hof suchten, den sie sonst geflissentlich mieden. Niemand war abermals diensteifriger als Erzbischof Siegfried. Er, Herzog Berchthold von Kärnthen und viele andere dem Könige überaus verdächtige Fürsten erschienen bereits Ostern 1074 am Hofe, wo sie einen gnädigen Empfang fanden, und selbst Herzog Rudolf stellte sich bald wieder ein, nachdem ihm, wie es scheint, die Kaiserin Agnes die Wege geebnet hatte. Der König sah sich von Neuem von den Fürsten des Reichs umgeben; nur die Sachsen durften sich nicht nahen und nahmen mit Schrecken wahr, wie Heinrich von Tag zu Tag neue Kräfte gewann.

In die bedenklichste Stellung gerieth damals Erzbischof Anno. Wie er auch über den Frieden und dessen Bruch denken mochte, er stand mit den Führern des sächsischen Aufstands in zu nahen Beziehungen, als daß er ohne Gefahr an den Hof hätte zurückkehren können. Aber selbst in Köln war er seines Lebens nicht sicher. Er, der so oft seine Stimme für die Freiheit erhoben hatte, galt den Kölnern als ein Tyrann, und sie dachten, seit die Wormser ihren Bischof verjagt und die Stadt dem Könige übergeben hatten, nur daran, diesem Beispiel zu folgen. Indem die sächsischen Bauern gegen ihren König und Herrn die Waffen ergriffen, erhoben sich die rheinischen Bürgerschaften für ihn. Es war das

erste Zeichen, daß das deutsche Bürgerthum einen eigenen Antheil an den allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlands nahm.

Gleich nach Ostern 1074 brach in Köln der offene Aufstand gegen Anno aus. Die Veranlassung gab, daß die Leute des Erzbischofs das Schiff eines reichen Kaufmanns für den Dienst ihres Herrn beanspruchten, der auf demselben Bischof Friedrich von Münster, seinen Gast, über den Rhein bringen lassen wollte. Der Sohn jenes Kaufmanns, ein handfester, herzhafter, in der Stadt sehr beliebter Jüngling, trat mit Keckheit den Leuten Annos entgegen, sammelte schnell eine Zahl rüstiger Genossen und jagte nicht nur diese Leute, sondern auch den herbeieilenden Stadtvogt mit seinen Schergen in die Flucht. Der Erzbischof war Feuer und Flamme; nach seiner Art brach er in die furchtbarsten Verwünschungen aus und drohte den verwegenen Burschen mit strenger Züchtigung. Gerade diese Drohungen gaben dem Aufstand erst Bedeutung. Die Bürger zusammt verschwuren sich gegen den Erzbischof und stellten jenen Jüngling an ihre Spitze, der schon so entschiedene Beweise seines Hasses gegen den Erzbischof und seines Muthes gegeben hatte. Ihnen stand das Beispiel der Wormser vor Augen, doch wollten sie den Erzbischof nicht verjagen, sondern sich seiner Person bemächtigen, um ihn zu tödten. Am Nachmittage des 23. April überfielen sie die erzbischöfliche Pfalz, als Anno dort eben mit Bischof Friedrich beim Mahle saß. Die Pfalz wurde geplündert und ein Mann erschlagen, den man für Anno hielt. Den Erzbischof fand man nicht; er war in dem Getümmel entkommen und hatte sich nach dem Dom geflüchtet, dessen Pforten er sogleich schließen ließ. Die Verschworenen stürmten nun nach dem Dom; aber auch hier entrann Anno noch rechtzeitig und flüchtete sich aus Köln durch eine kleine Pforte, die erst vor wenigen Tagen in die Stadtmauer gebrochen war. Einige Pferde wurden schnell herbeigeschafft, und unter dem Schutz der Nacht gelangte er mit einigen Begleitern ungefährdet nach Neuß.

Sobald die Kölner der Flucht des Erzbischofs sicher waren, wandten sie alle ihre Gedanken auf die Vertheidigung der Stadt. Denn daran zweifelten sie keinen Augenblick, daß Anno alsbald mit Heeresmacht gegen sie anziehen würde. In der That erschien er schon am vierten Tage nach seiner Vertreibung wieder vor den Mauern, von einem stattlichen Heere begleitet, zu dem er Alles bis fünf Meilen in der Runde aufgeboten hatte. Da sank den Städtern, so tapfer sie bisher bei den

Bechern geredet hatten, gewaltig der Muth. Sie hatten zum König eiligst um Hülfe gesandt, aber der König war weit und die Gefahr nahe. Mit ihren eigenen Streitkräften konnten sie Annos Heer nicht begegnen, zumal in der Stadt keineswegs Ordnung herrschte. Der Pöbel hatte sich, des strengen Herrn entledigt, viele und arge Gewaltthätigkeiten erlaubt. Längst waren den Kölnern die Mönche von S. Pantaleon zuwider, denen Anno nach Vertreibung der alten Benedictiner cluniacensische Ordnungen gegeben hatte: es fehlte nicht viel, daß diese sämmtlich als Opfer der Wuth des Pöbels fielen. So verzagt war in Folge der gewaltsamen Erhebung des Pöbels die Bürgerschaft, daß sie jeden Widerstand gegen Anno alsbald aufgab und ihm Unterwerfung versprach; sie erklärte alle Strafen auf sich nehmen zu wollen, wofern er nur Niemandem an den Hals ginge. Anno verhieß Milde walten zu lassen, und die Bürgerschaft erschien barfuß und in härenen Kleidern vor ihm zu S. Georg, wo er vor den Mauern der Stadt an diesem Tage Messe hielt. So groß war aber die Erbitterung der Reisigen gegen die Städter, daß er diese nur mit Mühe vor rohen Gewaltthaten schützte und das Heer noch am selbigen Tage, ehe er Köln selbst betrat, aus Furcht vor einer argen Verwüstung der Stadt entließ. Nur seine unmittelbaren Mannen behielt er bei sich, um mit ihnen am folgenden Tage, nachdem er zu S. Gereon vor den Mauern übernachtet, den Einzug zu halten.

Der Einzug fand statt, doch bemerkte Anno sogleich, daß die Widersetzlichkeit der Kölner mit Nichten gebrochen war. Unmittelbar nach seinem Einzuge hatte er beim Dome ein großes Gericht über die aufständigen Bürger halten wollen und sie dorthin beschieden: aber Niemand erschien, und er erfuhr, daß in der Nacht zuvor sechshundert der reichsten Kaufleute die Stadt verlassen hatten. Auch am zweiten und dritten Tage stellte sich Niemand vor Annos Richterstuhl. Ein entsetzliches Strafgericht wurde nun über die Stadt verhängt: die Mannen des Erzbischofs brachen in die Häuser der Bürger, mordeten, plünderten und sättigten vollauf ihre Wuth. Was schuldig schien und nicht gleich hingewürgt wurde, schlug man in Fesseln und bewahrte es zu grausamer oder schimpflicher Bestrafung auf. So wurde jener Jüngling, der Leiter des Aufstands, nebst mehreren seiner Genossen geblendet, Andere wurden geschoren und mit Ruthen gepeitscht. Alle Bürger ohne Unterschied erlitten schwere Vermögensstrafen und mußten dem Erzbischof einen

Eid leisten, daß sie die Stadt für ihn gegen Jedermann vertheidigen und die flüchtigen Bürger, bis sie ihm Genugthuung geleistet, als erklärte Feinde der Stadt behandeln würden. Die Flüchtlinge zeigten unter solchen Umständen wenig Neigung zurückzukehren: sie zerstreuten sich durch das Trierische und die mittelrheinischen Gegenden. Auch hier verfolgte sie Anno. Als die päpstlichen Legaten nach Köln kamen, sprach er in ihrer Gegenwart den Bann über die Rebellen aus und forderte dann Erzbischof Udo von Trier brieflich auf, sie aus seinem Sprengel zu vertreiben, damit die verderbliche Gesinnung dieser Leute nicht wie der Krebs weiter um sich fresse und auch die Trierer anstecke.

Anno hatte über die Kölner gesiegt, aber von seinem Siege blieben traurige Spuren in der Stadt zurück. Köln, bisher nach Mainz die volkreichste unter den Rheinstädten, schien wie verödet, kaum ein Schatten seiner selbst. Die Schuld alles Unglücks wälzten die Bürger natürlich auf den Erzbischof: wie hätten sie auch glauben mögen, daß jenes Blutbad ohne sein Wissen und Willen bereitet sei, mochten er und Andere immerhin geflissentlich diese Meinung zu verbreiten suchen? Von den Bürgern seiner Stadt gehaßt, durch die Verbindungen mit den Sachsen dem König verdächtig, ohne Ansehen bei den Fürsten, die sich wieder dem König zuwandten, hatte der alte Anno fast nirgends trotz seines Sieges eine zuverlässige Stütze, und allgemein fühlte man, wie gefährdet die Macht dieses Mannes sei, der einst über das Reich und die Kirche verfügt hatte. In solcher Noth, wollte man wissen, sei er mit König Wilhelm von England, den er sich früher verpflichtet hatte, in Unterhandlungen getreten und habe ihn aufgefordert sich Unter-Lothringens und der Kaiserstadt Aachen zu bemächtigen, er habe, mit anderen Worten, dem Engländer Hoffnungen auf die deutsche Krone gemacht. Das Gerücht, so wunderbar es war, konnte um so eher Glauben finden, als Wilhelm bereits seit längerer Zeit an der flandrischen Sache einen lebhaften und kaum uneigennützigen Antheil nahm. In der That war die Meinung von Annos Verrath so allgemein verbreitet, daß der König, eben damals zu Regensburg mit Vorbereitungen zu einem Ungarnkriege beschäftigt, eiligst Baiern verließ und seinen Weg nach dem Rheine nahm.

Der König feierte das Pfingstfest (8. Juni) zu Mainz, wo sich Erzbischof Siegfried beeiferte ihn auf das Prächtigste zu bewirthen. Als Anno von der Anwesenheit des Königs in Mainz erfuhr, beeilte

er sich Boten zu ihm zu senden, um sich gegen die Beschuldigungen zu rechtfertigen, welche man gegen ihn erhob. Niemals, ließ er melden, werde er das Vaterland einem Fremden verrathen, um eine persönliche Beleidigung zu rächen; sein ganzes Leben müsse gegen solchen Verdacht ihn schützen. Er bat vor dem Könige persönlich erscheinen zu dürfen, und diese Bitte wurde gern ihm gewährt. Am 1. Juli traf er mit dem König in Andernach zusammen und reinigte sich von der Beschuldigung des Landesverraths durch einen Eid; über die anderen Vergehen, welche ihm zur Last gelegt wurden, wollte der König selbst den Schleier der Vergessenheit gebreitet wissen. Heinrich begab sich darauf nach Köln und saß hier am zweiten Tag nach seiner Ankunft zu Gericht. Abermals wurden hier viele Anklagen gegen Anno erhoben, aber sie fanden beim Könige weniger Gehör als die Vertheidigung des Erzbischofs. Doch verlangte Heinrich von ihm, daß er die Excommunicirten vom Banne löse und den Kölnern Amnestie ertheile, außerdem sechs seiner Vasallen ihm als Unterpfand der Treue stelle. Noch vor Kurzem hatte der König Amnestie den Fürsten gewähren müssen, noch war kein Jahr verstrichen, daß Anno selbst ihn zur Stellung von Geißeln nöthigen wollte: jetzt schienen Anno solche Forderungen, von dem König an ihn gestellt, unerhört, und hartnäckig verweigerte er ihre Erfüllung. Es kam zu den heftigsten Auftritten, doch gab endlich der König nach. Lieber, sagte er, wolle er in Wohlthaten mit dem Erzbischof wetteifern, als ihm Böses mit Bösem vergelten; wolle derselbe sich fortan treu und ergeben zeigen, so solle er den ersten Platz unter seinen Freunden einnehmen. Offenbar lag dem König Alles daran, Anno auf seine Seite zu ziehen und dessen Interesse von dem der Sachsen zu trennen. Widerstrebend genug mochte Anno die Milde des jungen Königs über sich walten lassen, aber sein starrer Sinn mußte ihr endlich weichen. Sie schieden dem Anscheine nach versöhnt.

Von Köln begab sich der König nach Aachen, um diese Stadt und die Westgrenze des Reichs gegen einen Angriff vom Westen zu sichern. Mochte der Verdacht gegen Anno unbegründet sein, nur zu sehr war zu befürchten, daß die Könige von Frankreich und England die Wirren des Reichs für ihre Absichten benutzen könnten. Besonders scheint die Bewachung der Westgrenze Herzog Gottfried übertragen zu sein, dessen Verhältniß zum König sich fester und fester zog. Dieser treffliche Fürst schien jetzt eine ähnliche Stellung zu Heinrich gewinnen zu sollen, wie

einst sein Großvater Gozelo zu Kaiser Konrad II. Der König verließ bald darauf Lothringen; er wurde nach dem Osten gerufen, wo ein Krieg seiner harrte, bei dem es sich eben so sehr um die Ehre seines Hauses, wie um die Macht des Reiches handelte.

Daß der Krieg gegen Boleslaw von Polen im vorigen Jahr unterblieben war, hatte unmittelbar seine Rückwirkung auch auf Ungarn geübt. Geisa und Ladislaw hatten, im Bunde mit dem Polen, die Waffen gegen ihren Vetter König Salomo erhoben, den Lehnsmann und Schwager des deutschen Herrschers. Salomo, der gegen äußere Feinde sich rührig genug bewiesen, war einem inneren Kriege nicht gewachsen, in dem alle Gefühle der Magyaren seine Vettern unterstützten. In drei Schlachten besiegt, mußte er mit seiner Gemahlin das Land verlassen und sich nach Deutschland flüchten. Kaum wird es hier seiner und Sophiens beweglicher Bitten bedurft haben, um Heinrich zur Hülfsleistung zu bewegen; schon im Juni wollte dieser nach der ungarischen Grenze aufbrechen, als ihn die Vorgänge in Köln nach dem Rhein riefen. Kaum aber kehrte er aus Lothringen nach Worms zurück, so ereilten ihn neue und dringendere Hülfegesuche Salomos, der ihm nicht allein Tribut, sondern auch die Abtretung von sechs der festesten Grenzburgen Ungarns versprach. Solche Versprechungen konnten Heinrich nur erwünscht sein, doch hatte er noch andere und stärkere Beweggründe in die ungarischen Angelegenheiten einzugreifen: schien doch das ganze Resultat des glücklichen Feldzugs vom Jahre 1063 vernichtet und der Einfluß des deutschen Reichs im Osten gebrochen, während sich die polnische Macht hier aufs Neue Alles beherrschend erhob.

Ohne Verzug bot Heinrich das Reichsheer gegen Ungarn auf. Es war bei den Zerwürfnissen der Zeit nicht zu erwarten, daß die Großen jetzt mit derselben Willigkeit gegen die Ungarn die Waffen ergreifen würden, wie vor elf Jahren, und Heinrich hatte allen Grund, keinen Zwang gegen die Fürsten zu üben. Der Waffenruf des Königs verhallte deshalb fast ungehört. Dennoch brach er mit einem Heere, welches aber fast nur aus niederen, um Sold dienenden Mannen bestand, um die Mitte des August von Mainz auf und erreichte bald die ungarische Grenze, wo sich baierische und böhmische Hülfsvölker ihm anschlossen. Auf dem rechten Donauufer rückte das Heer, von Salomo begleitet, bis in die Gegend von Waitzen vor. Man fand hier Alles verwüstet, während Geisa mit seinem ganzen Heere auf der nahen Donauinsel eine

unangreifbare Stellung genommen hatte. Hungersnoth und Krankheit brachen in Heinrichs Heere aus; auch er selbst scheint erkrankt zu sein. Nach kurzer Zeit trat er deshalb mit seinen Söldnern über Preßburg den Rückweg an, ließ aber Salomo mit den baierischen und böhmischen Truppen zurück. Um den 1. October traf er, von seiner Schwester Sophia begleitet, wieder in Worms ein. Aber auch vom Kriegsschauplatz entfernt, folgte er mit Aufmerksamkeit den ungarischen Angelegenheiten, die sich freilich für Salomo übler und übler gestalteten. In einer blutigen Schlacht völlig geschlagen, mußte er sich über die Donau nach der Mysburg flüchten; sie gehörte zu den Burgen, welche er den Deutschen übergeben hatte. Gegen Ende des November besuchte Heinrich noch einmal die südöstlichen Marken des Reichs, um diese und andere Grenzfesten gegen einen Angriff Geisas zu schützen. Salomo scheint in Mysburg zurückgeblieben zu sein, von wo er später noch einmal einen Versuch auf seinen Thron zurückzukehren machte; auch sein Schicksal hing von Heinrichs Glück oder Unglück ab.

Den Blick bald nach Osten bald nach Westen wendend, um die Grenzen des Reichs zu sichern, hatte Heinrich zu keiner Zeit der Rache vergessen, welche die Sachsen mit Recht von ihm fürchteten. Aber er wollte der Ergebenheit der anderen Fürsten erst völlig sicher sein, ehe er einen neuen und, wie er hoffte, vernichtenden Schlag gegen die treulosen sächsischen Fürsten führte. Wie sehr er an Achtung im Reiche gewonnen hatte, zeigte sich im Winter 1074 auf 1075, als er Baiern, Schwaben und Franken durchzog. Ueberall fand er jetzt die entgegenkommendste Aufnahme. Als er das Weihnachtsfest zu Straßburg feierte, umgaben ihn die meisten Fürsten des oberen Deutschlands; der Hof zeigte wieder den alten Glanz. Schon damals ging er mit den ersten Männern des Reichs über einen neuen Kriegszug gegen die Sachsen im Geheimen zu Rath, und sie versprachen ihm ihre Dienste; Niemand zeigte sich wunderbarer Weise damals eifriger für die Sache des Königs als Herzog Rudolf. Bald begann man überall im Reiche zu rüsten, und mächtiger als je. Den Vorwand gab ein neuer Ungarnkrieg, doch war es kaum irgend Jemand verborgen, daß die Rüstungen den Sachsen galten.

Die sächsischen Fürsten wußten, was ihnen drohte. Wiederholentlich hatten sie bereits Botschaft an den König gesandt und sich zu jeder

Genugthuung erboten, welche der Fürstenrath als geziemend erachten würde, doch waren ihre Boten nicht einmal vorgelassen worden. Jetzt wandten sie sich mit den kläglichsten Bitten an Erzbischof Siegfried und andere Fürsten, um beim König Fürsprache einzulegen; sollten sie ungehört verurtheilt werden, so möchten wenigstens die Fürsten sich nicht zu blinden Werkzeugen des königlichen Zorns hergeben. Wirklich brachten sie es so zu einer Antwort Heinrichs, aber sie war wenig tröstlich. Seine Gnade, ließ er den Sachsen melden, würden sie nur dann wiedergewinnen, wenn sie sich ihm ohne jede Bedingung ergäben. Als er das Osterfest 1075 zu Worms feierte, wies er einige sächsische Herren, die vor ihm erscheinen wollten, sofort sehr ungnädig zurück, und als sich damals an den Erzbischof von Trier bei der Predigt ein sächsischer Mann drängte und ihn aufforderte vor dem Volke ein dargereichtes Blatt zu verlesen, verwehrte es der König auf das Entschiedenste. Das Blatt enthielt einen Nothschrei Sachsens an die deutschen Brüder, und der Ueberbringer beschwor, da er seine Absicht vereitelt sah, laut die versammelte Menge, doch das Sachsenvolk nicht ungehört dem Verderben preiszugeben. Doch seine Worte verhallten wirkungslos; der König hatte die Stimmung ganz für sich zu gewinnen gewußt.

Vor Allem war die Lage der sächsischen Fürsten deshalb bedenklich, weil die frühere Einhelligkeit unter ihnen selbst fehlte. ~~Eckard~~ von Meißen, des Königs junger Vetter, und beinahe das ganze Meißener Land waren in den Händen des Königs; auch die westfälischen Großen waren fast sämmtlich zu ihm übergetreten. Unter den sächsischen Bischöfen harrten mit Wezel von Magdeburg und Burchard nur noch die Bischöfe von Merseburg und Paderborn aus; die übrigen hatten sich offen dem König angeschlossen oder hielten sich in schwankender Stellung. Ueberdies waren die Bauern schwierig; sie mißtrauten den Fürsten, wie diese ihnen. Es war wenig Verlaß mehr auf sie; gingen doch selbst Friedrich vom Berge und Wilhelm von Lothsleben bald auf die Seite des Königs über, die Männer, deren Beschwerden hauptsächlich den Aufstand der Bauern entzündet hatten. Kaum auf den dritten Theil jener Streitkräfte konnten die Sachsen noch zählen, die sie einst dem König hatten entgegenstellen können.

Die verzagte Stimmung der sächsischen Großen war am Hofe nicht unbekannt, und einige Vertraute gaben dem König den Rath sich an Erzbischof Wezel und andere gemäßigtere Männer zu wenden, um den

Sieg ohne Krieg zu erlangen. In der That ließ der König diesen Verzeihung zusagen, wenn sie sich von seinen Feinden trennten und ihm die Haupturheber des Aufstands, namentlich Bischof Burchard, Otto von Nordheim und den Pfalzgrafen Friedrich auslieferten. Auf einem Tage zu Goslar wurde über dieses Anerbieten des Königs öffentlich verhandelt. Man wagte nicht es ganz zurückzuweisen, aber man wollte doch nur dann die ersten Männer Sachsens ausliefern, wenn ihr Schicksal von einem Urtheil der Reichsfürsten abhängig gemacht würde. Von einer Bedingung wollte indessen der König durchaus Nichts mehr hören, und so blieb der Krieg beschlossen.

Das ganze Reichsheer war aufgeboten; in den ersten Tagen des Juni hatte es sich zu Breitenbach an der Fulda zu sammeln. Für den glücklichen Erfolg der königlichen Waffen waren Gebete angeordnet, die während der ganzen Dauer des Kriegs fortgesetzt werden sollten. Schon strömten von allen Seiten die reisigen Schaaren herbei, als der König zu Worms das Pfingstfest (24. Mai) feierte; nur von wenigen Fürsten war er umgeben, da die meisten bereits auf dem Wege nach Breitenbach waren. Zur bestimmten Zeit traf er selbst dort ein und fand ein Ritterheer, so stark und so gut gerüstet, wie seit Menschengedenken es keinem Könige zu Gebot gestanden hatte. Alle geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs waren persönlich erschienen; denn der König hatte gerade hierauf das größte Gewicht gelegt, da er den Krieg recht eigentlich als eine Sache des ganzen Reichs ansah. Nur Anno von Köln und Dietwin fehlten von den Bischöfen; nicht ihr Alter hatte ihnen Urlaub erwirkt, sondern Dietwin die Sorge für die Königin, Anno Gewissensbedenken gegen seine nächsten Verwandten die Waffen zu führen, obwohl auch er seine Mannen zum Heere des Königs stellen mußte. Selbst den alten und lahmen Abt Widerad von Fulda schaffte man auf einem Wagen herbei. Kürzlich hatte ihn ein Schlaganfall getroffen, der sich bei der Unruhe des Lagerlebens sogleich wiederholte; man brachte ihn nach Hause, wo er nach wenigen Wochen starb. Alle deutschen Stämme — selbst Sachsen fehlten nicht — mischten sich im Heere des Königs, und neben den Deutschen sah man die Schaaren des Böhmenherzogs; dieser war damals der treueste Bundesgenosse des Königs und hatte ihm noch kürzlich in Ungarn zur Seite gestanden.

In dem königlichen Lager herrschten Muth und Siegesvertrauen, anders stand es auf der sächsischen Seite. Als die Antwort auf die

letzten Anerbietungen des Königs erging, hatte man bereits geringe Aussichten auf eine günstige Aufnahme derselben gehegt. Ueberall berieth man deshalb, was in dieser Noth zu thun sei, und stellte öffentliche Fasten und Betfeste an, um den Zorn Gottes zu versöhnen. Man beschloß endlich, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, sich bewaffnet zu derselben Zeit bei Lupnitz östlich von Eisenach zu sammeln, wo der König das Lager zu Breitenbach — nur etwa sechs Meilen von Lupnitz entfernt — beziehen würde, inzwischen aber die Verhandlungen mit den oberdeutschen Fürsten fortzusetzen. Aber es war unmöglich, das Ohr der Fürsten zu gewinnen; der König hatte ihnen einen Eid abgenommen, sich in keine Unterhandlungen mit den Sachsen einzulassen, ehe diese nicht die ihm und dem Reiche angethane Schmach vollauf gebüßt haben würden. Immer klarer wurde, wie der Kampf unvermeidlich sei, und die Sachsen unterließen nicht ihre letzten Kräfte zusammenzuraffen. Die Fürsten rüsteten sich auf das Sorgfältigste; auch brachte man eine große Zahl von Bauern abermals in die Waffen. Es hob nicht wenig den Muth, daß damals Gesandte von dem Polenherzog und den Liutizen erschienen und bedeutende Hülfsleistungen entweder gegen den König oder gegen die Dänen, von denen ein neuer Einfall gefürchtet wurde, in Aussicht stellten.

Als der König zu Breitenbach eintraf, hatten die Sachsen Lupnitz noch nicht erreicht, ja nicht einmal die Unstrut überschritten: aber er erfuhr durch Kundschafter, daß das sächsische Heer im Anmarsch, daß es zahlreich und wohlgerüstet sei. Die Stimmung der Fürsten an der Seite des Königs war die beste. So gefürchtet die sächsischen Schwerter waren, glaubten sie doch selbst gegen eine Uebermacht der Feinde bestehen zu können; denn dort seien zum großen Theil Bauern, welche nur der Zwang in den Kampf treibe, auf ihrer Seite Ritter, die das ganze Leben im Waffenhandwerk zugebracht hätten, das erlesenste Kriegsvolk der Welt. Mehr als den Kampf besorgte der König, daß durch die Bitten und verführerischen Worte der Sachsen diese Stimmung seiner Fürsten sich ändern könne: er beschloß deshalb die Entscheidung möglichst zu beeilen. Am 8. Juni brach er mit dem Heere von Breitenbach auf und rückte den Sachsen entgegen. An diesem Tage machte er einen starken Marsch bis Ellen westlich von Eisenach, rückte am folgenden Morgen mit großer Schnelligkeit weiter vor und langte am Vormittag bei Behringen an, einem Dorfe auf halbem Wege zwischen Eisenach und

Langensalza. Er ließ hier ein Lager aufschlagen und begab sich, überaus erschöpft, ein wenig zur Ruhe, als Herzog Rudolf stürmisch in sein Zelt drang und die Meldung brachte, daß die Sachsen in der Nähe seien und sich sorglos beim Becher und beim Spiele vergnügten. So war es in der That. Auf ihrem Marsche waren sie bis an die Unstrut gekommen und hatten auf beiden Seiten des Flusses unweit Nägelstädt und Homburg*) ein Lager bezogen; sie waren ziemlich sorglos, weil sie den König noch bei Breitenbach glaubten.

Als Herzog Rudolf diese Botschaft dem König brachte, forderte er ihn auf, sogleich den Feind anzugreifen: derselbe sei völlig unvorbereitet, und den größeren Theil des Tages habe man noch vor sich. Auf das Lebhafteste dankte der König dem Herzog für diese Nachricht und seinen Rath; niemals, sagte er, werde er ihm diesen Dienst vergessen. Beide eilten dann aus dem Zelt und ließen sogleich das Zeichen zum Kampfe geben. In kürzester Frist schimmerte die ganze Ebene im Waffenglanze und waren die Schaaren des Königs geordnet. Das Vordertreffen bildeten die Schwaben, von Herzog Rudolf geführt; sie behaupteten schon damals ein Ehrenrecht auf den ersten Angriff zu haben. Auch die anderen Züge waren nach Volksstämmen geordnet; nur den fünften, den der König selbst führte, bildete eine Auswahl heldenkühner Jünglinge aus verschiedenen Theilen des Reichs. Im Hintertreffen standen die Böhmen. Die Anordnung des Heers war noch wesentlich dieselbe, wie an jenem Tage, da Otto I. die Ungarn auf dem Lechfelde schlug**).

Erst als das Heer gegen die Unstrut und das Lager diesseits des Flusses vorrückte, als dichte Staubwolken weithin aufwirbelten, wurden die Sachsen hier inne, in welcher Gefahr sie standen. Ein panischer Schrecken ergriff sie. In wahnsinniger Wuth schrie Alles zu den Waffen und wappnete sich ohne Ordnung. Die Fürsten, ihre Mannen und Alle, die Pferde hatten, stürzten sich aus dem Lager und stürmten in einem dichten verworrenen Knäuel ohne Kampfzeichen und ohne Befehl auf die Schwaben los. Unweit von Homburg kam es zuerst zu einem furchtbaren Handgemenge. Die Schwaben wankten alsbald: aber Herzog Welf mit den Baiern eilte ihnen zur Hülfe, und heißer entbrannte

---

*) Zu Homburg an der Unstrut bestand später ein Kloster; ob damals schon, ist ungewiß.

**) Man vergleiche Bd. I. S. 421. 422.

der Kampf, mit gesteigerter Wuth erneuert. Bald versagten die Speere den Dienst, und man griff zu den Schwertern. Gerade in dieser Streitart waren die Sachsen vor Allem Meister, wie sie denn meist mit zwei oder drei Schwertern umgürtet auszuziehen pflegten. Auch diesmal führten sie meisterliche Streiche, unter denen viele vornehme Baiern und Schwaben verbluteten. Es blieben auf dem Kampfplatze der schwäbische Graf Engelbert, mit ihm Eberhard und Heinrich, die Söhne jenes Eberhard von Nellenburg, der damals der vertrauteste Rathgeber des Königs war. Markgraf Ernst, der so oft rühmlich sein Oesterreich gegen die Ungarn vertheidigt hatte, wurde tödtlich verwundet und starb am Tage nach der Schlacht. Mehr als ein Mal gerieth Herzog Rudolf selbst in die äußerste Gefahr, vornehmlich als Markgraf Udo von der Nordmark einen kraftvollen Streich auf sein Haupt führte: nur die feste Rüstung rettete das Leben des Schwabenherzogs.

Trotz der erheblichen Uebermacht ihrer Gegner wußten sich die Sachsen gut zu behaupten. Auch war auf ihrer Seite der Verlust weit geringer als im Heere des Königs; von den sächsischen Fürsten fiel im Kampf nur Einer, Graf Gebhard von Querfurt, dessen Sohn Lothar noch dereinst die Kaiserkrone gewinnen sollte. Vor Allem glänzte in ihrer Mitte an diesem Tage durch Tapferkeit und Umsicht Otto von Nordheim, von einer Schaar kühner Jünglinge umringt. Bald war er vorn in den Reihen, jeder Gefahr verwegen in das Auge blickend, bald hinten, um die Ermatteten in den Kampf zurückzuführen. So hielt er die Schlacht bis um die zweite Stunde nach Mittag, und schon begannen die Baiern und Schwaben zu weichen. Nun aber erschienen auch die Franken auf dem Kampfplatze: hier fiel eine Schaar unter dem Grafen Hermann von Gleiberg den Sachsen in die Flanke, dort brachen die bambergischen Vasallen in ihre Reihen. Und schon rückten auch Herzog Gottfrieds und des Böhmenherzogs Züge heran, als die Sachsen bereits ihre Kräfte ermatten fühlten und sich zur Flucht wandten. Vergebens suchte sie Otto zu halten. Mit verhängten Zügeln sprengten Alle davon und jagten dem Lager zu, wo die Bauern zurückgelassen in größter Seelenangst den Ausgang des Kampfs erwarteten.

Die Schlacht war vom Heere des Königs gewonnen, und vom Siege wandte es sich sogleich zur Verfolgung. Es drängte den Flüchtigen auf den Fersen nach und stand so bald vor dem Lager, daß an dessen Vertheidigung nicht mehr zu denken war. Ohne Widerstand zu

finden, drangen die Königlichen ein: doch spornstreichs jagten schon nach der anderen Seite die sächsischen Herren mit ihrem berittenen Gefolge davon. Sie wurden ohne Aufenthalt auf zwei bis drei Meilen verfolgt, aber ohne Erfolg. Die Schnelligkeit ihrer Pferde, die genaue Kenntniß der Gegend, die dichten Staubwolken weit und breit retteten sie vor den verfolgenden Feinden. So entkamen die Fürsten und vornehmen Herren fast sämmtlich über die Unstrut; nur zwei Männer von niederem Adel fanden bei der Verfolgung den Tod. Ein um so furchtbareres Blutbad war über die niederen Leute verhängt. Alle, die sich im Lager vorfanden, waren von dem eindringenden Reichsheer niedergemetzelt. Viele hatten durch die Flucht ihr Leben zu retten gesucht, aber auch sie fanden meist in dem nahen Flusse ihr Grab. Gegen achttausend vom sächsischen Volk sollen das Leben an diesem Tage eingebüßt haben. Empörend war, daß die Thüringer die wenigen Flüchtlinge, welche dem Tode entronnen auf ihren Aeckern umherirrten, überfielen, plünderten und über ihre Grenze jagten: sie mochten so den Zorn des Königs von sich und ihrem Lande abzuwenden hoffen.

Mit dem einbrechenden Dunkel ließ das Reichsheer von der Verfolgung der Feinde ab und kehrte nach dem sächsischen Lager zurück, welches der Plünderung preisgegeben wurde. Man fand nicht allein Lebensmittel für lange Zeit, sondern auch eine große Menge von Gold, Silber und Prachtgewanden. Die sächsischen Herren hatten sich auf eine lange Heerfahrt eingerichtet, und so schnell war der Kampf entschieden! Der König war bereits kurz vor Sonnenuntergang in sein früheres Lager zurückgekehrt; ihn geleitete der Siegesjubel der Seinen, und seine Brust hob das Bewußtsein eines großen, alle Hoffnungen weit überflügelnden Erfolges. Welche Drangsale hatte ihm dieses Volk bereitet, welches nun das Schwert so scharf und so gründlich gezüchtiget hatte! Die Leiden zweier Jahre schien das Glück des einen Tages aufzuwiegen.

Noch einige Tage verweilte der König auf dem Kampfplatz. Er sorgte für die Bestattung der Todten, für die Heilung der Verwundeten und erwog vor Allem das Ergebniß des Kampfes. So folgenreich es war, zeigte sich bald, daß der König den Sieg theuer erkauft hatte — den Verlust des Reichsheers schlug man auf tausend fünfhundert Mann an — und die Feinde doch nicht völlig vernichtet waren. Der Theil des sächsischen Heeres, der die Unstrut noch nicht überschritten und jenseits gelagert hatte, war von dem Kampf gar nicht berührt worden;

zu ihm sammelten sich bald die in der Schlacht zersprengten Fürsten und Ritter, und das Wichtigste schien, daß die Hauptanstifter des Aufruhrs entkommen waren und den Krieg fortzusetzen entschlossen schienen. Der König besorgte, daß die Gräuel des inneren Kriegs schwer auf die Gewissen der Seinen fallen möchten, und es gab in seinen Augen nur ein Mittel zur Beschwichtigung solcher Bedenken bei der Menge, wenn er dem Kampf einen religiösen Charakter zu leihen vermochte. Vergebens hatte er den Papst zu Kirchenstrafen gegen die Rebellen aufgefordert; williger zeigte sich jetzt Siegfried von Mainz, mindestens nahm er keinen Anstand über die thüringischen Fürsten den Bann auszusprechen. Mitten im Lager, noch auf dem Kampfplatz verkündete er in höchst ordnungswidriger Weise die Excommunication gegen diese seine und des Königs Feinde; den Vorwand bot ihm der Angriff, den diese Fürsten im vorigen Jahre auf sein Leben zu Erfurt gemacht hatten, die Rechtfertigung eine angebliche Erlaubniß des Papstes, den Bann über die Thüringer, wann und wie es ihm belieben möchte, zu verhängen. Allerdings war Siegfried vor wenigen Wochen in Rom gewesen, aber wir sind nicht unterrichtet, ob er wirklich damals eine so unbeschränkte Erlaubniß vom Papste erwirkte.

Nachdem die Kirchenstrafen über die Thüringer verhängt waren, durchzog das Reichsheer verwüstend Thüringen und wandte sich dann nach den Harzgegenden. Nichts wurde geschont, selbst nicht die Kirchen und das Kirchengut, und gerade die Bischöfe im Reichsheere waren es, die am wenigsten der Verwüstung des geistlichen Eigenthums steuerten. Man machte in dem reichen Lande unermeßliche Beute; trotzdem fing die Verpflegung des großen Heeres bald an schwierig zu werden, da die dürftige Ernte des vorigen Jahres verbraucht war und das neue Getreide noch auf dem Halm stand. Gern hätte der König die Sache schnell beendet, und wiederholentlich sandte er Boten an die sächsischen Fürsten mit der Aufforderung, sich jetzt gutwillig zu unterwerfen. Diese Aufforderungen hatten hier und da Erfolg. Bischof Werner von Merseburg gab sich in die Hand des Königs und wurde dem Abt von Lorsch zur Bewachung anvertraut. Auch Markgraf Udo von der Nordmark stellte sich dem Könige; er wurde freigegeben, da er seinen Sohn als Geißel bot. Der alte Markgraf Dedi von der Ostmark lag schwer erkrankt danieder; seit dem Gerstunger Frieden hatte er sich parteilos gehalten, aber seine Gemahlin, die ehrgeizige Adela, hielt es doch für ge-

rathen, ihren etwa fünfjährigen Sohn Heinrich als Geißel dem König zu schicken; mit Udos Sohn wurde der Knabe einem fränkischen Ritter Eberhard zur Obhut übergeben. So waren mindestens die sächsisch-thüringischen Marken sämmtlich dem Könige wieder unterworfen, aber der Aufstand hatte damit noch keineswegs sein Ende erreicht.

Otto von Nordheim, die Billinger, der Pfalzgraf Friedrich, Bischof Burchard waren wenig geneigt ihre Häupter dem Zorn des Königs, den gerade sie vor Allem gereizt hatten, ohne irgend eine Bürgschaft preiszugeben; einem Gericht der Fürsten ihre Freiheit und ihr Leben anheimzustellen erboten sie sich und hofften immer noch durch solches Erbieten die Fürsten des Reichs für sich zu gewinnen. Deshalb wiesen sie alle Aufforderungen des Königs entschieden zurück, selbst als er ihnen durch Siegfried und andere Fürsten baldige Befreiung aus der Haft, wie Erhaltung ihrer Güter, Lehen und Aemter verbürgen ließ. Am hartnäckigsten widersetzte sich Bischof Burchard der Unterwerfung; er war es auch, der den ziemlich zaghaften Wezel von Magdeburg auf der Seite der Aufständigen erhielt. Als der König bis nach Goslar und Halberstadt vordrang, sammelten sich Otto von Nordheim, Burchard und ihre Genossen um Magdeburg und besetzten hier alle festen Punkte; sie werden hier einen neuen Angriff erwartet haben.

Aber der Mangel im Heere des Königs war schon so groß, daß er an die Auflösung desselben denken mußte. Um den 1. Juli trat er den Rückweg an und führte seine Schaaren schnell durch Thüringen nach Eschwege an der Werra, wo er sie entließ. Zugleich kündigte er einen neuen Kriegszug gegen die Sachsen auf den 22. October dieses Jahres an; an diesem Tage sollten sich die Fürsten mit ihren Schaaren zu Gerstungen einfinden. Die Fürsten versprachen es auf das Bestimmteste, und vor Allen diensteifrig zeigte sich Herzog Gottfried, da ihn der König sich so eben in besonderer Weise verpflichtet hatte. Nach dem Tode Dietwins hatte nämlich der König das reiche und mächtige Bisthum Lüttich dem Verduner Domherrn Heinrich, einem Sohne des Grafen Friedrich von Toul und nahen Blutsverwandten Gottfrieds, nach dessen Wünschen verliehen. Nach der Auflösung des Heeres begab sich der König nach Worms und belohnte reichlich seine Vasallen, um sie für weitere Dienste nur noch williger zu machen.

War Sachsen auch nicht ganz unterworfen, mit ganz anderer Macht kehrte doch der König nach Worms zurück, als er es verlassen hatte,

und selbst seine Widersacher mußten bekennen, daß er nicht nur Entschlossenheit und Thätigkeit, sondern auch eine Umsicht in diesen Wirren bethätigt hatte, wie sie von einem fünfundzwanzigjährigen Jüngling kaum zu erwarten war. Sein Name, so schmählich herabgewürdigt, gewann von Neuem Glanz und Ansehen.

Die Unterwerfung der Sachsen.

Nach dem Abzug des königlichen Heeres pflogen die Sachsen und Thüringer, welche sich noch nicht unterworfen hatten, vielfache Berathungen über die Maßregeln, welche sie jetzt zu ergreifen hätten. Aber bald wurde klar, welches Mißtrauen die Aufständigen bereits gegen einander hegten; aller Orten fehlte die Eintracht, Hader erwuchs aus Hader. Die Fürsten warfen den Bauern vor, in der Schlacht unthätig geblieben zu sein, die Bauern den Fürsten, sie schutzlos nach der Schlacht den Schwertern der Feinde überliefert zu haben; auch wollten die Sachsen mit den Thüringern nichts mehr gemein haben, welche sich ihre flüchtigen Landsleute zu plündern nicht gescheut hatten. Nur mit der größten Anstrengung verhinderten Otto von Nordheim und Burchard von Halberstadt, daß es bei den Zusammenkünften nicht zu den wildesten Ausbrüchen der Zwietracht kam, daß die Aufständigen nicht gegen einander die Schwerter zückten. So sehr die Bauern bisher zum Kriege gedrängt hatten, so heftig verlangten sie jetzt nach dem Frieden: sie wollten ihre Ernte nicht dem Heere des Königs preisgeben, ihre Häuser und Scheuern nicht niederbrennen lassen und hegten zu dem Ausgang eines neuen Kampfes sehr wenig Vertrauen. So aufgeregt war ihre Stimmung gegen die Fürsten, daß diese zu besorgen anfingen, von den eigenen Landsleuten gebunden und dem König überliefert zu werden. Nur dadurch ließ sich die Masse endlich beschwichtigen, daß die Fürsten Alles aufzubieten versprachen, um den Frieden herzustellen, ehe ein neues Kriegswetter losbräche.

Keinen besseren Fürsprecher konnten die aufständigen Fürsten, wenn es ihnen wirklich um den Frieden zu thun war, bei dem Könige finden, als Liemar von Bremen, den immer Getreuen. Von Markgraf Udo begleitet, begab sich der Erzbischof nach Worms und beschwor den König Sachsen mit einem neuen Kriegszuge zu verschonen; die Aufständigen seien sich zu unterwerfen bereit und wollten sich, wenn sie nur nicht am

Leben und der Freiheit gestraft würden, jeder Buße nach dem Urtheil der Reichsfürsten unterziehen. Der König, der unbedingte Unterwerfung verlangte und ohne einen neuen Heereszug sie nicht zu erreichen hoffte, gab eine ablehnende Antwort. Ohne die Fürsten, erklärte er, könne er über Krieg oder Frieden Nichts entscheiden; am 22. October kämen jene zu der neuen Heerfahrt nach Gerstungen, und dort möchten die Sachsen, wenn sie ihre Auflehnung gegen das Reich bereuten, sich einstellen, um die gebührende Strafe zu empfangen. Diese Antwort war für die sächsischen Fürsten wenig tröstlich; dennoch gaben sie die Hoffnung nicht auf, einen neuen Kriegszug noch abzuwenden. Sie schickten dieselben Gesandten in Begleitung des klugen Hezil von Hildesheim abermals ab und erklärten sich zu jeder Genugthuung bereit. Schon führten die Gesandten die Geißeln mit sich, die sie dem Könige stellen wollten. Auch die Fürsten am Hofe sollten sie zu gewinnen suchen und überhaupt Nichts unterlassen, um der Fortsetzung des Krieges vorzubeugen. Sie fanden den König nicht mehr in Worms, der sich wahrscheinlich mit Absicht diesen Verhandlungen entzog, bei denen er doch nur betrogen zu werden besorgte.

Mit einem kleinen Gefolge, welches nur aus dem Grafen Hermann von Gleiberg und 500 Rittern bestand, war Heinrich nach Böhmen aufgebrochen und wollte von dort, wie er mindestens selbst angab, nach Ungarn ziehen. In der That scheint dies zuerst seine Absicht gewesen zu sein. Seit einigen Monaten schwebten nämlich Unterhandlungen über die Herstellung des Friedens zwischen Geisa und Salomo, die Papst Gregor wohl auf Antrieb der Sophia und ihrer Mutter Agnes angeregt hatte. Der Papst faßte dabei eine Theilung Ungarns in das Auge, wollte aber zugleich eine ausdrückliche Anerkennung der Oberherrschaft Roms über das Reich des heiligen Stephan erlangen. Bei diesen Unterhandlungen mitzuwirken, um die Rechte des deutschen Reichs zu wahren, mußte dem König von der größten Wichtigkeit sein, und sehr glaublich ist, daß er sich zu dem Ende, wie er verlauten ließ, nach Ungarn begeben wollte. Aber die Verhandlungen blieben ohne Erfolg, und Geisa ließ sich noch in demselben Jahre mit der Krone des heiligen Stephan krönen. Unter diesen Umständen konnte Heinrich für den Augenblick nicht in die ungarischen Wirren weiter eingreifen, zumal er ohne ausreichende Streitkräfte war und die Zeit heranrückte, wo das Reichsheer gegen die Sachsen wieder zusammentreten sollte. Dagegen

unternahm er, von dem Böhmenherzog unterstützt, damals einen anderen Heereszug, dessen Veranlassung ziemlich dunkel ist, der aber wohl keinen anderen Zweck gehabt haben kann, als die sächsisch-thüringischen Marken gegen einen Angriff des Polenherzogs zu sichern.

Man weiß, wie der zweite Boleslaw in den Fußstapfen des ersten wandelte und das glorreiche Reich desselben sich herzustellen bemühte: wie hätte er da nicht daran denken sollen, auch jene deutschen Marken, die einst sein Vater besessen, aufs Neue an sich zu reißen? Und kaum schien dies in einer Zeit unmöglich, wo unter seinem Beistand Ungarn das Joch der Deutschen abgeschüttelt hatte, die sächsischen Aufständigen mehr als je seiner Unterstützung bedurften, und die Liutizen frei von dem deutschen Einflusse waren, wo der König gegen ihn keinen anderen Bundesgenossen als den Böhmen fand. Ueberdies waren diese Marken in den Händen einer Frau, die sich von jeher den Aufruhr gegen den König zu schüren bemüht hatte und die der Pole bei ihrem maßlosen Ehrgeiz unschwer auf seine Seite ziehen konnte. Adela beherrschte nämlich nicht allein ganz die Verwaltung der Ostmark, da der alte Markgraf Dedi dem Tode zueilte, sondern gebot auch über den kaum dem Knabenalter entwachsenen ~~Eckard~~ von Meißen, dem sie ihre älteste Tochter verlobt oder vielleicht bereits verheirathet hatte. Unmöglich konnte der König in Adela, obschon er ihren Sohn als Geißel bewahrte, einen Schutz gegen den Polen sehen, und nur hieraus wird begreiflich, wie er damals einen Zug nach Meißen unternahm, obwohl Markgraf Eckard ihm nahe verwandt und längst zum Gehorsam zurückgekehrt war.

Unerwartet erschien der König mit einem böhmischen Heere vor Meißen, wo Niemand daran dachte, ihm den Einlaß zu wehren. Die Burg und die umliegende Gegend wurde übel genug behandelt. Wohin die Böhmen kamen, pflegte es an Brandstiftung und Plünderung nicht zu fehlen, und die Mark Meißen verheerten sie jetzt wie ein feindliches Land, obwohl man nirgends einem Feinde begegnete. Der König war darauf bedacht, sich vor Allem derer zu vergewissern, deren Treue ihm verdächtig war. So ließ er den Bischof Benno von Meißen ergreifen, der während des letzten Krieges ihm Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben versäumt hatte, und behielt ihn in seiner Nähe. Es entsprach diesen Absichten des Königs, daß er den jungen Markgrafen mehrere seiner Burgen und Besitzungen an Udalrich von Godesheim abzutreten nöthigte; in zuverlässigeren Händen konnte sie Heinrich nicht wissen.

Der Einfall des Königs in Meißen mußte den Sachsen die größten Besorgnisse einflößen, welchem Zwecke er auch dienen mochte. Kaum war Heinrich etwas über Meißen vorgegangen, so erfuhr er, daß die aufständigen Fürsten ein Heer von funfzehntausend Mann zusammengebracht und in der Nähe bereit ständen ihm eine Schlacht zu liefern, wenn er nicht von den Waffen weichen und ihre Unterwerfung unter den früher gestellten Bedingungen annehmen wolle. Der König mit den Böhmen war ihnen in keiner Weise gewachsen, und seine Umgebung rieth ihm dringend sein Glück nicht so verwegen auf das Spiel zu setzen. Er begann deshalb zum Schein Unterhandlungen, trat aber während derselben den Rückweg an. Nicht ohne persönliche Gefahr führte er das Heer nach Böhmen zurück, von wo er sogleich sich nach Regensburg begab. Nichts zeigt wohl deutlicher, was dieser tumultuarische Zug bezwecken sollte, als daß der König beim Tode des Markgrafen Dedi, der nach wenigen Wochen erfolgte, die Ostmark dem Böhmenherzog übergab; nur in dessen Händen mochte sie gegen den Polen gesichert erscheinen. Das Erbrecht des Knaben Heinrich, der ihm vergeißelt war, ließ der König unbeachtet. Auch machte es ihm wenig Sorge, daß Adelas Ehrgeiz durch diese Verleihung auf das Empfindlichste verletzt wurde; trug er doch kein Bedenken noch vor Ablauf eines Jahres auch Meißen dem jungen ~~Eckard~~ zu entziehen, um es in gleicher Weise dem Böhmen zu überliefern.

Inzwischen hatte Siegfried von Mainz mit geistlichen Waffen Burchard von Halberstadt beizukommen gesucht. Er beschied ihn vor eine Synode nach Mainz, die am 1. October eröffnet werden sollte, indem er die Anklage des Hochverraths und Meineids gegen ihn erhob. Niemals würde Burchard sein Schicksal einer Versammlung anvertraut haben, der Siegfried vorsaß, und dieser Synode hatte er überdies gesetzlichen Grund sich zu entziehen, da ihm die Vorladung nicht rechtzeitig mitgetheilt war. Aber seine und seiner Freunde Lage wurde doch mit jedem Tage schlimmer. Die letzten Gesandten, welche die Aufständigen abgeschickt hatten, fanden den König erst bei seiner Rückkehr in Regensburg und brachten eine ungenügende Antwort zurück; der gefürchtete 22. October rückte inzwischen näher und näher. Unablässig gingen die Aufständigen zu Rath, ohne jemals zu einem Entschlusse zu kommen. Die verzweifeltsten Vorschläge wurden gemacht, bald das Land zu verwüsten und neue Wohnsitze jenseits der Elbe zu suchen, bald die wilden

Liutizen in das Land zu rufen. Auch daran dachte man, die zerstörten Burgen herzustellen, um sich hinter ihnen möglichst lange gegen das einbrechende Heer zu vertheidigen. Jetzt riethen selbst die Fürsten dazu, einen eigenen Sachsenkönig zu wählen; er würde Einheit in die Kriegsführung bringen und sich die unüberwindliche Tapferkeit der Sachsen dann aufs Neue zeigen. Aber das Bauernvolk war auf keine Weise mehr in die Waffen zu bringen und noch viel weniger für jene abenteuerlichen Pläne zu gewinnen. Nichts als Unterwerfung blieb übrig.

Das Reichsheer trat, wie bestimmt war, am 22. October in Gerstungen zusammen. Alle Bischöfe, alle Grafen waren persönlich erschienen, von den Herzögen die beiden Lothringer, und namentlich Gottfried mit einer so starken und wohlgerüsteten Schaar, daß sie das ganze übrige Heer in Schatten stellte. Im Uebrigen ließ sich das Aufgebot nicht von fern mit dem vergleichen, welches die Fürsten im Juni dem König zugeführt hatten; vor Allem war auffällig, daß die oberdeutschen Herzöge diesmal im Heere fehlten. Rudolf und seine Freunde gereute bereits der Eifer, den sie beim letzten Feldzug im Dienste des Königs bewiesen hatten; vielleicht waren sie auch vom Papste zurückgehalten.

Die Aufständigen hatten ihre letzten Steitkräfte gesammelt und ein Lager unweit Nordhausen bezogen. An ernstlichen Widerstand konnten sie nicht mehr denken und sandten deshalb sogleich abermals die Bischöfe Liemar und Hezil mit dem Markgrafen Udo nach Gerstungen, versprachen Unterwerfung und baten den König einige Fürsten nach seiner Wahl abzuordnen, mit denen sie Rath pflegen könnten; sie seien zu Allem entschlossen, was diese ihnen anrathen würden. Ungern ging der König auf neue Verhandlungen ein, gab aber doch endlich nach; nur wollte sich Keiner der Fürsten zu dem widerwärtigen Auftrag verstehen. Drei Tage verstrichen so, während der König langsam dem feindlichen Heere entgegenrückte. Endlich vermochte er die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Gebhard von Salzburg, sich mit den Bischöfen Embriko von Augsburg und Adalbero von Würzburg und in Begleitung des Herzogs Gottfried in das feindliche Lager zu begeben. Die Wahl war den Sachsen genehm, da es Männer von dem höchsten Ansehen im Reiche waren, nicht gefügige Creaturen des Königs.

Schon standen die beiden Heere bei den Dörfern Ebra und Spier südlich von Sondershausen nahe bei einander, als am 24. October die Gesandten des Königs bei den aufständigen Fürsten erschienen. Nichts

ließen diese unversucht, um die Stimmung der Gesandten für sich zu gewinnen, aber sie hörten doch keinen anderen Rath, als sich ohne alle und jede Bedingung zu unterwerfen; denn darin seien alle Fürsten einig, daß diese unerhörte Empörung gegen den König und das Reich so allein gebührend gesühnt werde könne. Wollten die Aufständigen diesem Rath folgen, so versprachen die Gesandten, es sich angelegen sein zu lassen, daß sie nach der Unterwerfung weder am Leben noch an ihren Aemtern, Lehen und Vermögen gestraft werden sollten. Die Sachsen fügten sich endlich in das Unvermeidliche, verlangten aber für die Verheißungen der Fürsten ausdrücklich bestimmtere Bürgschaften vom Könige selbst, und die Gesandten versprachen ihnen solche am folgenden Tage, wenn sie zu erlangen sein sollten, persönlich zu überbringen.

Der Bericht seiner Gesandten erfreute den König nicht wenig, da die Sachsen Unterwerfung ohne Bedingung versprachen. Auch wird er ihnen eine milde Behandlung in Aussicht gestellt haben, da die Gesandten am anderen Tage in das sächsische Lager zurückzukehren nicht Anstand nahmen. Dennoch brachten sie nicht so bestimmte Bürgschaften, wie die Aufständigen erwartet hatten; denn abermals gingen die Gesandten hin und wieder, abermals wurde hin und her verhandelt, und erst durch viele Bitten und Drohungen wurden die Sachsen schließlich zum Nachgeben gebracht. Unter Thränen und Seufzern erklärten sie, sie würden sich ohne jede Bedingung unterwerfen und lediglich auf die Verheißungen der Fürsten und die Gnade des Königs ihr Vertrauen setzen. Aber nicht jene Verheißungen vermochten sie zu diesem Schritte, sondern einzig und allein ihre hülflose Lage und die Unmöglichkeit den Krieg weiter fortzusetzen.

Die größte Freude herrschte bei der Friedensnachricht im Lager des Königs, da man hier nach dem vielen Blut, welches an der Unstrut geflossen war, nicht ohne Furcht einem neuen Kampfe entgegenging. Mit noch größerem Jubel sah man am folgenden Tage (26. October) die Aufständigen heranziehen, um sich dem Könige zu übergeben. Er selbst hatte seinen Platz auf dem Felde bei Spier genommen; in zwei langen Linien stand vor ihm das Heer aufgestellt, und zwischen diesen Linien mußten die sächsischen und thüringischen Großen, ein Schauspiel Aller, den Weg nehmen. So erschienen in demüthiger und unterwürfiger Haltung vor dem König Erzbischof Wezel und Bischof Burchard, Otto von Nordheim, die Billinger Magnus und Hermann, der Pfalzgraf

Friedrich, die sächsischen Grafen Dieterich von Katlenburg und Adalbert von Ballenstädt, die thüringischen Grafen Ruodger, Sizzo, Berengar und Bern und andere Männer freien Standes, die sich durch Adel und Reichthum auszeichneten. Der König übergab sie Männern seines Vertrauens zur Bewachung, bis er mit den Fürsten des Reichs weiter über ihr Schicksal entschieden haben würde. Außerdem ließ der König eine Frist bekannt machen, bis zu welcher alle Männer von freier Geburt in Sachsen und Thüringen, die an dem Aufstand betheiligt, aber nicht in Gerstungen erschienen wären, sich ihm stellen müßten; unterließen sie dies, so würden sie als Feinde des Reichs behandelt und ihre Besitzungen mit Feuer und Schwert verwüstet werden.

Der Aufstand war überwältigt, die Autorität des Königs hergestellt. Dennoch vermied damals der König den sächsischen Boden zu betreten; auch verweilte er nur noch wenige Tage in Thüringen, die er anwandte, um die Hasenburg bei Nordhausen herzustellen. In kürzester Frist trat er den Rückweg an und entließ sein Heer. Den Martinstag (10. November) feierte er bereits wieder in Worms, als glücklicher Sieger gepriesen.

Vielfach und schon zu der Zeit dieser Vorgänge ist behauptet worden, daß die Aufständigen bei den Unterhandlungen betrogen seien, daß der König ihnen für den Fall der Unterwerfung entweder volle Straflosigkeit oder doch die Entlassung aus der Haft nach wenigen Tagen zugesichert, ja sogar eidlich versprochen habe. So gewiß dies nicht geschehen ist, eben so gewiß scheint andererseits, daß der König durch seine Gesandten Aussichten auf eine schonendere Behandlung den Sachsen hatte eröffnen lassen, als sie nachher erfuhren. Man hatte erwartet, daß er die gefangenen Fürsten binnen kurzer Frist freigeben würde: aber man sah sich darin, wie in jeder anderen Hoffnung auf die Milde des Königs nur zu sehr getäuscht.

Niemand empfand tiefer das traurige Schicksal der Sachsen als Anno. Es war der nagendste Kummer seiner letzten Tage, in denen sich Leid auf Leid häufte. Auch nach dem Kölner Aufstande hatte er noch viel von der Untreue derer, die ihm nahe standen, gelitten. Nur durch besondere Fügung wurde ein Anschlag vereitelt, mit dem zwei seiner vertrautesten Diener sein Leben bedrohten; ein dritter überbrachte einen geheimen Brief mit Weisungen an Bischof Burchard dem König,

der über den Inhalt in die größte Aufregung gerieth, dem Erzbischof Treubruch vorwarf und ihm den Untergang drohte. Noch tiefere Wunden, als die Treulosigkeit, schlug die Liebe. Es starb dem Erzbischof ein Schwestersohn, ein Knabe, den er wie sein eigenes Kind hielt und mit seinem Namen genannt hatte; wenige Tage darauf verschied sein lieber Freund Hermann, der Prior des Klosters Siegburg. Es hätte Anno nicht an den Seinen hängen müssen, wie er es that, wenn ihm die Demüthigungen Wezels und Burchards nicht das Herz hätten zerfressen sollen.

Seit geraumer Zeit hatte der Erzbischof mit Vorliebe klösterlichen Uebungen obgelegen, und diese Neigung steigerte sich unter den Leiden der letzten Jahre. Die einzige Erquickung war ihm, seine Stiftungen in Thüringen und Westfalen zu besuchen, dort mit den Brüdern zu beten und ihnen zu dienen; in der Freigebigkeit und Sorgfalt für diese Stiftungen ist er niemals ermüdet. Am liebsten verweilte er in Siegburg; dort wollte er einst ruhen, dort bestellte er auch selbst sein Grab. Diesem mönchischen Zug entsprach, daß er einen besonderen Werth auf Traumbilder und Visionen legte. So nahm er in Folge eines Traums Ostern 1075 den Bann zurück, den er über die flüchtigen Kölner ausgesprochen hatte, lud sie zur Rückkehr ein und gab ihnen alle ihre Güter wieder. In einer Vision behauptete er einst alle schweren Verhängnisse der kommenden Zeiten gesehen zu haben. „Wehe der armen Welt!" rief er aus, „Wehe dem ganzen Menschengeschlecht um der Bischöfe willen, die mir gleichen wollen, aber Bischöfe heißen, ohne es nach ihrem Wandel zu sein." Räthselhafte Worte, um deren Erklärung man vergeblich ihn bat; er wiederholte nur immer: „Wehe der armen Welt!" Der Gang der Dinge hienieden erfüllte ihn mehr und mehr mit Grauen. Er suchte sich von dieser argen Welt völlig abzuwenden; mit dem Psalmisten rief er aus: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin; es wird meiner Seele bange zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen." (Psalm 120, 5. 6.)

Unter den Stürmen der Leidenschaften und geistlicher Erregungen begann die Körperkraft des sonst so stattlichen Mannes allmählich zu schwinden. Schon im Februar 1075 war er in eine so schwere Ohnmacht verfallen, daß man fürchtete, er möchte nicht wieder erwachen. Er erholte sich noch einmal, aber im Herbst befielen ihn gichtische Leiden der furchtbarsten Art, welche sich durch das Ungeschick der Aerzte noch stei-

gerten. An beiden Füßen bildeten sich eiternde Geschwüre, die immer weiter um sich fraßen; das Fleisch faulte ab, so daß die bloßen Knochen hervortraten. Neun Wochen litt er unter Todesschmerzen. Als er endlich sein Ende nahe fühlte, beschied er den Grafen Gerlach aus der Nachbarschaft zu sich. Er hegte zu diesem Grafen ein besonderes Vertrauen und beschwor ihn Alles aufzubieten, daß er am folgenden Tage noch Herzog Gottfried zu sehen vermöge. Da der Graf dies wegen der weiten Entfernung Gottfrieds für unmöglich erklärte, verpflichtete er ihn eidlich seine letzten Aufträge dem Herzog zu überbringen; sie betrafen die Sachsen und legten dem Herzog warm an das Herz sich ihrer beim König anzunehmen. Dies war Annos letzte Sorge. Am dritten Tage darauf (4. December) starb er im einundzwanzigsten Jahre seines erzbischöflichen Amtes. Sein Lebensalter wird er nicht weit über sechszig Jahre gebracht haben.

Gewiß war Anno in Köln nichts weniger als beliebt gewesen, sein Tod machte gleichwohl in der Stadt den tiefsten Eindruck. Denn wie man auch über seine Tyrannei klagen mochte, unleugbar hatte er das Erzbisthum Köln auf eine Machthöhe gebracht, die man vorher kaum geahnt hatte; die Kölner Kirche verdankte ihm an Glanz und Reichthum mehr als irgend einem seiner großen Vorgänger. Aber auch im ganzen Reich mußte dieser Todesfall als ein bedeutendes Ereigniß gelten; denn Nichts war in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland geschehen, worauf Anno nicht einen großen, oft geradezu entscheidenden Einfluß gehabt hatte. An vielen Orten hielt man ihn in der That für das Orakel, als welches er gern angesehen werden wollte, und wo man ihn nicht verehrte, konnte man sich doch der Furcht vor ihm nicht entschlagen. Viele und schwere Demüthigungen hatte er erfahren, aber Niemand mochte sich rühmen, daß er ihn und seinen Einfluß vernichtet hätte. Selbst der junge König verlor niemals die Scheu vor Anno, so tief er ihn haßte und so rücksichtslos er sonst seiner Leidenschaft Raum gab: von Allen gefürchtet, fürchtete er diesen alten Priester, der schon der Schrecken seiner Kinderjahre gewesen war.

Mit gewaltigen Geistesgaben ausgestattet, ein durchgreifender Charakter, eine herrscherische Natur durch und durch, hätte Anno, wenn er zum Throne geboren, vielleicht ein Glück für Deutschland sein können; in die Stellung eines Unterthanen, selbst eines solchen, der dem Throne am nächsten stand, wußte er sich nicht zu fügen, und sein Hochmuth

wurde dem Reiche verderblich. Auch Rom gegenüber hat er nicht immer die Ergebenheit gezeigt, die man dort beanspruchte; mit Hildebrand hat er kaum jemals in einem vertrauten Verhältniß gestanden. Selbst nur zu geneigt jede Schranke zu durchbrechen, suchte er die königliche Macht in enge Grenzen zu bannen; wäre ihm dies gelungen, wie er es wünschte, so würde er Roms Despotismus kaum weniger entschieden begegnet haben. Man kann glauben, daß er die Macht und den Ruhm seiner Nation wollte, aber kaum ein anderer deutscher Mann hat mehr die kaiserliche Macht untergraben, auf der die Machtstellung unseres Volks doch damals vor Allem beruhte.

Es ist das Vorrecht so starker Naturen, ihr Andenken für lange Zeiten zu erhalten. In Legende und Lied haben die späteren Geschlechter Annos Andenken gefeiert, und aus dem Grabe zu Siegburg, an dem man Wunder über Wunder zu sehen glaubte, wurden im Jahre 1183 seine Gebeine als Reliquien eines Heiligen erhoben. Aber der heilige Anno ist nicht der Anno der Geschichte. Papst Lucius III. dachte, als er den Kölner den Heiligen der Kirche beizählte, wohl nicht mehr der schweren Bußen, welche einst Alexander II. ihm auferlegt hatte. Die Siegburger Legende vergißt, indem sie Anno als Mönchsvater verherrlicht, daß sein Name lange in manchen deutschen Abteien nicht ohne Verwünschungen ausgesprochen wurde. Jene Kölner, welche später den heiligen Anno als ihren Wohlthäter feierten, litten nicht mehr unter der Tyrannei, welche ihre Vorfahren zur Empörung trieb. Der Dichter des Annolieds feiert die Verwaltung seines Helden als die Blüthe des Kaiserreichs, die nach ihm in den Staub gesunken sei: und doch war Anno es selbst, der sie zuerst mit dreister Hand knickte.

Dem Könige mochte Annos Tod als ein nicht minder großes Glück erscheinen als die Unterwerfung der Sachsen. Wurden ihm die letzten Wünsche des Erzbischofs überbracht, so hat er ihnen schwerlich großes Gewicht beigelegt. Tieferen Eindruck mußte es auf ihn machen, als der Papst an ihn die Forderung erhob, die gefangenen Bischöfe wieder in ihre Aemter einzusetzen. Diese Forderung wurde durch Legaten überbracht, die etwa um die Mitte des December am Hofe eintrafen. Um den König waren gerade damals viele Fürsten des Reichs versammelt, mit denen er über das Verlangen des Papstes sogleich zu Rathe ging. Man beschloß, daß die Wiedereinsetzung der Bischöfe erfolgen, diese aber noch bis Weihnachten in Obhut verbleiben sollten, wo dann der König

über die Gefangenen insgesammt zu Goslar mit den Fürsten Gericht halten wollte; bis zu dieser Zeit beschlossen auch die päpstlichen Gesandten am Hofe zu verweilen, wie der König selbst seiner Mutter nach Rom in einem uns erhaltenen Briefe meldete.

Die Hoffnung war allgemein, daß die Gefangenen mindestens dann sämmtlich der Haft entlassen und mit jeder weiteren Strafe verschont werden würden: doch auch in dieser Erwartung fand man sich getäuscht. Alle Fürsten des Reichs waren nach Goslar beschieden, aber nur der Böhmenherzog mit wenigen anderen Großen erschien, und die Sache der Gefangenen kam gar nicht zur Sprache. Sie blieben in Haft, und Viele von ihnen ließ der König wenig später sogar in entferntere Gegenden bringen, nach Schwaben und Baiern, selbst nach Italien und Burgund. Auch die Bischöfe wurden in ihre Sprengel nicht zurückgeführt, und für sie, wie ihre Genossen schien jede Aussicht auf eine baldige Erlösung zu schwinden.

Nur Einer der Gefangenen wurde entlassen, und gerade der, von dem es am wenigsten erwartet werden mochte. Es war Otto von Nordheim, der bisher mit Bischof Burchard auf einer Burg bei Bamberg bewahrt worden war. Otto stellte seine beiden Söhne als Geißeln dem Könige, dem er aber zugleich unfehlbar die stärksten Bürgschaften einer völligen Sinnesänderung gab. Denn — wunderbar genug — er gewann sofort in dem Maße das Vertrauen des Königs, daß sein Einfluß jeden anderen am Hofe in Schatten zu stellen schien. Welcher Umschlag der Dinge mußte erfolgt sein, wenn Otto jetzt für den ergebensten Diener des Königs gelten konnte! Der Glaube an Heinrichs Glücksstern mußte wahrlich groß sein, als der Nordheimer so gleichsam sein ganzes früheres Leben preisgab.

Erst jetzt, als Otto von königlicher Gnade lebte und Anno ein stiller Mann geworden war, konnte Heinrich der Tage von Kaiserswerth und Tribur ohne Schamröthe gedenken. Daß der neue Erzbischof von Köln nicht die Wege seines Vorgängers einschlagen würde: dafür wußte er zu sorgen. Er bestimmte für das Erzstift einen Goslarer Domherrn, Hildulf mit Namen, den weder vornehme Geburt, noch körperliche und geistige Gaben auszeichneten, und wußte den hartnäckigen Widerstand der Kölner gegen diese Wahl zu beseitigen.

Zum erstenmal seit der Unterwerfung der Sachsen hatte Heinrich wieder ihr Land betreten, und es ist nicht zu verwundern, wenn er nun

mit voller Entschiedenheit auftrat und nach dem Recht des Siegers alle Verhältnisse hier ordnete. Zu seinem Statthalter setzte er Otto ein, dem er die Harzburg herzustellen und zugleich eine andere Feste auf dem Steinberg bei Goslar zu errichten befahl. Auch die anderen im vorigen Jahre gebrochenen Burgen des Königs wurden wieder in Stand gesetzt und sie, wie alle übrigen befestigten Orte im Lande, zuverlässigen Anhängern des Königs übergeben, die er zugleich mit großen Lehen ausstattete. Die königlichen Gefälle wurden nach alter Weise erhoben, und wohl strenger, als es seit Heinrich III. Tode jemals geschehen war. Von allen freien Männern, die dem König noch Besorgniß einflößten, ließ er sich Geißeln stellen. Sachsen gewann fast das Ansehen einer eroberten Provinz.

Die schwierigste Aufgabe, die der junge König bisher seiner Regierung gestellt hatte, schien glücklich gelöst, der Trotz der sächsischen Fürsten gebeugt, dem Sonderwesen des Sachsenvolks eine Schranke gesetzt. Eine populare Bewegung in der Geschichte des Reichs ohne Gleichen, genährt durch das nach Selbstherrschaft trachtende Fürstenthum, hatte er, fast von jedem Beistand verlassen, siegreich niedergekämpft. Aber unter welchen Gefahren! Mehr als ein Mal hatte er in diesen Kämpfen für seine Krone zu fürchten gehabt und konnte sie kaum sich, geschweige denn seinem Sohne zu erhalten hoffen. Es ist bezeichnend, daß er damals zu Goslar sogleich auch die Erbfolge seines kaum zweijährigen Knaben zu sichern suchte. Er verlangte von den anwesenden Fürsten einen Eid, daß sie nur diesen Knaben als seinen Nachfolger anerkennen würden, und die Fürsten weigerten sich nicht den Schwur zu leisten.

Nach so vielen Demüthigungen hatte der König endlich eine Stellung gewonnen, wie sie der Krone würdig war und in der er ohne Beschämung auf seinen Vater und Großvater zurückblicken konnte. Er durfte sich sagen, daß er mehr für sein Glück, als das Glück für ihn gethan hatte. Wie hätte er ahnen sollen, daß ihm die tiefsten Demüthigungen noch bevorstanden, daß alle diese mühsam errungenen Erfolge binnen kürzester Frist vernichtet sein würden? Heinrichs Mißgeschick ließ sie verschwinden, wie der Sturm die Spreu von der Tenne fegt.

13.

Bruch des Königs mit dem Papste.

Unterhandlungen und Zerwürfnisse.

Vom Anfange seines Pontificats an hatte Gregor VII. die Hoffnung genährt, daß es ihm in Güte gelingen würde sich den Sinn des jungen Königs zu unterwerfen. Auch schien diese Hoffnung nicht zu kühn, so lange der König in Deutschland mit dem Aufstand der Sachsen und der treulosen Politik seiner Fürsten zu kämpfen hatte. Aber kaum fühlte Heinrich sich Herr in seinem Reiche, so zeigte sich, daß er sehr wohl wußte, wie seine kaiserlichen Vorfahren zu Rom gestanden hatten, und der Papst sah ein, daß er zu den durchgreifendsten Mitteln seine Zuflucht nehmen müßte, wenn er seine Absichten erreichen wollte.

Die Maßregeln, welche der Papst auf der letzten Fastensynode ergriffen, hatten nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Weder enthielt sich der König der Investitur, noch eröffnete er Verhandlungen über eine Aenderung des Verbots, wie sie vom Papste gewünscht waren, noch erschienen zu ihrer Rechtfertigung in Rom jene gebannten Räthe des Königs, die wenn sie auch vielleicht auf einige Zeit den Hof meiden mußten, doch nie ganz ihren Einfluß auf ihn verloren. Demungeachtet fehlte viel daran, daß Heinrich damals seinen Gegensatz gegen den Papst geflissentlich verschärft hätte; der Zeitpunkt, wo sich Rudolf und die anderen oberdeutschen Herzöge wieder mehr dem Throne näherten, wäre dazu am wenigsten geeignet gewesen. Vielmehr hatte es im Sommer 1075 den Anschein, als ob eine völlige Aussöhnung zwischen Papst und König eintreten könnte. Gregor war einer solchen um so weniger abgeneigt, als ihn ein schwerer Schlag traf, der seine Machtstellung in Italien erheblich schwächte.

Man weiß, welchen Werth von jeher der Papst auf die feste Begründung seines Einflusses in Mailand gelegt hatte, wie seine Zerwürfnisse mit dem Könige hauptsächlich in den mailändischen Verhältnissen wurzelten. Mit großer Befriedigung mußte er deshalb sehen, wie die Pataria im Jahre 1074 nicht allein in Mailand selbst völlig die Oberhand gewann, sondern auch in Cremona und Piacenza zur Herrschaft gedieh. Ihre Hauptstütze besaß sie in Erlembald, der in Mailand aber-

mals wie ein Dictator schaltete. Aber sein gewaltsames Auftreten und vor Allem die Verachtung, welche er und der Priester Liprand, sein geistlicher Beirath, gegen die alten Gebräuche der Ambrosianischen Kirche an den Tag legten, erregten in der Bürgerschaft Mißstimmung. Es steigerte sie, daß kurz vor Ostern 1075 (30. März) eine furchtbare Feuersbrunst die Stadt aufs Neue verheerte und man die Patarener entweder geradezu als die Anstifter des Brandes ansah oder doch in diesem Unglück eine gerechte Strafe Gottes für die Verhöhnung der alten kirchlichen Ordnungen erkennen wollte.

Ein Theil der Bürger, namentlich aus den ersten Ständen der Capitane und Valvassoren, verließ mißmuthig die Stadt und stiftete eine Vereinigung, welche sich die Bewahrung des Ambrosianischen Ritus und die Herstellung des alten Stadtregiments unter einem vom König eingesetzten Erzbischof zum Ziele stellte. Denn das erzbischöfliche Regiment war in Mailand so gut wie in Vergessenheit gekommen, da der vom Papste begünstigte Atto noch immer in Rom verweilte, der vom König eingesetzte Gottfried alle Achtung in der Stadt verloren hatte und sich außerhalb derselben in einer Burg eingeschlossen hielt. Die Verschworenen gewannen einen großen Theil des Landvolks für sich und rückten um den 1. Mai in die Stadt mit der unverhohlenen Absicht ein, der Tyrannei Erlembalds für immer ein Ende zu machen. Die Gefahr muß ihn völlig überrascht haben. Mit einem Pöbelhaufen, den er eben nach seiner Gewohnheit auf dem Markte haranguirt hatte, warf er sich seinen Widersachern entgegen. Das Schwert in der Rechten, die Fahne des heiligen Petrus in der Linken brach er als der Erste in die dichtgedrängten Reihen ein; unter lautem Kriegsruf folgte ihm die Masse. Aber von der Uebermacht seiner Gegner wurde er sofort von allen Seiten umschlossen; Wunden auf Wunden bedeckten seinen Leib. Sterbend sank der Held der Pataria zum Entsetzen seiner Anhänger, die sofort nach allen Seiten zerstoben. Sein Leichnam blieb in der Gewalt der Feinde, die ihn plünderten, beschimpften und dann unbestattet liegen ließen. Erst in der folgenden Nacht bestellten einige Patarener ihrem hochgefeierten Führer in aller Stille das Grab. Ueber Erlembalds Genossen erging nun eine schonungslose Verfolgung: Liprand ergriff man auf der Flucht und verstümmelte ihn an Nase und Ohren, andere wurden erschlagen, vielen gelang es sich nach Cremona zu flüchten, wo sie für den Augenblick Sicherheit fanden.

Das Ende Erlembalds brachte eine gewaltige Wirkung hervor. Zunächst änderte sich in Mailand selbst die ganze Lage der Dinge. Kaum war der Vorkämpfer der Pataria gefallen, so zogen die Mailänder noch in den Waffen in feierlicher Procession nach S. Ambrogio und sangen ihrem Schutzpatron, dessen Ehre nun gerettet schien, Dankeslieder. Am folgenden Tage traten sie zu einem feierlichen Gottesdienst in derselben Kirche zusammen. Jeder bekannte hier öffentlich seine Sünden, und die Priester ertheilten allem Volk die Absolution. Nach einem neunzehnjährigen inneren Kampf schien der langersehnte Friede endlich hergestellt; die Freude war allgemein. Als man dann daran ging, die Verhältnisse der Stadt aufs Neue zu ordnen, beschloß man sogleich eine Gesandtschaft an den König zu schicken und ihn um die Einsetzung eines neuen Erzbischofs zu bitten. An eine Anerkennung Attos war jetzt natürlich nicht zu denken, aber auch die Herstellung Gottfrieds sah man als eine Unmöglichkeit an. Mit großer Freude hörte der König von dem Umschwung der Dinge in Mailand und versprach den Bürgern einen Erzbischof nach ihren Wünschen zu geben.

Indessen machte sich auch in den anderen norditalienischen Städten das Mißgeschick der Pataria fühlbar. Ueberall erhoben sich wieder die Gegner des Papstes, überall erwachte der alte Anhang des Cadalus. Das gute Verhältniß Wiberts von Ravenna mit dem Papste war schon früher gelöst: jetzt vergaß er völlig der Ergebenheit, die er vor wenigen Jahren dem Nachfolger Petri gelobt, und trat wieder an die Spitze der schismatischen Bischöfe. Auch Gregor von Vercelli, der königliche Kanzler, ein alter Widersacher Hildebrands, stand von Neuem gegen ihn auf. Die überwiegende Mehrzahl der lombardischen Bischöfe fand sich bald in der Opposition gegen Rom vereinigt, so daß der Papst einschreiten mußte. Ueber Wibert wurde die Suspension vom Amte ausgesprochen, aber die Strafe blieb ohne Wirkung.

Nicht minder regte sich in Rom selbst der Widerstand, den die Reformpartei in den letzten Jahren niedergehalten hatte, von Neuem. Mit durchgreifender Strenge war hier Gregor im Anfange seines Pontificats gegen die kirchlichen Mißbräuche eingeschritten. Der römische Klerus hatte bisher fast ohne alle Beschränkung im Genuß seiner reichen Pfründen gelebt: die Priester sollten jetzt das kanonische Leben annehmen oder dem Genuß ihrer Einkünfte entsagen. Viele wählten das Letztere, trugen aber bitteren Groll gegen den, der sie ihres Wohlstandes beraubte. Die

größten Aergernisse wurden in dem heiligsten Gotteshause, am Grabe der Apostel Petrus und Paulus, gegeben: auch sie suchte Gregor zu beseitigen. So pflegten die Cardinäle dort die theuer bezahlten Messen am Hauptaltar schon vor Tagesanbruch zu beginnen: er untersagte den Dienst vor der dritten Tagesstunde und verletzte dadurch schwer den habgierigen Sinn dieser vornehmen Priester. Aber noch größeren Haß erweckte ihm, daß er die bisherigen Wächter bei S. Peter verjagte. Es waren Weltliche, die sich aber durch ihre Mitren den Anschein von hochgestellten Geistlichen gaben; sie täuschten dadurch die unwissenden Wallfahrer, die ihnen Messen bezahlten, welche niemals gelesen wurden. Den Priestern, welche das Meßopfer darbringen wollten, wagten diese Wächter ganz unbefugte Abgaben aufzulegen, ja sie erlaubten sich sogar in der Nacht Gewaltthaten der schlimmsten Art gegen die um die Kirche lagernden Pilger. Gregor mußte diesem Unwesen steuern und übergab die Aufsicht der Kirche an Kleriker, erregte aber dadurch die ganze Wuth jenes räuberischen Gesindels und aller Genossen desselben. Auch in den Sippschaften der Geistlichen, deren Ehen er aufgelöst hatte, herrschte eine nicht geringe Erbitterung gegen den mönchisch gesinnten Papst, und ein großer Theil des römischen Adels konnte ihm nimmer vergessen, daß er ein kräftigeres Regiment in der Stadt aufzurichten gewußt hatte und festhielt. Die Herren, die einst Cadalus eingelassen hatten, waren meist noch am Leben und auf ihre alten Wege zurückzukehren zu jeder Stunde bereit.

Zahlreich war die Partei der Unzufriedenen und fand bald ein Haupt in jenem übelberüchtigten Cencius, dessen Dienste Gregor gewonnen hatte, ohne ihn jedoch dauernd an sich fesseln zu können. Die Veranlassung zum Bruch gab, daß Cencius sich bei der schweren Krankheit des Papstes im Herbst 1074 eine Testamentsfälschung erlaubt hatte, um ein der römischen Kirche vermachtes Gut an sich zu bringen. Sobald Gregor hergestellt war, ließ er den Betrug untersuchen und zwang den Fälscher den Raub herauszugeben. Seitdem lebte in Cencius der alte Haß gegen den Papst auf: er umgab sich mit gefährlichen Gesellen, wie sie in der Stadt nie fehlten, und fing an alle Ordnung frech zu verhöhnen. Auf der Petersbrücke legte er einen Thurm an, besetzte ihn mit Bewaffneten und trieb auf eigene Hand einen Zoll von Allen ein, welche die Brücke überschreiten mußten. Der Stadtpräfect trat ihm nach Gebühr entgegen. Cencius wurde gefangen genommen,

vor ein Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Es war in den letzten Tagen des Februar 1075, als gerade die Markgräfin Mathilde zur Fastensynode nach Rom gekommen war. Ihre Fürbitte und die Verwendung mehrerer vornehmer Römer erwirkten dem ruchlosen Menschen Begnadigung. Der Papst schenkte ihm das Leben und die Freiheit, doch mußte er auf die Gebeine des heiligen Petrus Besserung geloben, Geißeln stellen und den Thurm auf der Petersbrücke übergeben, der sogleich von Grund aus zerstört wurde.

An Besserung war bei Cencius nicht zu denken, zumal die Aufregung Italiens nach Erlembalds Tod seinen Racheplänen günstig genug schien. Auch fand er einen Genossen gegen den Papst unter den Cardinälen selbst. Es war jener unruhige Lothringer Hugo der Weiße, der Cardinalpriester vom Titel des heiligen Clemens. Es ist erzählt worden, wie Hugo nach den mannigfachen Irrgängen seines früheren Lebens sich Hildebrand in die Arme geworfen und sogar den ersten Anstoß zu dessen Erhebung auf den Stuhl Petri gegeben hatte. Glaubte er seine Verdienste um den Papst nicht genug belohnt oder fiel ihm unmöglich den unstäten Sinn auf die Dauer zu bemeistern, bald löste er wieder den Bund, den er mit solchem Eifer geschlossen hatte, und seine Hingebung für Gregor verwandelte sich in die bitterste Feindschaft. Es wird berichtet, und die Nachricht scheint glaubwürdig, daß Hugo sich zu Robert Guiscard begeben und diesem vorgestellt habe, wie er mit Unrecht gebannt, da die Wahl des Papstes eine ordnungswidrige sei; zugleich soll er Robert die Kaiserkrone versprochen haben, wenn er mit einem Heere gegen Rom aufbrechen wolle, der Normannenherzog aber solchen Versprechungen kein Vertrauen beigemessen haben. Hier zurückgewiesen, trat Hugo mit seinen alten Parteigenossen in Verbindung, mit denselben Männern, mit denen er einst schon auf Cadalus Seite gegen Hildebrand gestritten hatte. Er begab sich zu Wibert nach Ravenna und setzte diesen und die Lombarden mit Cencius und dessen Anhang in Rom in Zusammenhang. Zum drittenmal traf Hugo jetzt als Apostat und Ketzerführer der Bann des Papstes.

Die Dinge um Gregor gewannen augenscheinlich eine sehr gefährliche Gestalt. Die Verhältnisse des Jahres 1062 schienen sich herzustellen, nur daß noch ein Gegenpapst fehlte, den aber die schismatischen Bischöfe sich eben so gut, wie die Mailänder einen Erzbischof, bald vom Könige erbitten konnten. Es begreift sich, wenn Gregor im Sommer

1075 seine Schritte gegen Heinrich mit großer Vorsicht bemaß, wenn er die versöhnlichste Sprache gegen ihn anstimmte.

Nicht geringes Aufsehen machte damals in Deutschland die Absetzung des Bischofs Hermann von Bamberg, und nicht zum kleinsten Theil deshalb, weil König und Papst hier in völligem Einvernehmen handelten. Hermann hatte sich trotz der bindendsten Versprechungen, welche er seinen Domherren gegeben, nicht auf der letzten Fastensynode gestellt: mit nicht geringer Freude begrüßte man es deshalb in Bamberg, wo der Klerus ihm durchaus abgeneigt war, daß der Papst endlich Strenge gebrauchte, ihn vom Amt suspendirte und mit Absetzung drohte, wenn er sich nicht bis zum Palmsonntag in Rom einfinden würde. Erst als die Frist fast abgelaufen war, machte sich Hermann auf den Weg; ihn begleiteten der Dompropst Poppo und einige andere Domherren, die sich von seiner Rechtfertigung überzeugen sollten. Um die Mitte des April war der Bischof nur noch zwei bis drei Tagereisen von Rom entfernt, als er die Nachricht erhielt, daß Erzbischof Siegfried, der sich bis dahin nach Kräften der schlimmen Sache angenommen hatte, in Rom sei, offen dort seine Schuld bekannt und in Folge dessen der Papst ihn als einen Excommunicirten zu meiden geboten habe, bis er sich persönlich rechtfertige und seine Lossprechung erwirke. Unter solchen Umständen wagte Hermann die Reise nicht fortzusetzen. Dagegen gingen die Bamberger Domherren eiligst nach Rom, trugen ihre Beschwerden gegen den Bischof vor und wurden von dem Papste angewiesen, fortan jeden Umgang mit dem Excommunicirten zu meiden; auch wurde unter dem 20. April ein Schreiben des Papstes an die Bamberger ausgestellt, in dem sie davon unterrichtet wurden, daß der Bann über ihren Bischof verhängt und er seines Amtes enthoben sei. Hermanns Sache war entschieden. Und doch wußte er noch einmal die Stimmung in Rom für sich zu gewinnen. Er sandte einige seiner Leute mit kostbaren Geschenken ab, um durch sie auf den Papst und die Cardinäle zu wirken. Dies gelang ihm, wie wir aus Gregors eigenem Geständniß wissen, über alles Erwarten. Jenes Schreiben des Papstes wurde nicht abgesandt; die Bamberger Domherren kehrten ohne dasselbe zurück, ja sogar in der Gesellschaft des excommunicirten Bischofs, der sie mit dem Versprechen zu ködern gewußt hatte, daß er sofort freiwillig seinen Stab niederlegen und in ein Kloster gehen wolle. Kaum aber war Hermann in Bamberg angelangt,

so geberdete er sich daselbst völlig wieder als Herr und Bischof, wenn er sich auch der geistlichen Amtshandlungen enthielt.

Ein innerer Krieg entbrannte nun im Bamberger Lande. Obwohl die päpstliche Excommunication nicht veröffentlicht war, verweigerte der Klerus Gehorsam dem Bischof, der dagegen einen bedeutenden Anhang unter den Stiftsvasallen hatte. Denn diese hielten es für unerhört, daß ihr Bischof ohne Verhör und kanonische Verhandlung seines Amtes beraubt sei, fühlten in der Ehre ihres Lehnsherrn die eigene gekränkt und erklärten sich bereit, seine Sache auf alle Weise zu vertheidigen. Die widerspenstigen Domherren wurden ihrer Güter beraubt, welche der Bischof unter seine Vasallen vertheilte, und die reiche Bamberger Kirche wäre vollends zu Grunde gerichtet worden, wenn sich der König nicht ihrer angenommen hätte. Hermann hatte lange am Hofe im höchsten Ansehen gestanden und sich um den König noch in der letzten Zeit erhebliche Verdienste erworben: dennoch trat Heinrich mit aller Entschiedenheit auf, sobald die Schuld des Bischofs offenkundig zu Tage lag und der Bestand des Bamberger Bisthums durch die inneren Zerwürfnisse gefährdet wurde.

Auch der Papst glaubte endlich einschreiten zu müssen. Unter dem 20. Juli 1075 erklärte er durch ein Schreiben den Bambergern, daß Hermann für immer seines Bisthums entsetzt, überdies, bis er sich in Rom stelle und Genugthuung leiste, der priesterlichen Würde verlustig erklärt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sei. Er erließ zugleich an Erzbischof Siegfried und den König die Aufforderung, für die Besetzung des erledigten Bisthums Sorge zu tragen. Es war, als ob er selbst entweder das Investiturverbot vergessen habe oder darthun wolle, wie wenig er an demselben noch festzuhalten gesonnen sei.

So wenig Gregor mit dem Verfahren Siegfrieds in dieser Sache zufrieden war, so sehr belobte er das Auftreten des Königs. Und nicht allein in diesem einzelnen Fall glaubte er in ihm den löblichsten Eifer für die kirchliche Reform wahrzunehmen, sondern in seinem ganzen Verhalten. „Außer anderen vortrefflichen Werken, theuerster Sohn," — so schrieb er damals dem König — „zu welchen du dich, wie uns das Gerücht meldet, voll Eifer für deine Besserung erhebst, hat dich ein Zweifaches ganz besonders deiner Mutter, der römischen Kirche, empfohlen: erstens daß du mannhaft den Simonisten widerstehst; dann aber, daß du das ehelose Leben der Kleriker gern siehest und einzuführen dich redlich

bemühst. Hierdurch hast du uns Veranlassung geboten, noch größere und schönere Hoffnungen von dir zu fassen."

Die Hoffnungen, welche Gregor von dem Könige glaubte fassen zu können, waren keine anderen, als daß dieser sich endlich zu Unterhandlungen herbeilassen und zur Erfüllung seiner alten Versprechungen bestimmen lassen würde: und in der That wurden bald genug Unterhandlungen eröffnet. Wenige Tage, nachdem der Papst jene Worte geschrieben hatte, erschienen zwei Gesandte des Königs in Rom und überbrachten ein Schreiben desselben, welches er während seines siegreichen Vordringens in Sachsen erlassen hatte: mit der größten Freude empfing es der Papst. „Da ich sehe," schrieb Heinrich, „daß fast alle Fürsten meines Reichs mehr Gefallen an unserer Zwietracht als an einer Verständigung zwischen uns finden, sende ich im Geheimen diese Männer zu euch, die von edler Geburt und kirchlicher Gesinnung sind und die den Frieden zwischen uns, wie ich fest überzeugt bin, hergestellt zu sehen aufrichtig wünschen. Ihre Aufträge wünsche ich aber außer euch, meiner Mutter, meiner Muhme Beatrix und ihrer Tochter Mathilde Jedermann verborgen. Sobald ich mit Gottes Hülfe aus Sachsen zurückkehre, werde ich euch andere Gesandte schicken, und zwar die treuesten und vertrautesten meiner Räthe: sie werden euch die volle Geneigtheit und Ehrfurcht darthun, die ich dem heiligen Petrus und euch schulde."

Das war inmitten der Unglücksfälle, die Gregor in Italien betroffen hatten, ihm eine hocherwünschte Botschaft. Nichts mußte er mehr wünschen, als ohne die Fürsten unmittelbar mit dem Könige zu unterhandeln. Niemals hatte ihm dieser eine so geneigte Gesinnung gezeigt, wogegen er unter den Fürsten nicht auf gleiche Ergebenheit zu rechnen hatte. Stand er auch mit den oberdeutschen Herzögen im Bunde, so war er doch mit Herzog Gottfried völlig zerfallen, der unter den weltlichen Fürsten zur Zeit viel galt, und die geistlichen Herren waren mit wenigen Ausnahmen ihm abgeneigt. Kein Wunder daher, daß er bereitwillig auf Heinrichs Vorschlag einging.

So wenig wir die Aufträge jener Gesandten im Besonderen kennen, wissen wir doch, daß sie hauptsächlich den Römerzug betrafen, den immer verschobenen, den Heinrich nach der Besiegung Sachsens auszuführen gedachte. An Aufforderungen dazu aus Italien konnte es nicht fehlen, und auch ohne solche mußte der König daran denken, das Kaiserthum herzustellen, welches nach einer fast zwanzigjährigen Ruhe der Vergessen-

heit zu verfallen drohte. Aber nicht abtrotzen wollte er, wie man sieht, dem Papste die Kaiserkrone, sondern sich vorher mit ihm verständigen. Das Glück schien dieser Absicht günstig, da die Lage des Papstes ihm Versöhnlichkeit anrieth und bei den obwaltenden Verhältnissen Italiens die kirchliche Reformpartei sogar den Römerzug wünschen mußte, sobald der König nur feste Bürgschaften gab, daß er die schismatischen Bischöfe nicht unterstützen würde. In der That war Gregor damals völlig bereit die kaiserliche Krone dem Sohne Heinrichs III. aufzusetzen, wofern er solche Bürgschaften erhielt; fast scheint es, als habe er jetzt selbst von jenen Versprechungen zum Theil absehen wollen, auf deren Erfüllung er bisher so hartnäckig und so vergeblich gedrungen hatte.

Sehnlichst erwartete der Papst jene vertrauten Räthe des Königs, welche den Frieden abschließen sollten. Aber sie trafen nicht ein: statt ihrer kam ein Bote, der den königlichen Gesandten ferner in Rom zu bleiben befahl. Der König, meldete er, werde seine Räthe später senden; sein Wille bleibe, ohne die Fürsten mit dem Papst Frieden zu schließen. Der Bote kehrte schnell nach Deutschland zurück, und der Papst benutzte ihn, um die Antwort auf den letzten Brief des Königs zu befördern. Sie ist erhalten und beweist auf das Unzweideutigste, wie sehr Gregor damals eine Ausgleichung mit dem Könige wünschte und hoffte.

„Da wir," schreibt der Papst, „nicht allein mit euch, den Gott am meisten auf Erden erhöht hat, sondern mit allen Menschen in Christo Frieden zu halten und Jedem sein Recht zu bewahren wünschen, begehren wir Nichts mehr, als in ein inniges und herzliches Verhältniß zu euch zu kommen. Wir wissen auch, und euch wird es gleichfalls nicht unbekannt sein, daß Alle, die Gott wahrhaft lieben und nicht die Strafen des Reichs und der Kirche zu fürchten haben, die Herstellung des Friedens zwischen uns sich angelegen sein lassen. Deshalb habe ich gute Hoffnung geschöpft, als du unsere oder vielmehr der ganzen Kirche Sache gottesfürchtigen Männern übertrugst, die uns und nicht das Unsere lieben und in heiliger Gesinnung nach einer Reform der christlichen Kirche trachten. Ich meinestheils, um es in aller Kürze zu sagen, bin gern bereit nach dem Rath dieser Männer dir den Schooß der heiligen römischen Kirche zu öffnen und dich als meinen Herrn, Bruder und Sohn aufzunehmen, auch dir jeden gebührenden Beistand zu leisten, indem ich zum Entgelt nichts Anderes verlange, als daß du heilsamen Rathschlägen das Ohr zu leihen und deinem Schöpfer die gebührende Ehre zu

erweisen dich nicht weigerst." Im Weiteren beglückwünscht der Papst Heinrich wegen seines Erfolges über die „mit Unrecht aufständigen" Sachsen. So sehr er die Opfer dieses Siegs beklagt, sieht er in ihm doch ein Mittel zur Herstellung des kirchlichen Friedens und ermahnt den König eindringlich, daß er sein Glück nicht so sehr zur Erhöhung seiner weltlichen Macht, als zur Förderung der Gerechtigkeit und zum Ruhme Gottes benutze. Schließlich erinnert er den König noch einmal an die Besetzung des Bamberger Bisthums, wo Hermann freilich verdrängt war, aber noch keinen Nachfolger erhalten hatte.

Um den 1. September ist dieser Brief geschrieben, und so sicher Gregors Hoffnungen auf eine gütliche Ausgleichung damals noch schienen, sah er sie doch, obwohl die königlichen Gesandten auch ferner in seiner Nähe blieben, bald darauf schwinden. Wir erfahren dies aus einem Briefe, den er an die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde unter dem 11. September richtete und der zugleich die Veranlassung seiner Entmuthigung darthut. Der König hatte sich nämlich an die Gräfinnen gewendet und ihnen eröffnet, daß er nicht ohne Wissen der Fürsten, sondern nur unter ihrer Zustimmung seine Streitpunkte mit dem Papste erledigen könne; durch die Vermittelung der Markgräfinnen sollte ohne Zweifel die Einwilligung des Papstes für dieses veränderte Verfahren gewonnen werden. Ueberaus wahrscheinlich ist, daß die Meinung des Königs durch Herzog Gottfried, dessen Ansehen am Hofe immer höher stieg, geändert war; zumal sich auch der Herzog selbst bei seiner Gemahlin und deren Mutter verwandte und die besten Versprechungen für einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen gab. Die Markgräfinnen waren ungewiß, was sie antworten sollten, und suchten bei Gregor selbst Rath, der ihnen in der größten Verwunderung über die Sinnesänderung des Königs antwortete.

Nur das Eine schien dem Papste klar, daß der König einen Frieden nicht ernstlich beabsichtige, für den er jetzt die Zustimmung derer beanspruche, die er früher selbst als Gegner der Verständigung bezeichnet hatte. Auf das Bestimmteste erklärte Gregor deshalb, daß er auf den neuen Vorschlag nicht eingehen werde, den er weder für geziemend noch vortheilhaft für die römische Kirche halten könne; wolle der König dagegen zu seinem früheren Entschluß zurückkehren, so werde er sich weiteren Verhandlungen nicht entziehen. Den Versprechungen Gottfrieds, meinte Gregor, sei wenig Vertrauen zu schenken; könnten die Mark-

gräfinnen ein der Kirche förderliches Abkommen mit ihm treffen, so wolle er gern es billigen, anderenfalls nicht; unter allen Umständen aber erwarte er, daß sie treu bei ihm ausharren würden; gegen Angriffe Gottfrieds hoffe er sie, seine theuersten Töchter, unter allen Umständen schützen zu können.

Weitere Verhandlungen unterblieben in der nächsten Zeit, obwohl die beiden Gesandten des Königs auch ferner noch in Rom verweilten. Auch schien äußerlich noch ein leidliches Vernehmen zwischen dem König und Papst zu bestehen. Heinrich trat, wie bisher, in Deutschland der Simonie entgegen. Am 30. November wurde in Bamberg der Dompropst Rupert von Goslar zum Bischof ordinirt, nachdem er vom König die Investitur erhalten; als ein vertrauter Freund des Königs und eine sehr einflußreiche Person am Hofe war er den Bamberger Domherren genehm, und der Papst erhob gegen seine Einsetzung keinen Einspruch. Hermanns, des simonistischen Bischofs, letzte Hoffnungen waren damit vereitelt *). Zu derselben Zeit verlieh der König die Abtei Fulda einem schlichten Mönch aus dem Kloster Hersfeld, Ruzelin mit Namen, obwohl Andere ihm und den Hofleuten goldene Berge versprachen. Auch die erledigte Abtei Lorsch fiel ungeachtet großer Versprechungen, die der Propst derselben dem Könige machte, einem armen Mönch zu, der Nichts weniger als solche Ehre erwartet hatte.

Um so bemerkenswerther ist dieses Verfahren Heinrichs, als der Widerstand des deutschen Klerus gegen die strengen Vorschriften des Papstes daneben in alter Weise fortdauerte. Unter dem 3. September hatte Gregor dem Erzbischof Siegfried auf die gemessenste Weise Befehl gegeben, den Cölibat endlich unter der Geistlichkeit seiner Provinz durchzuführen und zu dem Ende eine Synode zu versammeln, zu der er sogar einen eigenen Legaten in dem Bischof von Chur sandte. Im October trat die Synode in Mainz zusammen, aber ein solcher Sturm erhob sich gegen Siegfried unter dem Klerus, daß er für sein Leben zu fürchten hatte. Er erklärte nun, daß er an der Durchführung der päpstlichen Verordnung verzweifele; der Papst selbst möge sehen, wie er den Cölibat durchsetzen könne. Aehnliche Auftritte wiederholten sich an anderen Orten. Niemand konnte lebendigeren Eifer für die kirchliche Reform haben, als der Bischof Altmann von Passau, der frühere Kapellan der Kaiserin

*) Hermann ging in das Kloster Schwarzach und gewann bald darauf die Absolution des Papstes. Er starb in diesem Kloster im Jahre 1084.

Agnes: aber auch er gerieth in Lebensgefahr, als er auf einer Synode mit Gewalt die Decrete Gregors durchführen wollte.

Schwach genug waren noch immer die Aussichten für die Reform in Deutschland, obschon die oberdeutschen Herzöge sich für sie erklärt hatten, obschon unter ihrem Schutz schwärmerische Prediger Baiern und Schwaben durchzogen, um die Laienwelt gegen die simonistischen und beweibten Priester aufzuwiegeln. Die Pataria wollte auf dem fremden Boden doch nicht so schnell, wie in Italien, gedeihen, und die Reform schien kaum noch einen kräftigeren Halt hier zu besitzen, als die löblichen Bestrebungen des Königs. Dennoch steigerte sich die Entfremdung zwischen ihm und dem Papste fortan mit jedem Tage, und der wachsende Zwiespalt gab sich in dem Gange der Dinge deutlich zu erkennen.

Denn schwerlich geschah es ohne den Einfluß des Papstes, wenn sich die oberdeutschen Herzöge im Herbst 1075 dem Kriegszuge gegen die Sachsen entzogen. Als dann das Unglück Burchards und seiner Genossen entschieden war, unterließ der Papst nicht sich für die Befreiung der aufständigen Bischöfe zu verwenden, obgleich er früher den Aufstand als ungerechtfertigt verurtheilt hatte. Rom schloß sich augenscheinlich enger den Widersachern des Königs an, und dieser begann seinerseits noch um Vieles offener mit den Feinden des Papstes zu verkehren. Die gebannten Räthe waren mit Herzog Gottfried wieder die einflußreichsten Männer am Hofe; die wichtigsten Geschäfte wurden ihnen übertragen. Man weiß, wie der König Udalrich von Godesheim, einen der Gebannten, in der Mark Meißen ansässig machte, um das bedrohte Land gegen die Polen zu schützen. Etwa zu derselben Zeit sandte er den alten Grafen Eberhard von Nellenburg, der gleichfalls unter dem Bann stand, nach Italien, um dort mit den Gegnern des Papstes in Verbindung zu treten. Der Papst wäre thöricht gewesen, wenn er von einem Römerzuge noch Vortheile für sich ohne die bestimmtesten Bürgschaften hätte erwarten wollen.

Als Eberhard in der Lombardei erschien, hielt er eine große Tagfahrt auf dem Roncalischen Felde. Er belobte die Mailänder wegen ihres muthigen Auftretens gegen Erlembald und wies sie an über die Berge zu ziehen; der König werde ihnen sofort einen Erzbischof geben, wie sie ihn wünschten. Zugleich erklärte er alle Patarener für Feinde des Reichs und des Königs und traf Anstalten, um dem Treiben derselben in Piacenza ein Ziel zu setzen. Theils mußten sie die Stadt räumen, theils ihm ausgeliefert werden und erhielten nur auf Fürbitte der Beatrix die

Freiheit wieder. Allein in Cremona und den Städten der Markgräfinnen behauptete sich die päpstliche Partei, sonst wurde sie in der Lombardei aller Orten zerstreut. Und schon eilten Eberhard und Gregor von Vercelli, der Kanzler des Königs, sich auch mit dem Manne in Verbindung zu setzen, den der Papst am meisten in Italien zu fürchten hatte, der in offener Feindschaft gegen ihn stand. Sie begaben sich zu Robert Guiscard und forderten ihn auf, sein Land von König Heinrich als Lehen zu empfangen.

In der ehrenvollsten Weise empfing der ritterliche Normanne die Gesandten des Königs, aber ihre Aufforderung wies er mit aller Festigkeit ab. „Ich habe dies Land," sagte er, „mit großem Blutvergießen und vielen Beschwerden den Griechen entrissen, unter mannigfachen Verfolgungen meiner Landsleute behauptet und, um den Uebermuth der Sarazenen zu brechen, große Nöthe jenseits des Meeres bestanden. Von allen Seiten bedrängt, bedarf ich der Hülfe Gottes und der Fürbitte der heiligen Apostel Petrus und Paulus, denen alle Reiche der Welt untergeben sind: deshalb habe ich mit allen meinen Eroberungen mich dem Papste, ihrem Stellvertreter, unterworfen. Nur so glaube ich mich vor der Hinterlist der Sarazenen schützen und die hoffärtigen Griechen besiegen zu können. Denn die Griechen haben von Alters her Apulien und Calabrien beherrscht, und ganz Sicilien war in den Händen der ungläubigen Sarazenen: jetzt aber hat der allmächtige Gott mir den Sieg gegeben, mir das Land unterworfen und mich vor Allen meines Volks erhöht. Ihm muß ich deshalb dienen, ihn allein als den Lehnsherrn dieses Landes erkennen, welches ihr mir zu verleihen versprecht. Indessen die Hand des Königs ist stark und reicht weit: will er mir zu dem Wenigen, was ich besitze, etwas von dem Seinen geben, so werde ich ihm gern als meinem Lehnsherrn huldigen, doch nur mit Vorbehalt der Treue, welche ich der Kirche schulde." Die Gesandten verwunderten sich, wie Amatus von Monte Cassino berichtet, dieser Worte, noch mehr aber des Reichthums und der Macht des Normannen, als sie seine Städte und Burgen sahen. Sie sprachen: „Dieser Fürst ist der mächtigste Herr der Welt!" Reichbeschenkt entließ sie Robert, doch hatten sie ihren Zweck nicht erreicht.

Obschon ein Bund zwischen Heinrich und Herzog Robert nicht geschlossen wurde, blieb die Gesandtschaft nicht ohne wichtige Folgen. Amatus sagt ausdrücklich, daß sie Veranlassung gab, daß sich Robert

und Richard, deren Zwietracht der Papst so lange künstlich erhalten hatte, die Hände zum Frieden reichten. Sie thaten es, indem sie sich gegenseitige Unterstützung gegen Jedermann, also auch gegen den König gelobten, zugleich aber mit der bestimmten Aussicht auf neue Erwerbungen. Robert war wegen Amalfis, welches sich unter seinen Schutz begeben hatte, mit Gisulf von Salerno in die heftigsten Streitigkeiten gerathen und ging mit dem Plan um, den langobardischen Fürsten zu verjagen, um das Gebiet von Salerno, nach dem er so lange getrachtet, endlich unter seine Herrschaft zu bringen; Richard, der selbst nach dieser Seite hin immer sein Fürstenthum hatte erweitern wollen, gab diese Absicht auf und versprach sogar dem Herzoge vor Salerno hülfreiche Hand zu leisten, wenn dieser ihm zum Entgelt Schiffe und Ritter stellen würde, mit denen er sich Neapels bemächtigen könne. Bedeutende Unternehmungen standen im Entwurf, die im Fall des Gelingens fast den ganzen Süden Italiens unmittelbar in die Gewalt der Normannen bringen mußten. Was die römische Curie bisher auf alle Weise zu hindern gesucht hatte, schien durch den Bund Roberts und Richards unvermeidlich.

Und schon ergossen sich die Schaaren der Normannen auch über das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino, über Gebiete, auf welche Rom selbst Ansprüche erhob, obwohl sie vom König Herzog Gottfried zu Lehen gegeben waren. Jener Robert von Loritello, den mit Herzog Robert zugleich der Bann des Papstes getroffen hatte, griff in der Mark den Grafen Trasimund von Chieti an, dessen Geschlecht seit Jahrhunderten hier mächtig war. Robert von Loritello war ein Neffe Herzog Roberts, ein Sohn jenes Goffred Ridell, der ihm überall so wichtige Dienste geleistet. Mit besonderer Liebe hing der Normannenfürst an diesem Neffen, der nicht nur seinen Namen trug, sondern ihm auch in dem kühnen und doch umsichtigen Auftreten glich; er selbst hatte ihn zu dem Unternehmen gegen Trasimund ausgerüstet. Alle Herren der Mark eilten dem bedrängten Grafen zu Hülfe. Ein Heer von zehntausend Mann stellte man dem jungen Normannenführer entgegen: aber mit fünfhundert Rittern zersprengte er es in alle Winde und zeigte aufs Neue der Welt, wie wenig auf den Kriegsmuth des italienischen Volks zu bauen. Trasimund mußte einen Theil seines Gebiets dem Normannen überlassen, den Rest empfing er als Lehen von ihm zurück. Indessen lenkte Richard von Capua den Ehrgeiz seines

Sohnes Jordan gegen das Herzogthum Spoleto, und ohne Mühe gewann dieser sich die Grafen des Marserlandes, von Amiterno und Valvi zu Vasallen. Hier, wie dort, mußten fortan die Eingeborenen den Normannen Tribut entrichten. Bis in die höchsten Theile der Abruzzen, bis zum See von Celano und dem oberen Aterno breitete sich die Herrschaft der Normannen aus.

Der König und Herzog Gottfried waren unmittelbar durch diese neue Ausdehnung der normannischen Eroberungen berührt. Es geschah gewiß nicht ohne Rücksicht auf dieselben, wenn Heinrich damals die erledigten Bisthümer von Spoleto und Fermo ihm vertrauten Männern — deutschen Klerikern, wie es scheint, — verlieh und sie dem Papste zur Weihe sandte. Schwer, als eine Nichtachtung seiner Person und seiner Stellung, empfand es Gregor, daß er ihm völlig unbekannten Klerikern in seiner unmittelbaren Kirchenprovinz für Lehen, die er als Eigenthum des heiligen Petrus ansah, die Weihe ertheilen sollte. Aber noch mehr erbitterte ihn die Art, wie der König zu derselben Zeit über die Mailänder Kirche verfügte. Als auf Eberhards Aufforderung mailändische Gesandte abermals am Hofe erschienen, bezeichnete ihnen der König einen ihrer Landsleute aus vornehmer Familie, der ihm eine Zeit lang in Deutschland als Kapellan gedient hatte, als ihren zukünftigen Erzbischof. Man fand gegen den jungen Kleriker — Thedald war sein Name — Nichts einzuwenden, und sofort erfolgte die Investitur. Die Gesandten führten Thedald dann im Auftrage des Königs nach Mailand, wo er die beste Aufnahme fand. Aber seine Ernennung war nichtsdestoweniger vom Standpunkt der Kirche durchaus verwerflich. Mochte der König Attos Wahl, an der Gregor festhielt, nicht anzuerkennen ein Recht haben, nimmermehr war die Nichtachtung Gottfrieds zu rechtfertigen, den er selbst eingesetzt, selbst hatte weihen lassen und gegen den nie ein von ihm anerkanntes kirchliches Verfahren eingeleitet war.

Sobald Gregor Thedalds Einsetzung erfuhr — es war im Anfang des December —, beschloß er die zuwartende Stellung, die er seit geraumer Zeit behauptet hatte, aufzugeben. Die erschütterten Ordnungen der Kirche trieben ihn seine Stimme zu erheben, und nicht minder mußte ihn die politische Stellung, in die er gerathen war, zu einem entscheidenden Schritte drängen. Alles ließ sich dazu an, daß es in nächster Zeit zu einem großen Zusammenstoß zwischen den Deutschen und Nor-

mannen auf der Halbinsel kommen würde: sollte er ruhig abwarten, welches der beiden Völker den Sieg gewinnen, sich Italien und damit auch das Papstthum unterwerfen würde? Schon sah er in der Halbinsel den Einfluß Roms, den er selbst unter so vielen Mühen begründet hatte, mehr und mehr schwinden. Außer in den Markgräfinnen fand er von den Alpen bis zur Straße von Messina kaum noch irgendwo einen festen Rückhalt. Die Wege, die er bisher gewählt hatte, um den König für seine Absichten zu gewinnen, hatten ihn nicht nur nicht zum Ziele, sondern vielmehr in nicht geringe Gefahren geführt; eine andere und sicherere Straße mußte er einschlagen, um sich dieses jungen Fürsten, dem das Wohl der Kirche nicht gleichgültig schien und der für Roms hierarchische Bestrebungen so förderlich werden konnte, zu vergewissern, um ihn, wo möglich, der bisherigen Umgebung zu entreißen und seinem Willen dienstbar zu machen.

Weder das konnte Gregor beirren, daß sich Thedald durch einige Freunde in Rom um seine Gunst bewarb, noch daß der König noch einmal im Ton der Ergebenheit schrieb und ihm den Brief durch einen Mann schickte, der dem Papste nicht minder genehm war, als die beiden anderen noch immer in Rom verweilenden Gesandten. Wir kennen den Inhalt dieses letzten Schreibens, welches vor dem Bruch der König an Gregor richtete, nicht näher, aber unzweifelhaft brachte es aufs Neue die Kaiserkrönung in Anregung und suchte die Geneigtheit des Papstes für dieselbe zu gewinnen. Gregor meinte nicht mit Unrecht, die Thaten des Königs ständen mit seinen Worten in keinem Einklang; sein Entschluß war gefaßt, fortan mehr auf jene als auf diese zu geben, und dem Könige in einer Weise entgegenzutreten, die eine Entscheidung der so lange schwebenden Fragen herbeiführen mußte.

In diesem Sinne forderte Gregor durch ein Schreiben vom 7. December Thedald auf, seine Einsetzung dem Richterspruche des heiligen Petrus zu unterwerfen und zu dem Ende spätestens bis zur nächsten Fastensynode in Rom zu erscheinen. Auf das Bestimmteste untersagte er ihm vor jenem Richterspruche irgend welche Weihe zu empfangen und warnte ihn vor üblen Rathgebern, die ihn unter Hinweisung auf das Ansehen seines Geschlechts, die Unterstützung seiner Mitbürger und den königlichen Schutz zur Uebertretung des Verbots verleiten möchten. „Erwäge,“ schließt der Papst, „daß aller Kaiser und Könige Macht

und alles Anstreben der Menschen gegen die Rechte des apostolischen Stuhls nur gleich Spreu und Asche zu achten ist, und daß es dir nicht zusteht, auf irgend eines Menschen Antrieb oder im Vertrauen auf ihn dich im freventlichen Leichtsinn übermüthig gegen die göttlichen und apostolischen Gebote aufzulehnen." Den Suffraganen Mailands verbot der Papst durch ein Schreiben vom folgenden Tage Thedald die Weihen zu ertheilen und bedrohte sie, wenn sie das Verbot überträten, mit sofortiger Excommunication; er erwarte von ihnen, sagte er, den Gehorsam, den sie in allen Stücken der römischen Kirche schuldeten.

Zu derselben Zeit war es, daß Gregor den Schritt that, der ihn auf immer vom Könige trennte. Er sandte jene drei deutschen Gesandten, die sich noch in seiner Nähe befanden, — Rapoto, Adalbert und Udalskalk waren ihre Namen — an den König mit einem Schreiben und mündlichen Aufträgen zurück. Von der Aufnahme dieser Botschaft und besonders der mündlichen Aufträge machte er es abhängig, was er auf die letzten Eröffnungen Heinrichs zu antworten habe und ob er überhaupt noch die Verhandlungen mit ihm fortsetzen könne.

Das Schreiben Gregors, welches die Gesandten überbrachten, ist erhalten; es ist das letzte, das er an den König gerichtet, und schon deshalb von großem Interesse. Durchweg bewegt es sich in Vorwürfen gegen Heinrich, die sich aber wesentlich auf zwei Hauptpunkte beziehen, auf die Nichtachtung des über die königlichen Räthe ausgesprochenen Banns und auf den Widerspruch zwischen den ergebenen Aeußerungen des Königs und seinen dem apostolischen Stuhle feindlichen Handlungen. Nur durch das Gerücht wußte der Papst von dem fortgesetzten Umgang des Königs mit den Gebannten, verlangte aber, wenn das Gerücht begründet sei und Heinrich sich schuldig fühle, daß er sich schleunig bei einem untadeligen Bischof Absolution erwirken solle. Den Widerspruch zwischen den Worten und Thaten des Königs findet Gregor erstlich in dem Eingreifen desselben in die mailändischen Verhältnisse, welches mit seinen früheren Versprechungen völlig unvereinbar sei, dann in der Ernennung der Bischöfe von Fermo und Spoleto, endlich in seinem Verhalten in Bezug auf das Investiturverbot. Eine unverantwortliche Verletzung des heiligen Petrus sieht er darin, daß Heinrich auf die ihm angebotenen Verhandlungen über Milderung des Verbots nicht eingegangen sei, sondern ohne alle Rücksicht auf dasselbe nach wie vor die Investitur ertheilt habe. Schließlich ermahnt er den König in ein=

dringlichster Weise zum Gehorsam gegen Gottes Gebote und beschwört ihn die Freiheit der Kirche nicht ferner zu hindern, sondern vielmehr ihre Erhebung zu unterstützen; gerade sein Sieg über die Widersacher und die ihm von Gott jetzt gewährte Macht müßten ihn besonders der Kirche gewinnen; er solle bedenken, wie Gott Saul gestürzt, weil er im Uebermuth des Triumphs die Warnungen des Propheten verachtet, David aber wegen seiner Demuth erhöhet habe.

So ernst der Ton ist, in welchem der Papst diese Vorwürfe und Mahnungen ausspricht, läßt er sich nicht geradezu feindselig nennen; deutlich schimmert sogar durch, daß Gregor in Betreff der Investitur noch zu Zugeständnissen bereit war, wenn der König sich von seinen Räthen trennen und seine früheren Versprechungen, namentlich in Bezug auf Mailand, erfüllen würde. Denn noch immer wollte der Papst weniger einen Bruch mit dem König herbeiführen, als eine Verständigung mit demselben erzwingen, eine Verständigung allerdings, die wesentlich einer Unterwerfung des Kaiserthums unter die Gewalt des römischen Bischofs gleichkam. Unverkennbar sollte der Brief als ein starkes Zwangsmittel dienen: aber einen noch wirksameren Zwang hoffte der Papst durch die mündlichen Aufträge zu üben, die er den Gesandten mitgab.

Gregor selbst hat in einer Darlegung dieser Verhältnisse, zu der er sich später gedrängt sah, den Inhalt jener Aufträge kund gegeben. Die Gesandten, berichtet er, sollten den König im Geheimen ermahnen, wegen jener Laster Buße zu thun, deren er vielfach angeklagt werde und für welche er nicht nur bis zu gebührender Genugthuung excommunicirt, sondern auch nach göttlichen und menschlichen Gesetzen des Reichs für immer entsetzt zu werden verdiene; sie sollten ihm ferner melden, daß der Papst nicht länger umhin könne, ihn von der kirchlichen Gemeinschaft zu trennen, wenn er sich nicht sofort von dem Umgange mit den gebannten Räthen lossage; zugleich aber sollten sie versichern, daß ihn der Papst mit der größten Freude und Liebe im Schooße der heiligen Kirche als den Vertheidiger des Friedens und der Gerechtigkeit umfangen würde, sobald er sein Leben bessern und die Ermahnungen vom Stuhle Petri beherzigen wolle. So giebt Gregor selbst an und scheint im Wesentlichen nichts Anderes übergangen zu haben, als daß er durch die Gesandten dem Könige ankündigen ließ, er werde schon auf der nächsten Fastensynode die angedrohten Strafen verhängen, wofern derselbe nicht bis dahin deutliche Beweise seiner Sinnesänderung gegeben

habe*). Es ist klar, daß dadurch der König zu einem raschen Entschluß gedrängt werden sollte.

Mochten die letzten Absichten des Papstes auch friedliche sein, diese Aufträge der Gesandten enthielten nicht allein die stärksten Drohungen, sondern auch Beleidigungen gegen den König, die ihn im tiefsten Herzen verwunden mußten. Denn was hätte ihn schmerzlicher verletzen können, als daß das Oberhaupt der Kirche, von dem er vor Allen Gerechtigkeit erwarten durfte und das bisher in dem Tone väterlicher Zuneigung und schonenden Wohlwollens zu ihm gesprochen hatte, plötzlich ihm jene abscheulichen Verbrechen zur Last legte, die ihm erbitterte Feinde nachgesagt hatten, deren er aber weder geständig noch überwiesen war? War es nicht, als ob der Papst diesen Feinden, nachdem er sie im Glück nicht unterstützt, nun im Falle die rettende Hand reichen und so den Sieg des Königs vereiteln wolle? Drohte er ihm jetzt in der That nicht dasselbe an, was die Sachsen früher von Siegfried und in Rom selbst vergeblich beansprucht hatten? In einem sehr verdächtigen Lichte mußte dem König nun erscheinen, daß sich der Papst kurz zuvor für die Befreiung der aufständigen Bischöfe so dringend verwandt hatte. Kaum konnte er daher in dieser Botschaft etwas Anderes als offene Feindseligkeit sehen, und Gregor, obschon er den Frieden wollte, trug selbst die Schuld, wenn aus der von ihm gestreuten Saat Zwietracht statt Eintracht aufging.

Die Gesandten verließen etwa den 8. December Rom und erschienen am 1. Januar 1076 am königlichen Hoflager in Goslar. Man kann denken, welche Aufnahme sie bei einem Fürsten fanden, der eben im vollen Gefühl neuer und glänzender Erfolge stand und den das Glück eher zu größerer Härte als zur Nachgiebigkeit stimmte. Nicht allein daß sie kein Bekenntniß der Schuld von ihm erlangen, kein Gefühl der Reue bei ihm wecken konnten, sie mußten sogar unter den ärgsten Schmähungen, daß sie als Vasallen des Königs sich zu einer solchen Botschaft hätten gebrauchen lassen, vom Hofe weichen. Der

*) Heinrich hat Gregor wiederholentlich vorgeworfen, dieser habe ihm durch die Gesandten sagen lassen, entweder werde er selbst, der Papst, untergehen oder ihm, dem Könige, Reich und Leben nehmen. Sind diese oder ähnliche Aeußerungen verlautet, so ist doch der Zusammenhang, in welchem sie standen, nicht nachzuweisen. Daß der König selbst zur Fastensynode nach Rom citirt sei, sagt Lambert, aber er allein, und gewiß ohne Grund.

König war in seiner Stellung und in seiner Person auf das Höchste gekränkt, und im Vertrauen auf seine jetzt scheinbar so gesicherte Macht beschloß er dem rücksichtslosen Papst nur um so rücksichtsloser entgegenzutreten. Der Sieg, den er über die Sachsen gewonnen, schien ihm erst vollständig, wenn er den Papst beseitigt hätte; erst dann schien sich ihm auch der Weg nach Italien und zur Kaiserkrönung zu öffnen.

In der höchsten Erregung machte der König dem Hofe bekannt, wie Hildebrand ihm nach der Krone und dem Leben trachte. Unverweilt ging er dann mit seinen gebannten Freunden und den Bischöfen, welche die Strafen Roms trugen oder doch fürchteten, darüber zu Rath, wie dem Uebermuth des verwegenen Mönchs zu begegnen sei. Leicht stellt man sich vor, welche Reden in diesem Kreise laut wurden, wie die Leidenschaft an der Leidenschaft sich erhitzte. Der König und Alle, die ihn umgaben, wurden bald einig, man müsse den Papst, noch ehe er auf der bevorstehenden Fastensynode das Schwert Petri schwingen könne, seines Amtes entsetzen; so entziehe man ihm die Autorität und entkräfte vorweg die Beschlüsse der römischen Synode, wenn sie ja noch solche gegen den König zu fassen wagte. Daß Heinrich so gut, wie seine Vorgänger und seine Mutter, einen römischen Bischof entsetzen könne: daran zweifelte wohl Niemand in Goslar. Aber unerhört mußte doch selbst hier erscheinen, daß ein deutsches Nationalconcil die Entsetzung aussprechen sollte: doch mochte man es mit der Dringlichkeit der Zeitumstände zu entschuldigen suchen und sich auf die unglücklichen Baseler Vorgänge vom Jahre 1061 berufen. Ueberdies war nicht unvergessen, daß Hildebrands Wahl nichts weniger als ordnungsmäßig erfolgt, daß sie vom König nie förmlich anerkannt war.

Eile war geboten, und schon zum 24. Januar berief der König die deutschen Bischöfe zu dem Concil nach Worms. Er selbst verließ Goslar, um in Person einer Handlung beizuwohnen, welche den letzten Widersacher, den er noch fürchtete, vernichten sollte. Lange genug hatte er den Kampf mit Rom gefürchtet und hingehalten; derselbe schien jetzt unvermeidlich, und er hielt sich des Sieges für sicher. Er zählte nicht allein auf den Beistand der deutschen Bischöfe und so angesehener deutscher Fürsten, wie Gottfried, sondern auch auf die Lombarden und Römer.

Denn schon traten dem Papste auch in Italien seine Widersacher in der dreistesten Weise entgegen. In der Lombardei, wie in Rom

fühlte man es, daß der Bruch zwischen der päpstlichen Curie und dem deutschen Hofe nicht mehr ausbleiben konnte. Kaum waren die letzten Botschaften des Papstes über die Alpen getragen, so hielt Cencius die Zeit für günstig einen verruchten Anschlag auszuführen, über welchen er lange im Stillen gebrütet. In der Christnacht versuchte er den Papst lebend oder todt in seine Gewalt zu bringen.

Nach uralter Sitte feiert der Papst die heilige Nacht in der Kirche S. Maria maggiore, wo die Krippe bewahrt werden soll, in welcher das Christuskind zuerst gebettet wurde. Der nächtliche Gottesdienst wird dort gewöhnlich, obwohl die Kirche weit ab von den bevölkerten Theilen der Stadt liegt, unter einem großen Zufluß der Gläubigen gehalten. Diesmal war es anders. In Strömen ergoß sich der Regen, so daß Wenige den weiten Weg nach der Kirche antreten mochten. Nur von einem kleinen Gefolge von Klerikern und Laien war der Papst umgeben, als er die Vigilien und die Frühmesse hielt. Dies erfuhr Cencius und eilte mit seinen Genossen zur Stelle; sie kamen auf schnellen Rossen, gewappnet bis an die Zähne. Bei der Kirche angelangt, brachten sie ihre Pferde in Sicherheit und stürmten dann sogleich unter wildem Getümmel in das Gotteshaus. Sie hieben nieder, was ihnen im Wege stand; ohne weiteren Widerstand zu finden, durchbrachen sie die Schranken des Hauptaltars, wo der Papst eben den Laien das Abendmahl reichte. Einer der Verruchten hob sofort das Schwert, ihm das Haupt zu spalten: aber plötzlich gelähmt sank er zusammen und konnte den Streich nicht führen. Doch blutete der Papst gleich darauf aus einer Stirnwunde, die ihm ein Anderer schlug, und bald war er ganz in der Gewalt der Rotte. Man riß ihn an den Haaren fort, beraubte ihn seiner priesterlichen Gewande und setzte ihn auf ein Pferd. So brachte man ihn, nur nothdürftig bekleidet, in der schlimmen Winternacht nach dem festen Thurm des Cencius, der in weiter Entfernung beim Pantheon lag.

Als der Weihnachtstag dämmerte, verbreitete sich schnell das Gerücht von dem entsetzlichen Frevel durch die Stadt. Der Regen ließ nach, und Alles eilte auf die Straßen. Die Geistlichkeit schloß die Kirchen und entkleidete die Altäre ihres Schmuckes. Trompeten riefen die Stadtmiliz zusammen, um die Thore zu besetzen, damit Cencius nicht die Flucht ergreifen könne. Noch wußte man nicht, wo er den Papst geborgen, ob er ihn lebend oder todt in Händen habe. Bald aber wurde

bekannt, daß Gregor im Thurm des Cencius gefangen sitze, und Alles strömte dorthin. Von einer unermeßlichen Menge sah sich Cencius umlagert, und nichts Anderes blieb ihm übrig, als den Papst der Haft zu entlassen. Aber die wüthende Menge dürstete nach dem Blute des Frevlers. Nur mit Mühe gelang es Gregor, weiteres Blutvergießen zu hindern, um den heiligen Tag nicht durch größere Greuel zu entweihen. Kaum der Gefangenschaft entronnen, kehrte er nach S. Maria maggiore zurück, um den unterbrochenen Gottesdienst zu vollenden. Als dies geschehen, entließ er die Menge mit seinem Segen und begab sich nach dem Lateran, wo er das Fest nach gewohnter Weise beging. Mit bewunderungswürdiger Fassung überstand er den Tag, der zu seinem Verderben bestimmt war, aber ihm zum schönsten Siege verhalf und sein Ansehen in der Stadt nicht wenig steigerte.

Am folgenden Tage wurde über Cencius und seine Genossen Gericht gehalten. Er selbst hatte bereits in der Nacht mit seinem Weibe und seinen Kindern der Stadt zu entkommen gewußt und sich der Strafe entzogen: aber sein Thurm wurde dem Erdboden gleichgemacht, seine Güter mit Feuer und Schwert verwüstet, seine Dienstleute grausam mißhandelt. Die Mitschuldigen seines Frevels wurden aus der Stadt verbannt, ihre Burgen und Häuser zerstört, ihre Güter eingezogen. Nur ein Todesurtheil wurde ausgesprochen und vollstreckt: den traf es, der das Blut des Papstes vergossen hatte.

Cencius Plan war vereitelt, aber dadurch weder er selbst noch sein Anhang vernichtet. In einer Burg der Campagna setzte er sich fest und verheerte von dort weit und breit die Besitzungen der römischen Kirche. Weder in der Umgegend Roms, noch in der Stadt selbst fehlte es ihm an mächtigen Freunden; noch einmal ließ ihm der Papst die Hand zur Versöhnung bieten und erst, als er sie ausschlug, durch den Bischof von Palestrina den Bann gegen ihn erneuern. Doch auch in weiterer Ferne hatten Cencius und seine Genossen Verbindungen. Durch den Cardinal Hugo stand er Wibert und den lombardischen Bischöfen nahe, welche dem Verbote Gregors zum Trotz bereits Thedald geweiht und dadurch ohne alle Scheu die Strafen Roms herausgefordert hatten. Gleich hitzige Gegner hatte, wie man sieht, der Papst jenseits und diesseits der Alpen zu bekämpfen.

Aller Widerstand dort fand gleichsam seinen Mittelpunkt im Cardinal Hugo, und dieser Mann übernahm es, über die Alpen zu gehen,

um alle Widersacher des Papstes zu einen und die Verhältnisse so herzustellen, wie sie zu Cadalus Zeiten bestanden hatten. Anderes ließ sich von diesem jungen und durchgreifenden König erwarten, als einst von der schwankenden Kaiserin; würde der Kampf jetzt erneuert, so müßte, meinte Hugo, Hildebrands letzte Stunde geschlagen haben. Von Wibert begab sich der Lothringer zu Thedald, von ihm an den königlichen Hof; er suchte Gegenden auf, die er seit den Tagen Leos IX. kaum wieder betreten hatte. Er kam nach Worms zur rechten Stunde, um dort die Erbitterung gegen den Papst zu jenem blinden Haß zu steigern, der ihn selbst gegen einen Mann beseelte, den er zur größten Höhe erhoben zu haben glaubte, ohne billigen Dank zu ernten.

Der König entsetzt den Papst.

Am 24. Januar 1076 wurde, wie bestimmt war, in Gegenwart des Königs das Nationalconcil in Worms eröffnet. Man zählte vierundzwanzig deutsche Bischöfe, zu denen sich noch ein burgundischer und ein italienischer gesellte. Von den Erzbischöfen waren nur zwei erschienen, Siegfried von Mainz und Udo von Trier, da der neue Erzbischof von Köln noch nicht geweiht war, Wezel von Magdeburg sich in Haft befand, die Erzbischöfe von Salzburg und Bremen sich wohl geflissentlich der mißlichen Sache entzogen. Von den Bischöfen fehlten etwa zehn, meist aus äußeren Gründen; nur wenige waren gleich Altmann aus Passau wegen Gewissensbedenken ausgeblieben. Auch die Klostergeistlichkeit war in großer Zahl herbeigekommen, spielte jedoch bei den Verhandlungen keine eingreifende Rolle. Unter den weltlichen Fürsten, deren nicht wenige dem Concil beiwohnten, ragte durch seine ganze Stellung und durch die Einwirkung, welche er auf die Verhandlungen übte, Keiner mehr hervor als Herzog Gottfried. Den Vorsitz bei den Besprechungen der Bischöfe führte der Erzbischof von Mainz. Wie jetzt die Sachen standen, war Niemand königlicher gesinnt als er; wie oft er um die Gunst dieses Papstes gebuhlt hatte, den er jetzt verurtheilen wollte, hatte er entweder vergessen oder hätte es doch vergessen mögen.

Es bedurfte wenig, um die Versammlung in die lebhafteste Aufregung zu versetzen, weniger als die boshaften Erfindungen des Cardinals Hugo, der als Ankläger des Papstes auftrat. Dieser Mann,

der so lange in Rom und wenigstens zeitweise in der größten Vertraulichkeit mit Gregor gelebt hatte, scheute sich nicht die unglaublichsten Dinge von ihm dem Concil zu berichten, wie er, im niedrigsten Stande geboren und im Kloster erzogen, aus maßlosem Ehrgeiz dasselbe verlassen, bei Zeiten der früheren Päpste durch List und Gewalt alle Macht an sich gerissen und große Reichthümer erworben, dann sich auf unrechtmäßige Weise den Stuhl Petri gewonnen habe, den er durch den anstößigsten Lebenswandel beflecke; vor Allem warf er dem Papste vor, daß er sich mit vornehmen Frauen umgebe und mit der Markgräfin Mathilde im Ehebruch lebe.

Hugos Anschuldigungen waren theils rein vom Hasse erfunden, theils in hohem Maß übertrieben. Es waren genug Männer in der Versammlung, die ihren Ungrund leicht hätten darthun können. Auch hat der König schwerlich Hugos Mährchen Glauben geschenkt; noch weniger ist zu erwarten, daß der Cardinal Herzog Gottfried überzeugt haben sollte, so widerwärtig dem Herzog die Vertraulichkeit seiner Gemahlin mit dem Papste war, die diesem eben so große Zuneigung schenkte, wie ihm Kälte bewies. Aber, nachdem einmal der Papst die unerwiesenen Verdächtigungen der Sachsen gegen den König sich angeeignet hatte, schien es nur eine gebührende Vergeltung, wenn man seinem persönlichsten Widersacher williges Ohr lieh. Und zu allen Zeiten hat unter ähnlichen Verhältnissen gegen die Leidenschaft ruhige Erwägung nicht Stand gehalten, zu allen Zeiten haben erregte Parteien weniger nach dem Wahren oder Wahrscheinlichen gefragt, als nach dem, was ihren Zwecken dient. So wurden auch Hugos Mährchen damals für wahr gehalten oder doch dafür ausgegeben, und sind Jahrhunderte lang von Gegnern der römischen Hierarchie meist in gutem Glauben, oft auch wider besseres Wissen nacherzählt worden.

Die Bischöfe beschlossen, wie es der König wünschte, daß der Papst, weil er widerrechtlich den Stuhl Petri bestiegen, denselben verlassen müsse und nicht ferner als Haupt der Kirche anzuerkennen sei. Sie folgten dabei großentheils eben so sehr ihrem eigenen Herzen, als dem Willen des Königs. Einzeln unterschrieben sie dann nicht nur das Absetzungsdecret, sondern stellten jeder besonders noch eine Bescheinigung aus, daß sie fortan Hildebrand weder gehorchen noch ihn als apostolischen Vater anerkennen oder anreden wollten. Die Unterschrift leisteten die meisten willig. Nur die Bischöfe Adalbero von Würzburg und

Hermann von Metz, die persönlich dem Papste früher in Rom ihre Ehrfurcht bezeigt hatten und die Lügen Hugos besser als andere durchschauen mochten, erhoben gegen das außergewöhnliche und den kanonischen Bestimmungen widerstreitende Verfahren schließlich Bedenken. Doch der alte Bischof Wilhelm von Utrecht, ein sehr unterrichteter, aber stolzer und hochfahrender Mann, der bei dem König und Herzog Gottfried*) viel vermochte, ließ die Schwankenden hart an und suchte ihre Bedenken zu beseitigen. Bebend unterschrieben auch sie. In eigenthümlicher Weise wollte sich der schlaue Hezil von Hildesheim vor jedem Nachtheil schützen. Er vermerkte unter seinem Namen das Zeichen eines Speers, womit man in den Handschriften apokryphe Stellen anzudeuten pflegte; so meinte er seiner Unterschrift im Fall der Gefahr die Bedeutung benehmen zu können.

Darauf erließen die Bischöfe gemeinschaftlich ein Schreiben an den Bruder Hildebrand, in welchem sie ihm den Gehorsam aufkündigten und die Gründe ihres Verfahrens angaben. Sie hätten — so heißt es in dem Schreiben — bisher gehofft, daß er durch Rechtschaffenheit und Thätigkeit seine ihnen längst bekannte widerrechtliche Ergreifung der höchsten Kirchengewalt in Vergessenheit bringen werde, aber dem üblen Anfang seines Pontificats seien im Fortgange immer größere Uebel gefolgt; Friede und Liebe seien aus der Kirche gewichen, da er als ein Bannerträger des Schismas mit Härte und mit Uebermuth aufgetreten sei, da er die Flammen der Zwietracht, die er erst in Rom entzündet, über alle Kirchen Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Spaniens verbreitet habe; alle Gewalt der Bischöfe habe er, so weit es bei ihm gestanden, gebrochen und die Verwaltung der Kirche dem aufständigen Pöbel übergeben, so daß Niemand mehr Bischof oder Priester sein könne, wer sich nicht in schimpflicher Weise vor Rom demüthige; die ganze herrliche Ordnung der Kirche, wie sie von den ältesten Zeiten bestanden, sei durch seine Decrete vernichtet worden, denn, während er die Bischöfe herabgewürdigt, habe er sich selbst eine neue ganz ungebührliche Macht beigelegt, indem er behaupte, daß Niemand ein Recht auf die Schlüsselgewalt habe, als er selbst oder wen er damit beauftrage; nach solchen und ähnlichen Erfahrungen könnten sie nicht länger schweigen

*) Gottfried hatte das Weihnachtsfest kurz vorher bei Wilhelm in Utrecht mit großem Glanze gefeiert.

sondern müßten endlich offen aussprechen, weshalb er nicht auf dem apostolischen Sitze bleiben könne, ja ihn niemals habe besteigen dürfen.

Im weiteren Verlauf des Schreibens führen dann die Bischöfe die Gründe einzeln auf, weshalb Gregors Wahl ungültig gewesen und die Fortführung des Pontificats ihm nicht mehr gestattet werden könne. Er habe, sagen sie, in den Tagen Heinrichs III. einen leiblichen Eid geschworen, daß er bei des Kaisers oder seines Sohnes Lebzeiten weder selbst Papst werden noch einen Anderen als solchen anerkennen wolle, wofern nicht die Wahl vom Kaiser oder seinem Sohne gebilligt sei; ferner habe er einst, als von den Cardinälen mehrere sich um das Papstthum bewarben, einen Eid abgelegt, daß er selbst niemals sich in den Besitz desselben setzen werde, um auch jene dadurch zu einem gleichen Gelöbniß zu bewegen; endlich sei durch das Wahldecret Nicolaus II. unter Androhung des Bannes bestimmt worden, daß Niemand Papst werden dürfe ohne Genehmigung des Königs, und dieses Decret habe er selbst abgefaßt, durchgesetzt und unterschrieben; hätte er hiernach ohnehin den Stuhl Petri nie besteigen dürfen, so sei er durch den wiederholten Eidbruch vollends desselben unwürdig, zumal er durch den über Gebühr vertrauten Verkehr mit dem Weibe eines Anderen das schwerste Aergerniß der gesammten Kirche gebe; aus Schamgefühl wollten sie nicht Alles sagen, was ihnen zu Gebote stände, aber überall würden Klagen laut, daß alle Verhandlungen beim apostolischen Stuhl durch Frauen geführt würden und durch diesen neuen Weibersenat die ganze Kirche geleitet werde; die Worte versagten ihnen, um alle die niederen Schmähungen wiederzugeben, welche sich der Papst gegen die Bischöfe erlaube, indem er sie Hurensöhne zu nennen oder in ähnlicher Weise zu schimpfen sich erdreiste. „Da du," schließt das Schreiben, „mit schweren Meineiden dein Amt angetreten, die Kirche Gottes durch deine Neuerungen in die größten Gefahren gestürzt, deinen Wandel durch solche Verbrechen befleckt hast, so sagen wir dir den Gehorsam auf, den wir dir nie versprochen haben und in Zukunft nicht leisten werden, und da Keiner von uns, wie du öffentlich zu äußern pflegtest, dir bisher als Bischof galt, so wirst du auch Keinem von uns fortan als Papst gelten."

In Verbindung mit diesem Schreiben der Bischöfe wurde ein anderes im Namen des Königs ausgestellt, welches die bezeichnende Aufschrift trägt: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes

heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch." Denn der besondere Inhalt des Schreibens, welches im Uebrigen nur die Beschuldigungen der Bischöfe wiederholt, beruht wesentlich in der Ausführung, daß der König seine Macht unmittelbar von Gott habe, Gregors Gewalt dagegen als eine durch List, Geld, Volksgunst und Gewalt erworbene nicht von Gott stamme, daß ihm deshalb in keiner Weise zugestanden habe den Gesalbten des Herrn zu berühren, über den nach dem Ausspruche der Väter das Gericht Gott allein vorbehalten sei und der, so lange er nicht den Glauben verlasse, wegen keines Verbrechens abgesetzt werden könne. So schließt das Schreiben: „Der heilige Petrus, ein Papst in Wahrheit, sagt: „Fürchtet Gott, ehret den König"; du aber, weil du Gott nicht fürchtest, verunehrst in mir seine Ordnung. Der heilige Paulus, wo er den Engel vom Himmel nicht schont, der Anderes als das Evangelium predigen würde, hat dich, der Anderes auf Erden lehrt, nicht ausgenommen. Denn er sagt: „So irgend Jemand, ob wir oder ein Engel vom Himmel, euch würde Evangelium predigen anders, denn euch gepredigt ist, der sei verflucht" *). Durch diesen Fluch und unser und unserer Bischöfe Urtheil verdammt, steige also herab, verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl; ein Anderer besteige den Thron Petri, der da nicht Gewalt unter dem Deckmantel der Religion übt, sondern die lautere Lehre des heiligen Petrus verkündet. Ich Heinrich, König von Gottes Gnaden, rufe dir mit allen meinen Bischöfen zu: Steige herab, steige herab!"

Diese Briefe sollten durch die Bischöfe Huzmann von Speier und Burchard von Basel, so beschloß man, im Namen des Concils zuerst den lombardischen Bischöfen zur Bestätigung vorgelegt, dann aber nach Rom überbracht und vor der versammelten Synode dem Papste zugefertigt werden; Hildebrands Absetzung sollten die Bischöfe dort öffentlich verkündigen und die Römer auffordern eine Gesandtschaft an den Hof zu schicken, um aus der Hand des Königs den neuen Papst zu empfangen. Herzog Gottfried erbot sich den Erwählten dann nach Rom zu geleiten, und bereits Pfingsten wollte der König sich in Sanct Peter die Kaiserkrone von dem Manne seiner Wahl aufsetzen lassen.

*) Galater 1, 7.

Als das Concil in Worms sich trennte, machten sich die beiden Bischöfe sogleich auf den Weg. Sie begleitete im Auftrage des Königs der alte Graf Eberhard, der unter den Lombarden bekannt genug war. Auch erreichten die Gesandten unter den lombardischen Bischöfen leicht ihren Zweck. Eine zu Piacenza versammelte Synode trat mit der größten Bereitwilligkeit den Beschlüssen zu Worms bei, ja die einzelnen Bischöfe verpflichteten sich sogar eidlich Hildebrand nicht ferner Folge zu leisten. Aber trotz so günstiger Anfänge wagten die Gesandten sich doch nicht nach Rom; sie mochten Kunde davon haben, daß dort die Stimmung gegen den Papst nicht die sei, die sie erwartet hatten.

Gleich nach den Wormser Beschlüssen hatte sich nämlich der König brieflich an die Römer gewandt, um sie von denselben in Kenntniß zu setzen und zum Widerstand gegen Hildebrand aufzurufen. Er theilte ihnen zugleich ein Schreiben mit, welches er an letzteren gerichtet, um das bisher zwischen ihnen obwaltende persönliche Verhältniß für immer zu lösen. Nicht mit kirchlichen Phrasen überladen, in der Sprache der Leidenschaft geschrieben, läßt dieses Schreiben in das wahre Verhältniß des Königs zum Papst einen tieferen Blick werfen und verdient seinem ganzen Wortlaut nach mitgetheilt zu werden.

So schrieb der König dem Papst: „Heinrich, König von Gottes Gnaden, an Hildebrand. Da ich bisher von dir väterliche Gesinnungen erwartete und dir in Allem zu großem Mißfallen meiner Getreuen Gehorsam bewies, hast du dies erwiedert, wie es der schlimmste Feind meines Lebens und meines Reichs nicht ärger vermocht hätte. Denn, nachdem du im Anfang mir jedes ererbte Recht, welches ich von deinem Sitze fordern konnte, durch übermüthiges Wagniß entrissen, hast du weiter fortschreitend auch das italienische Reich durch die abscheulichsten Ränke mir zu entziehen gesucht. Und damit noch nicht zufrieden, hast du deine Hand erhoben gegen die ehrwürdigsten Bischöfe, die uns auf das Engste, gleichwie die Glieder dem Haupt, verbunden sind, sie mit den dreistesten Beleidigungen und empfindlichsten Schmähungen gegen göttliches und menschliches Recht, wie sie selbst gestehen, verfolgt. Ich übersah dies mit Geduld; du aber hieltest meine Geduld für Zaghaftigkeit und wagtest dich sogar gegen mich, das Haupt selbst, zu erheben; denn du sandtest mir die dir wohl bekannte Botschaft, daß du, um deine eigenen Worte zu gebrauchen, entweder sterben oder mich um

Reich und Leben bringen würdest. Diesem unerhörten Hochmuth meinte ich nicht mehr mit Worten, sondern mit der That entgegentreten zu müssen und berief eine Versammlung aller Bischöfe meines Reichs auf ihre eigenen Bitten. Als hier, was bisher aus Scheu und Ehrfurcht verschwiegen, bekannt wurde, trat aus den wahrhaften Aussagen derselben gegen dich, die du aus ihrem Briefe erfahren wirst, klar an den Tag, daß du nicht länger den apostolischen Stuhl einnehmen könnest. Ihr Urtheil, weil es gerecht und billig vor Gott und Menschen war, habe ich genehmigt: deshalb spreche ich dir jedes Recht ab, was du bisher als Papst geübt hast, und gebiete dir nach dem Rechte des Patriciats, welches mir Gott gegeben und die Römer eidlich bestätigt haben, daß du von dem Bischofsstuhle der Stadt herabsteigest."

Der König meinte, die Römer würden aus diesem Schreiben sehen, wie Hildebrand nicht nur die Kirche unterdrückt, sondern auch als ein Feind des Reichs sich erwiesen habe; er forderte sie deshalb auf, sich kräftigst gegen ihn zu erheben. „Wir sagen nicht," heißt es am Schluß des an die Römer gerichteten Schreibens, „daß ihr sein Blut vergießen sollt, da ja das Leben ihm nach seiner Entsetzung nur eine härtere Strafe als der Tod sein wird, sondern daß ihr ihn, wenn er es nicht willig thut, den päpstlichen Stuhl zu verlassen zwingt und einen Anderen, der von uns nach eurem und aller Bischöfe Rath erwählt werden soll, als Papst aufnehmt, einen Mann, der jene Wunden zu heilen den Willen und das Vermögen hat, welche Hildebrand der Kirche geschlagen."

Diese Schreiben des Königs hatten auf die Römer ihre Wirkung verfehlt. Wenn auch Cencius Freunde in der Stadt zählte, so war doch das Ansehen des Papstes seit jener traurigen Christnacht stätig gewachsen und für seine persönliche Sicherheit hatte er kaum noch zu sorgen. Wohl war es deshalb ein Wagniß für die Gesandten, mit ihren Aufträgen inmitten einer von ihm berufenen Synode, umringt von einer ihm ergebenen Bürgerschaft, vor ihn hinzutreten, ein Wagniß, zu welchem die Bischöfe sich nicht stark genug fühlten: und sie hatten von Glück zu sagen, daß sie des schweren Ganges überhoben wurden. Ein Kleriker aus dem schismatischen Parma, Roland mit Namen, und ein königlicher Ministerial übernahmen es die gewichtigen Schreiben nach Rom zu bringen und dem Papst vor seiner Synode den Gehorsam auf-

zukündigen. Großen Lohn scheint man ihnen versprochen zu haben*), und unter Todesängsten haben sie ihn sauer verdienen müssen.

Der Papst bannt und entsetzt den König.

Eine stattliche Versammlung hatte sich in der Kirche des Lateran zusammengefunden, als in der zweiten Woche der Fasten am 21. Februar der Papst die Synode eröffnete. Die Zahl der Bischöfe wird auf hundert und zehn angegeben. Sie mochten aus dem südlichen und mittleren Italien, aus Burgund und Frankreich gekommen sein, aus Deutschland und der Lombardei war Keiner zugegen. Viele Aebte und Mönche hatten sich von nahe und fern eingefunden, und eine dichte Menge von römischen Klerikern und Laien füllten die weiten Räume der Kirche. Auch die Kaiserin Agnes war gegenwärtig, um zu erleben, was ihrem Herzen das Schmerzlichste sein mußte.

Roland und sein Gefährte waren erst am Tage zuvor in Rom angekommen, aber sie zögerten keinen Augenblick ihren gefährlichen Auftrag zu erfüllen. Sie begaben sich in die Synode und übergaben ihre Briefe im Namen des Königs dem Papste. Roland rief Gregor vor der versammelten Menge die Worte zu: „Der König und unsere Bischöfe gebieten dir von dem Stuhle Petri zu steigen, den du nicht nach dem Recht, sondern durch Raub erlangt hast!" Darauf wandte er sich zu den römischen Cardinälen und forderte sie auf, Gesandte nach Deutschland zu schicken, um aus der Hand des Königs, der Pfingsten selbst nach Rom kommen werde, einen anderen Papst zu empfangen; „denn dieser," fügte er hinzu, „ist kein Papst, sondern ein reißender Wolf." Bei diesen Worten brach ein furchtbarer Sturm in der Versammlung los. Der Cardinal-Bischof Johann von Porto rief: „Ergreift ihn!" Der Präfect Cencius, ein von Jugend an dem Papst überaus ergebener Mann, und alle Bewaffneten in der Versammlung zückten die Schwerter und hieben auf die Gesandten ein. An der heiligen Stätte würden sie vor den Augen des Papstes hingeschlachtet sein, wenn er nicht selbst sie mit seinem Leibe gedeckt und den Wüthenden entrissen hätte. Er ließ sie dann zu seinen Füßen niedersitzen und stellte die Ruhe her. Die Verhandlungen

*) Roland erhielt bald darauf das Bisthum Treviso.

nahmen ihren Fortgang; der Papst leitete sie, dem Befehle des Königs trotzend. Der erste Tag der Synode verlief ohne weitere Störung.

Gregor hatte auch in diesem Sturm die Fassung bewährt, die ihn in dem Drange ungewöhnlicher Dinge, so heiß sonst sein Blut wallte, am wenigsten zu verlassen pflegte. Schon am anderen Tage kam ihm Botschaft von einigen deutschen Bischöfen, die ihm Reue über ihr unbedachtes Beginnen zu erkennen gaben: diese Botschaft belebte seinen Muth. Als er in die Synode kam, ließ er die Briefe des Königs und der Bischöfe verlesen und stellte zur Berathung, wie gegen die Verächter des apostolischen Stuhls zu verfahren sei. Die Synode beschloß, was er wünschte. Siegfried von Mainz wurde, „weil er sich die Bischöfe und Aebte des deutschen Reichs von der heiligen römischen Kirche, ihrer geistlichen Mutter, zu trennen erdreistet hätte," vom Amt suspendirt und vom Genuß des Abendmahls ausgeschlossen. Auch über die deutschen Bischöfe, die freiwillig dem Schisma beigetreten waren und dabei verharren wollten, wurde die Ausschließung vom Amte und der kirchlichen Gemeinschaft verhängt, dagegen die Bestrafung für alle, die nur gezwungen beigetreten, bis auf Petri Kettenfeier (1. August) verschoben; erst wenn sie bis dahin nicht in Person oder durch Boten dem römischen Stuhle Genugthuung geleistet hätten, sollten auch sie ihres bischöflichen Amtes beraubt werden. Die lombardischen Bischöfe schloß der Papst insgesammt, „weil sie mit Verachtung der Kirchengesetze sich gegen den heiligen Petrus verschworen hätten," von ihrem Amt und der Gemeinschaft der Kirche aus. Außerdem wurden einige Strafen, welche Hugo von Die, der übereifrige Legat des Papstes, in Burgund verhängt hatte, bestätigt. Das Wichtigste aber war, daß der Papst, was er dem Könige angedroht hatte, zur Ausführung brachte: er sprach den Bann über ihn aus, entsetzte ihn seiner königlichen Gewalt und entband alle Unterthanen von dem Eide, den sie ihm geschworen hätten oder noch schwören würden.

In einem Gebet an den heiligen Petrus verkündete Gregor vor der Synode sein Urtheil über den König. Es sind folgenschwere und ewig denkwürdige Worte, die er damals vom Stuhl Petri sprach: „Heiliger Petrus," so hub er an, „du Fürst der Apostel, neige zu uns, ich bitte dich, gnädig dein Ohr; vernimm mich, deinen Knecht, den du von Kindesbeinen an ernährt und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen errettet hast, die mich wegen meiner Treue gegen dich ge-

haßt haben und hassen. Du selbst bist mein Zeuge, und mit dir meine Herrin, die Mutter Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder unter den Seligen, daß deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen zu ihrer Leitung genöthigt hat, daß ich es nicht für einen Raub deinen Stuhl zu besteigen angesehen habe, sondern lieber in der Fremde mein Leben zu beschließen gewillt war, als deinen Sitz um irdischen Ruhmes willen durch weltliche Ränke zu gewinnen. Und deshalb, glaube ich, war es dein Wille und ist es noch jetzt, daß nach deiner Gnade, nicht nach meinem Verdienst, die Christenheit, dir besonders befohlen, mir als deinem Stellvertreter besonders gehorchen soll, und um deinetwillen ist mir von Gott die Macht verliehen zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. In diesem Vertrauen untersage ich zur Ehre und zum Schutz deiner Kirche im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in Kraft deiner Vollmacht dem König Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohn, der sich mit unerhörtem Hochmuth gegen deine Kirche erhoben hat, die Regierung des ganzen deutschen Reichs und Italiens, löse alle Christen von der Verpflichtung des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage hiermit, daß irgend Jemand ihm als einem Könige diene. Denn es gebührt sich, daß wer die Würde deiner Kirche zu mindern sucht, selbst die Würde verliert, die er besitzt. Und weil er als Christ weder gehorchen wollte, noch zu dem Herrn zurückkehrte, den er verlassen hatte, indem er Gemeinschaft mit Gebannten pflog, meine Mahnungen, die ich — du bist mein Zeuge — nur um seines Heiles willen an ihn ergehen ließ, verachtete und von deiner Kirche, die er zu spalten suchte, sich trennte, schlinge ich um ihn in deinem Namen die Bande des Fluches. Und deshalb spreche ich im Vertrauen auf dich diesen Bann aus, daß alle Völker wissen und erkennen sollen, daß du bist Petrus und auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

Nie waren ähnliche Worte vom Stuhle Petri gesprochen, nie ein Strafurtheil von ähnlicher Bedeutung von einem Papste gefällt worden. Wohl hatte man erlebt, daß der Nachfolger Petri Kronen vertheilte, wohl waren kirchliche Strafen von ihm über die Könige großer Reiche verhängt worden, und Gregor selbst hatte vor Jahren den König von Frankreich mit Absetzung bedroht: aber unerhört war, daß der

Erbe des Kaiserthums, der oberste Schutzherr der abendländischen Kirche, in dem man den Urquell aller weltlichen Macht bisher verehrte und von dem der römische Bischof selbst in mehr als einer Beziehung abhing, jetzt von diesem entthront und alle Lehnseide, die ihm je geschworen, gelöst wurden.

Der Lehnsstaat beruhte seiner Natur nach auf dem Lehnseid: wer die Macht hatte diesen zu lösen, in dessen Hand lag die letzte Entscheidung, war die Summe der weltlichen Dinge gegeben. Offen sprach jetzt Gregor aus, daß er als Stellvertreter des heiligen Petrus diese Macht und damit die höchste Gewalt in der Christenheit besitze, daß nicht er vom König, dem Inhaber der kaiserlichen Gewalt, sondern dieser von ihm abhängig sei, daß nicht allein in Spanien, England, Frankreich und Ungarn dem römischen Bischof eine Oberherrschaft über alle weltlichen Mächte gebühre, sondern auch in Deutschland und Italien, daß mit einem Worte nicht das Kaiserthum, sondern das Papstthum den Ausgangspunkt jeder weltlichen Ordnung zu bilden habe, das Kaiserthum selbst nur von ihm seine Autorität empfangen könne. Was er einst schon durch die Krönung Nicolaus II. im Jahre 1059 hatte bezeichnen wollen, was er im Jahre 1075 als das Recht des heiligen Petrus beansprucht hatte*), führte er jetzt in einer großen und verhängnißvollen Action in die Geschichte ein. König Heinrich sprach wenig später aus, Hildebrand habe auf jener Fastensynode gezeigt, daß er alle geistliche und weltliche Gewalt in einer, in seiner Hand vereinigen wolle, und dadurch in gleicher Weise die bisherigen Ordnungen des Staats, wie der Kirche, erschüttert: hierin liegt in der That die wesentliche Bedeutung des Vorgangs, der mit Recht die ganze Welt in Erstaunen versetzte.

Daß Gregor die Befugniß gehabt habe in dieser Weise zu verfahren, hat er eben so hartnäckig behauptet, wie es ihm von der Gegenseite bestritten ist. Wiederholentlich hat er theils durch kanonische Bestimmungen, theils durch Berufung auf frühere Vorgänge sein Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Daß die gesetzlichen Formen auf der römischen Synode nicht strenger beobachtet wurden, als auf dem Wormser Concil, ließ sich unschwer erweisen; auch wurde seinen Ausführungen schon damals mit guten Gründen begegnet, und mit besseren könnte

---

*) Man sehe oben S. 42 und S. 261. 262.

man sie heute widerlegen. Aber welthistorische Vorgänge, die an der Pforte einer neuen Zeit stehen, lassen sich nie allein nach dem Maß aus der Vorzeit überlieferter Rechtsgrundsätze messen, und für den Historiker hat eigentlich nur die Frage eine wesentliche Bedeutung, ob Gregors Schritt nach der ganzen Lage der Dinge und nach seiner eigenen Stellung ein nothwendiger war. Diese Frage muß man, irre ich nicht, bejahen.

Wir wissen, wie das Papstthum an die Spitze einer großen kirchlichen Reformbewegung gestellt wurde, welche vom Kaiserthum erst begünstigt, dann vergeblich bekämpft, schließlich mit unzureichenden Mitteln in halber Weise unterstützt war, wie der römische Bischof zugleich, als die deutsche Macht in Italien hinschwand, hier in die Mitte der nationalen Bewegung trat, wie ihm endlich eine universelle Stellung zufiel, weniger noch befestigt, aber weitgreifender und aussichtsreicher, als sie je ein deutscher Kaiser besessen; wir wissen, wie Gregor diese kirchlich-weltliche Macht des Stuhls Petri, die er zum großen Theil selbst begründet hatte, mit dem Bewußtsein übernahm, dazu von Gott berufen zu sein, ihr zum vollständigen Siege über ihre Widersacher zu verhelfen, mit dem Vorgefühle eines unzweifelhaften Triumphs. Ob nun persönlicher Ehrgeiz ihn beseelte oder nicht, nimmermehr war ihm möglich vom Stuhle Petri herabzusteigen und mit seiner Person eine Sache, die ihm Gottes Sache war, aufzugeben, weil es ein junger König so verlangte, der sich zum Verderben des Papstes mit einer Zahl den römischen Forderungen hartnäckig widerstrebender Bischöfe vereinigt hatte und kaiserliche Rechte in Erinnerung brachte, die seit geraumer Zeit kaum noch geübt waren. Konnte aber Gregor nicht von dem Stuhle Petri weichen, so blieb ihm keine Wahl mehr. Er mußte dem Könige mit gleicher Entschiedenheit begegnen, wie dieser ihm begegnet war; wie seine Autorität der König zu entkräften gesucht hatte, so mußte er die des Königs so tief, wie möglich, erschüttern. Man irrt, wenn man glaubt, daß Heinrich zu verderben des Papstes nächste Absicht bei diesem Schritte gewesen sei: obwohl Gregors Untergang unfehlbar vom Könige beschlossen war, wollte Gregor doch vielmehr ihn zur Unterwerfung durch das letzte und äußerste Zwangsmittel nöthigen, als vom Throne stoßen. Das Verfahren, welches er einschlug, war das einzig mögliche, wenn er sich und das Papstthum in der Stellung behaupten wollte, die sie durch den Gang der Dinge gewonnen hatten.

Wie große Gefahren ihn umgaben, entging Gregor nicht, aber er stand in dem Bewußtsein, daß der heilige Petrus, als dessen Werkzeug er sich lediglich ansah, ihm durchhelfen werde. Auch das Gebet der Getreuen des Apostels galt ihm als eine starke Waffe. Er unterließ nicht ihnen sofort die Lage der Dinge mitzutheilen; damit sie zu Gott flehen möchten, „daß er entweder die Herzen der ruchlosen Widersacher zur Reue stimme oder durch die Vernichtung ihrer bösen Absichten zeige, wie wahnsinnig Alle seien, welche den von Christus gegründeten Felsen zu erschüttern und die von Gott gegebenen Privilegien anzutasten sich erkühnten."

Aber Gregor war nicht der Mann weltlichen Mächten nur mit Gebet zu begegnen. In die größte Thätigkeit warf er sich, um Waffen, Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen. Mehr als je warb er um die Gunst des römischen Volkes. Ihm zu Liebe ließ er die Gesandten des Königs, die er auf der Synode vom Tode errettet, in den Kerker werfen, grausam foltern und dann zum Schauspiel der Menge durch die Straßen der Stadt führen; ein abscheuliches Verfahren, welches mit Recht den schwersten Tadel erfuhr, doch wußte der Papst, an welchen Schauspielen dieses Volk Gefallen fand. Zugleich verstärkte er sein Heer in der Stadt. Wir wissen, daß er von dem Tridentiner Bischof Mannschaft verlangte; in gleicher Weise wird er andere Freunde nahe und fern in Anspruch genommen haben. Robert Guiscard und dessen Bruder Roger suchte er sich damals zu nähern und begann mit den Normannen Friedensverhandlungen. Er fand sie äußerst willig; „nach Gott," sagte er, „wollen sie nur den heiligen Petrus zum Herrn und Kaiser haben." Vor Allem aber schloß er sich auf das Engste an Mathilde an, die um diese Zeit zur alleinigen Herrschaft in den von ihrem Vater einst beherrschten Ländern und Städten gelangte. Am 26. Februar starb ihr Gemahl Herzog Gottfried, fern von ihr, wie er seit Jahren fern von ihr gelebt hatte; am 18. April endete auch ihre Mutter Beatrix zu Pisa das Leben. Immer mehr lösten sich die Bande, die Mathilde an Deutschland knüpften, und immer entschiedener wandte sie sich der Sache der Kirche und Italiens zu, immer fester zog sich ihr Verhältniß zum Papste. Ihm scheint sie damals willig das von der römischen Curie so oft beanspruchte Herzogthum Spoleto mit der Mark von Camerino überlassen zu haben, welches ohnehin zum großen Theil in den Händen der Normannen war: auch ohne

diese Länder blieb ihr eine der glänzendsten Herrschaften des Abendlands. Voll von Ehrgeiz und Enthusiasmus stand dieses dreißigjährige Weib stets bereit zum Schutze des Papstes, dem sie ihren Geist und ihr Herz ergeben hatte, eine getreue Magd des heiligen Petrus, wie er sie nannte.

Die lombardischen Bischöfe und Aebte kamen auf Antrieb Wiberts von Ravenna gleich nach Ostern in Pavia zusammen und sprachen feierlich den Bann über den Papst aus. Die Trennung des nördlichen Italiens von Rom schien damit vollzogen und keine Hoffnung hier dem Papste zu bleiben. Aber bald zeigte sich, daß das entschiedene Vorgehen desselben doch auch in der Lombardei Eindruck gemacht hatte. Die Pataria erhob sich von Neuem; selbst in Mailand, wo ein Ritter Wifred an die Spitze derselben trat und sich mit dem Papste in Verbindung setzte. Nichts mußte Gregor erwünschter sein, als daß die Anhänger des heiligen Petrus hier abermals zu den Waffen griffen: er versprach Wifred die Unterstützung, welche er von ihm verlangte, und einen wirksameren Beistand, als der Papst jetzt gewähren konnte, fanden die Patarener in der großen Gräfin Mathilde.

Die Hauptsache war, welche Aufnahme die Beschlüsse der römischen Synode in Deutschland finden würden. Kein Zweifel kann obwalten, daß sie noch ein Menschenalter zuvor den furchtbarsten Sturm hier erregt haben würden. Aber die Verhältnisse hatten sich inzwischen geändert. Das Königthum übte nicht mehr den alten Zauber auf die Gemüther; der Bruch des Lehnseides war an der Tagesordnung, und Nichts war den Fürsten willkommener, als wenn die Religion selbst den Bruch zu heiligen schien. Während der Glanz der Krone mehr und mehr erblich, gewann der Name des heiligen Petrus auch bei uns einen immer volleren Klang. In den Klöstern cluniacensischer Richtung hegte man die ausschweifendsten Vorstellungen von der Macht des römischen Bischofs, und die eifrigen Mönche derselben verbreiteten dieselben nicht nur unter die gesammte Klostergeistlichkeit, sondern auch weit unter das Volk. Kaum erscholl deshalb die Kunde vom Bann des Königs, so wurde es in Sachsen abermals unruhig, die oberdeutschen Herzöge traten zu einer Verschwörung zusammen, die Mönche im Schwarzwald, in Franken, Thüringen und Sachsen predigten dreist von der Macht des apostolischen Stuhles. Die Saat ging endlich auf, die

Rom seit Jahren gelegt hatte*); üppiger schoß sie empor, als der Papst selbst hatte hoffen können.

Es fehlte Gregor nicht an Freunden in Deutschland, die ihm die Hand entgegenstreckten. Selbst unter den Bischöfen, wußte er wohl, war der Bund nicht so fest, wie es zu Worms geschienen hatte, und nicht ohne Grund hatte er diejenigen, die unfreiwillig seine Absetzung unterschrieben hatten, von den anderen geschieden. Gleich nach der Synode schrieb er an den Erzbischof Udo von Trier, die Bischöfe Dietrich von Verdun und Hermann von Metz und bat sie in den Schooß der Kirche zurückzukehren; sie waren sämmtlich dem Papste als religiöse Männer persönlich bekannt, und das Schreiben verfehlte nicht seine Wirkung. Udo und Dietrich bewahrten dem Könige ihre Treue, aber Udo trat doch alsbald die Reise nach Rom an**); Hermann ging sogleich offen zu den Widersachern des Königs über. Dasselbe that Bischof Adalbero von Würzburg, der gleich ihm schon zögernd in Worms unterschrieben und wohl unverzüglich den Papst seiner Reue versichert hatte. Bald fanden sich noch andere, die es doch lieber mit dem Papste als dem Könige halten wollten, und selbst Siegfried begann den gewagten Schritt zu bereuen, zu dem er sich hatte verleiten lassen. Der Papst schrieb an den Bischof von Trient: „Petri Kettenfeier wird nicht vorübergehen, ohne daß aller Welt klar vor Augen liegt, daß Heinrich mit dem vollsten Recht excommunicirt ist." Petri Kettenfeier hatte er als Termin den deutschen Bischöfen gestellt; er hoffte sie dann wohl insgesammt bereits reuig zu seinen Füßen zu sehen.

Aber so groß die Zahl der Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland auch war, jenen äußersten Schritt, den Gregor gethan hatte, billigten dennoch Viele mit Nichten. Deshalb erließ er an die Bischöfe, Herzöge, Grafen und Alle, „die im deutschen Reiche den christlichen Glauben vertheidigen", ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben. Er entwickelt in demselben den Verlauf seiner Streitigkeiten mit dem König, freilich weder vollständig noch im Einzelnen richtig; dann giebt er noch einmal seine Gründe für das Anathem an, welches selbst dann aufrecht erhalten werden müßte, wenn es nicht aus genügender Ursache oder nicht ganz ordnungsmäßig von ihm verhängt sein sollte; endlich

*) Vergl. oben S. 227. 228.

**) Dies mochte bei Dietrich nicht nöthig erscheinen, da er das Absetzungsdecret gar nicht unterschrieben hatte.

ermuthigt er die Getreuen zur Standhaftigkeit, indem er die Hoffnung eröffnet, daß der König doch noch in sich gehen und reuig in den Schooß der Kirche zurückkehren werde. „Wenn er umkehren will, wird er uns, was er auch gegen uns brüten mag, doch immer bereit finden, ihn in die Gemeinschaft der Kirche, in welcher Weise ihr es, Geliebte, uns empfehlen werdet, wieder aufzunehmen." Viele Freunde mußte ihm unter den deutschen Großen gewinnen, daß er von ihrer Entscheidung den Austrag des Streites abhängig machen wollte.

Uebrigens waren schon bald nach der Synode wiederholte Versuche gemacht worden, den Streit zwischen Kaiser und Papst in Güte beizulegen. Aber den Männern, die ein solches Friedenswerk betrieben, gab der Papst zur Antwort, nur dann könne er dem König die Hand reichen, wenn er seine Vergehen gegen die Kirche nach den Anweisungen des apostolischen Stuhles wieder gut machen, mit anderen Worten, wenn er sich ihm so vollständig, wie er es einst versprochen hatte, unterwerfen würde. Zu Zugeständnissen wäre Gregor früher bereit gewesen; jetzt würde er kaum das Geringste aufgegeben haben. Er meinte wohl, daß das Reich des Teufels jetzt in der Welt offenbar sei, doch glaubte er bemerkt zu haben, daß die Macht desselben dann am schnellsten zusammenbräche, wenn sie am meisten sich brüste. Seine Art war es, Wehe über die Zeiten, in denen er leben müsse, zu rufen: aber Petri Schifflein war in eine Zeitströmung gerathen, die seine Fahrt wundersam beschleunigte, und Niemand wußte dies besser als der kluge Mönch, der am Steuer saß.

Der Hader zwischen König und Papst, den sie noch vor Kurzem beizulegen gehofft hatten, war nicht nur nicht beigelegt, sondern hatte sich so erhitzt, daß an eine Ausgleichung kaum noch zu denken war. Weder Roms Decrete gegen Simonie und Priesterehe, noch Gregors Investiturverbot hatten den unmittelbaren Anlaß zum Bruche gegeben, sondern die Verhältnisse Mailands und die gesammte Lage Italiens. Aber die nächste Veranlassung war nicht der letzte Grund, der tief in der ganzen Entwickelung der Dinge lag. Sobald sich der römische Bischof als den Statthalter Gottes auf Erden, als den Schiedsrichter in allen geistlichen und weltlichen Dingen zu fühlen anfing, mußte er über kurz oder lang mit dem Erben des deutschen Kaiserthums, der sich von Gott zum Oberherrn der abendländischen Christenheit eingesetzt glaubte, in Kampf gerathen. Die beiden Mächte, welche

im Occident allein eine universale Bedeutung besaßen, waren durch den Gang der Geschichte allmählich und fast unvermerkt in den schroffsten Gegensatz gerathen: beim Ausbruch des Kampfes sah sogleich Jedermann, welche große Frage durch ihn zur Entscheidung kommen sollte.

Der König hatte den Papst entsetzt und wollte ihn vernichten, der Papst den Erben des Kaiserthums gebannt und entthront, um ihn und mit ihm das Kaiserthum sich zu unterwerfen. Davon, wer von beiden sich behauptete, hing ab, ob das Kaiserthum, wie bisher, die Geschicke der Völker leiten sollte oder ob es von seiner Höhe steigen und die Zügel der Weltherrschaft dem Papstthum überlassen müßte.

14.

Heinrich IV. im Bann.

Die Wirkungen des Bannes.

In dem Bewußtsein eines großen Erfolges war der König von Worms nach Goslar zurückgekehrt, um seine Maßregeln zur Bezähmung des Sachsenvolkes weiter durchzuführen. Die Herstellung der alten Burgen wurde eifrig gefördert, neue Festen zu den alten gebaut, die eingezogenen Güter erprobten Vertheidigern der königlichen Sache übergeben, Tag für Tag ergingen Edicte gegen alle freien Männer in Sachsen und Thüringen, die sich der Aufforderung des Königs zuwider noch nicht gestellt und unterworfen hatten. Erst gegen die Mitte des März verließ Heinrich Goslar und begab sich nach Lothringen, wo seine Anwesenheit dringend gefordert wurde.

Vor Kurzem war Herzog Gottfried eines gewaltsamen Todes gestorben. Er hatte sich in die neugewonnenen friesischen Länder begeben, die von Robert dem Friesen und dessen Stiefsohn Graf Dietrich von Holland bedroht waren. Bei der Feste Vlaardingen, als er zur Nachtzeit einen abgelegenen Ort zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse aufsuchte, lauerte ihm Gislebert auf, ein Dienstmann des Grafen Dietrich, bohrte ihm von hinten ein Schwert in die Eingeweide und ergriff die Flucht. Zu Schiff wurde der tödtlich verwundete Herzog nach

Utrecht gebracht und starb dort nach kurzer Zeit *). Nach seinem Wunsche wurde er in Verdun zur Seite seiner Väter bestattet. Mit ihm starb der Mannesstamm eines Geschlechtes aus, welches seit mehr als hundert Jahren auf die Geschicke Lothringens einen großen, oft geradezu entscheidenden Einfluß geübt hatte.

Gottfrieds Tod war ein Ereigniß von weitgreifender Bedeutung. Freund und Feind unter den Zeitgenossen sind darüber einig, daß er ein Fürst von größter Einsicht und ungemeiner Thatkraft war, der unter den weltlichen Großen neben sich nicht seines Gleichen fand. Lothringen empfand schwer seinen Verlust, da unter ihm ein ungewöhnlicher Friede im Lande geherrscht hatte und man bald an seine glücklichen Zeiten nur mit Seufzen gedenken konnte. Noch schwerer traf Gottfrieds Tod den König. Dem Lothringer vor Allem dankte er die Unterwerfung der Sachsen, und auf seine gewichtige Unterstützung hätte er unbedingt auch gegen Gregor rechnen können; keinen deutschen Fürsten gab es, der in gleicher Weise die Verhältnisse Italiens kannte und der unmittelbarer bei ihnen betheiligt gewesen wäre. Ueberdies schien Gottfried der einzige Mann, der durch klugen Rath den hochfahrenden und gewaltsamen Sinn des jungen Königs zu mäßigen vermochte.

Zunächst begab sich Heinrich nach Köln, um persönlich die Weihe Hildulfs durchzusetzen, die noch immer auf mannigfachen Widerspruch stieß. Selbst Wilhelm von Utrecht war dem Goslarer Domherrn abgeneigt, verstand sich aber zur Weihe, als der König einem seiner Verwandten das erledigte Bisthum Paderborn versprach. Sobald Hildulf geweiht war, eilte der König von Köln nach Utrecht, wo er das Osterfest (27. März) bei Bischof Wilhelm beging: hier stellte sich ein Neffe Herzog Gottfrieds am königlichen Hofe ein, den er sterbend als seinen Erben bezeichnet hatte. Es war ein Sohn seiner Schwester Ida und des Grafen Eustachius von Boulogne; er trug den Namen des Oheims, der ihm besonders zugethan gewesen war, obwohl er kaum ahnen konnte, daß dieser Jüngling eine Königskrone in sein Haus bringen sollte.

Der junge Gottfried von Bouillon — unter diesem Namen kennt ihn die Welt — erhielt Verdun und die alten Stammgüter seines Geschlech-

*) Bald nach Gottfrieds Tode fiel Graf Dietrich, von seinem Stiefvater unterstützt, über die friesischen Gegenden her und riß Ysselmuiden unweit von Vlaardingen an sich.

tes, auch wurde er mit der Grafschaft Antwerpen und den benachbarten friesischen Gegenden vom König belehnt, mit der Mark Antwerpen, wie man fortan diese Besitzungen nannte*). Aber das Herzogthum seines Oheims fiel nicht ihm zu, sondern der König verlieh es seinem eigenen zweijährigen Sohne, demselben Knaben, dem er vor Kurzem die Erbfolge im Reiche hatte zusichern lassen. Nichts Anderes bedeutete dies, als daß Heinrich nach der Weise seines Vaters und Großvaters eine der wichtigsten Provinzen des Reichs unmittelbar an die Krone zog. Man weiß, wie ein solches Verfahren die Fürsten stets mit dem größten Mißtrauen erfüllte. Schon hatten sie einem ähnlichen Versuche des Königs in Sachsen sich mit aller Energie widersetzt; auf Widerstand mußte er auch jetzt gefaßt sein, aber für so gesichert hielt er seine Stellung, daß er ihn leicht besiegen zu können meinte.

Zu Utrecht war es, wo der König zuerst die Vorgänge auf der römischen Fastensynode erfuhr, die schmähliche Behandlung der Gesandten und den Widerstand Hildebrands gegen die königlichen Befehle. Auch ein König milderer Gemüthsart als Heinrich würde bei der Nachricht, daß der Mönch den Bannstrahl gegen ihn zu wenden, ihn seines Thrones für verlustig zu erklären und alle Unterthanen ihres Eides zu entbinden gewagt habe, Tod und Verderben dem Verwegenen geschworen haben. Heinrichs Zorn kannte keine Grenzen; die Bischöfe tobten, die Genossen des Königs wütheten ohne Maßen. Es hieß nicht anders, als Hildebrand sei ein Scheinheiliger, ein Ketzer, ein Mörder, Meineidiger und Ehebrecher; der Bann, den er auf den König geschleudert, sei null und nichtig und müsse nach allem Recht auf sein verruchtes Haupt zurückgeschleudert werden.

Am Hofe befand sich mit einigen anderen lothringischen Bischöfen der Bischof Pibo von Toul, früher Kanzler des Königs und ihm treu ergeben, aber dem strengen Papst nicht abgeneigt, voll von Gewissensbedenken in dieser wirren Zeit: ihn ersah man, um feierlich am Osterfest vor dem versammelten Volk im Namen der anwesenden Bischöfe das Anathem gegen Hildebrand auszusprechen. Aber Pibo entzog sich dem lästigen Auftrag: er verließ in der Nacht vor dem Fest, begleitet vom Bischof

---

*) Für diese Belehnung mußte der junge Gottfried nach Berthold vierzig Pfund Goldes geben, und dies ist sehr glaublich, da es dem Brauch der Zeit entsprach. Zweifelhafter ist, ob der König, wie Berthold gleichfalls versichert, Gottfried früher das Herzogthum versprochen hatte.

Dietrich von Verdun, seinem Sinnesgenossen und Freunde, heimlich die Stadt. Was ihm das Gewissen belastete, that ungescheut Wilhelm von Utrecht. In die ärgsten Schmähungen ergoß er sich in der Festpredigt gegen Hildebrand und endete mit einer Fluth von Verwünschungen über den meineidigen Mönch, der seine Hand gegen den König erhoben habe. Ob Wilhelm Recht thue, zweifelten Viele, und auf die zum Fest versammelte Menge machte es einen tiefen Eindruck, daß an demselben Tage der Blitz in den Utrechter Dom schlug und ein Werk, welches der Bischof mit großen Kosten und vieler Sorgfalt erbaut hatte, zerstörte.

Mit dem Anathem, wie es Wilhelm gegen Hildebrand verkündet hatte, war allein wenig gethan; der König mußte auf Mittel denken, durch die er seinen Widersacher von dem Stuhle, den er freiwillig nicht räumte, mit Gewalt vertreiben könnte. Zu dem Ende beschloß er mit seinen Anhängern ein neues großes Nationalconcil in Worms zu Pfingsten (15. Mai) zu versammeln; dort sollte nach den Kirchengesetzen förmlich ein gerichtliches Verfahren gegen Hildebrand eingeleitet, er auf Grund desselben entsetzt und ein Anderer auf den Stuhl Petri erhoben werden, den der König dann sofort selbst nach Rom geleiten wollte. Drei ältere Bischöfe aus den Zeiten Heinrichs III. wurden bestimmt, um zu Worms durch ihr Zeugniß die gegen Hildebrand erhobene Anklage des Meineides darzuthun; es waren Wilhelm von Utrecht, Eppo von Naumburg und Altwin von Brixen. Die Frist des Concils war wohl deshalb weiter hinausgeschoben, um Hildebrand nach den Bestimmungen der Kirchengesetze förmlich vorladen und die Römer zur Beschickung des Concils auffordern zu können.

Der König, die Zeit des Concils abwartend, blieb in Lothringen, während die Berufungen nach allen Seiten ausgingen. Das Schreiben des Königs an Altwin von Brixen ist uns erhalten; es ist voll der eindringlichsten Vorstellungen über die Gefahr, welche der Kirche und dem Reich von Hildebrand drohten, da er beide zusammen beherrschen, das geistliche und weltliche Schwert, die Gott getrennt habe, in einer Hand vereinigen wolle. Die Lehre von den zwei Schwertern wird hier zum erstenmal in der Weise vorgetragen, wie sie nachher im Mittelalter so oft wiederholt ist. Altwin entschloß sich trotz seines hohen Alters dem Wunsche des Königs zu entsprechen, aber zu seinem Unglück. Nicht allein daß ihn das Anathem des Papstes traf, auf der Reise wurde er vom Grafen Hartmann von Dillingen überfallen und in einen Kerker

geworfen. Auch Wilhelm von Utrecht ereilte vor dem Wormser Tage das Verderben. Am 27. April starb er eines plötzlichen Todes; im Bann des Papstes hauchte er den letzten Athem aus, wohl nicht ohne Reue, daß er dem Könige zu willig gewesen. Denn das Bisthum Paderborn hatte doch nicht, wie er wünschte, sein Verwandter davongetragen, sondern jener Propst Poppo von Bamberg, der den Sturz Bischof Hermanns besonders herbeigeführt hatte. Es konnte kaum anders sein, als daß Wilhelms Tod als eine göttliche Strafe vom Volke betrachtet wurde, zumal man die furchtbarsten Dinge über seine letzten Augenblicke geflissentlich verbreitete. Wilhelms Bisthum erhielt der Kämmerer des Mainzer Erzbisthums, Konrad mit Namen; es galt Siegfried bei guter Stimmung zu erhalten.

Von den drei geladenen Zeugen traf nur Eppo von Naumburg in Worms zu Pfingsten beim Könige ein. Schon war Heinrich die erwünschte Nachricht zugekommen, daß ohne Verzug die lombardischen Bischöfe zu Pavia Hildebrands Anathem mit dem Anathem gegen ihn erwidert hatten; aber er irrte, wenn er gleiche Bereitwilligkeit bei allen deutschen Bischöfen voraussetzte. Viele scheuten sichtlich bereits den Umgang des Gebannten und hielten sich absichtlich vom Hofe fern. Manche fehlten zu Worms, auf deren Erscheinen der König mit Sicherheit gerechnet hatte. Noch auffälliger war das Betragen der oberdeutschen Herzöge und ihrer Anhänger. Auch sie waren nach Worms eingeladen worden, hauptsächlich wohl, um die Anordnungen wegen des Römerzuges mit ihnen zu verabreden. Aber Keiner von ihnen stellte sich ein; dagegen kam Kunde, daß sie mit den Bischöfen, die den Hof mieden, verdächtige Zusammenkünfte gehalten hätten. Man sah in Worms bald, daß man unter solchen Umständen keine wirksamen Beschlüsse gegen Hildebrand fassen konnte, und verschob Alles auf eine neue Zusammenkunft, die am Peter- und Paulstage (29. Juni) in Mainz stattfinden sollte. Die eindringlichsten Ermahnungen ergingen an die Bischöfe und Fürsten sich einzustellen; auch an die Römer, die nach Worms keine Gesandtschaft geschickt hatten, erließ man wohl eine neue Aufforderung.

Der König, der bisher sich sicher genug des Erfolges gefühlt hatte, fing an zu begreifen, daß der Bann des Papstes nicht ungehört verhallt sei, zumal mit jedem Tage die Wirkungen desselben sichtbarer wurden. Schon hatten sich die Herzöge Rudolf, Welf und Berchthold mit Gebhard von Salzburg, Adalbero von Würzburg und Altmann von

Passau verständigt, daß man sich nicht allein von dem gebannten König fernhalten, sondern ihm auch kräftig entgegentreten müsse, da die verhaßten Räthe mehr als je bei ihm vermöchten und seine Härte gegen die sächsischen Großen darthue, was alle Fürsten von ihm zu erwarten hätten. Reich und Kirche schienen ihnen und ihren Anhängern auf gleiche Weise unter diesem König gefährdet, und der Widerstand gegen ihn unbedenklich, nachdem der Papst jeden Lehnseid gelöst. Es war kaum noch ein Geheimniß, daß die oberdeutschen Fürsten sich vom König lossagen wollten. Mit diesen Fürsten im Einverständniß stand Hermann von Metz, ein Mann von nicht geringer Bedeutung. Aus der Lütticher Schule hervorgegangen, ein Freund Berengars von Tours, hatte er sich das Vertrauen des Königs erworben und war erst vor wenigen Jahren durch ihn zu seinem Bisthum gelangt. Aber zögernd hatte er in Worms seine Zustimmung zu Hildebrands Absetzung gegeben, und bald empfand er die tiefste Reue darüber. Denn er war nicht nur persönlich dem Papste befreundet, sondern sein ganzes Herz hing auch an den Ideen einer kirchlichen Reform, wie sie Rom in das Leben zu führen suchte. Keinen Augenblick zögerte er daher den Widersachern des Königs die Hand zu reichen, sobald sie sich nur offen für die Sache des Papstes erklärten. Er entließ sofort, um keinen Zweifel über die Entschiedenheit seiner Gesinnung zu lassen, die sächsischen Fürsten, die seiner Obhut vom Könige anvertraut waren. Es waren die Grafen Hermann der Billinger und Dietrich von Katlenburg, die, der Haft entkommen, spornstreichs nach ihrer Heimath eilten.

Mit beispiellosem Jubel wurden die Grafen von den Sachsen aufgenommen, die zähneknirschend die aufgedrungenen Steuern zahlten, seufzend zur Herstellung der Burgen Spann- und Handdienste leisteten. Verhaßter als jemals war der König im Lande, und schon als gleich nach seinem Aufbruch von Goslar zwei junge Männer aus einem vornehmen Hause den Aufstand dort neu zu beleben gesucht hatten, waren sie nicht ohne Anhang geblieben. Dietrich und Wilhelm, die Söhne eines an der Saale ansässigen Grafen Gero und Neffen des jüngst verstorbenen Markgrafen Dedi, waren die Urheber dieses Aufstandes. Zur Zeit der sächsischen Unterwerfung hatten sie sich zu den Wenden über die Elbe geflüchtet, waren aber bald in die Saalegegenden zurückgekehrt und hatten hier als Wegelagerer ihr Leben zu fristen gesucht. Da sie und die Schaar, welche sich um sie gesammelt hatte, sich gern mit den

Steuereintreibern des Königs zu schaffen machten, fingen sie an als Vertheidiger der unterdrückten Freiheit des Volks zu gelten, und eine nicht unbedeutende Zahl Unzufriedener, selbst von Männern aus dem ritterlichen Stande, gesellte sich zu ihnen. So war das Feuer des Aufstandes bereits im Lande aufs Neue entzündet und verbreitete sich von Tag zu Tag weiter: in helle Flammen schlug es auf, als die von Bischof Hermann entlassenen Fürsten unter ihren Landsleuten erschienen. Bald kamen auch andere sächsische Herren in die Heimath zurück, ihrer Haft auf gleiche Weise von des Königs Widersachern entlassen; jeder neue Ankömmling steigerte den Jubel und gab frische Kraft der Empörung.

In kurzer Zeit stand der größte Theil Sachsens wieder im Aufstand, und alle Klassen des Volkes waren bei demselben betheiligt. Das Mißtrauen, welches die Bauern früher gegen den Fürsten gezeigt hatten, schien ganz verschwunden; freiwillig griffen sie zu den Waffen, bereit Gut und Blut für die alten Rechte ihres Landes hinzugeben. Bewaffnete Schaaren sammelten sich und umschlossen die königlichen Burgen; einige ergaben sich, andere wurden erstürmt. Die Besatzungen des Königs mußten das Land räumen, seine Steuereinnehmer wurden verjagt, seine Anhänger vertrieben und ihre Güter verheert, wenn sie sich nicht freiwillig von ihm lossagten. Indessen saß Otto von Nordheim, der königliche Statthalter, ruhig auf der Harzburg und unternahm Nichts, um der wachsenden Empörung zu wehren: konnte oder wollte er sie nicht bewältigen?

Ottos Ruhe mußte Freund und Feind verdächtig sein. Die Sachsen schickten endlich Gesandte zu ihm, überhäuften ihn mit Vorwürfen, daß er allein aus dem Unglück des Landes Vortheil gezogen habe, gaben ihm zu verstehen, daß er nur deshalb die Fürsten zur Unterwerfung veranlaßt, um sie desto sicherer zu verderben, und forderten ihn auf, den Makel seiner Ehre jetzt durch das einzige ihm gelassene Mittel, durch eine offene und männliche Vertheidigung der wiedergewonnenen Freiheit zu tilgen; wolle er sich dazu nicht entschließen, so würden sie ihn als einen Verräther des Vaterlandes aus den Grenzen desselben verjagen und alle seine Habe zerstören. Otto beschwor sie nicht übereilt gegen ihn und den König zu verfahren; er werde Heinrich zur Nachgiebigkeit zu stimmen suchen und hoffe seine Absicht zu erreichen; sollte dies nicht der Fall sein, so werde er die Freiheit Sachsens bis zum letzten Athemzuge verfechten. Zugleich zog Otto die Besatzungen von

der Harzburg und dem Steinberg zurück und fing an mit den Sachsen friedlich zu verkehren, als ob er nicht mehr Statthalter des Königs wäre, als ob es keine königliche Macht im Lande mehr gäbe. Er beschloß mit ihnen, demnächst das ganze Volk zu einer großen Tagfahrt zu versammeln, hier einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten und Alle, die königlicher Gesinnungen verdächtig seien, entweder aus dem Lande zu treiben oder eidlich zur Haltung des Landfriedens zu verpflichten.

Des Königs Zuversicht begann zu wanken, als der Aufruhr so aller Orten zugleich das Haupt erhob, er zeigte sich unentschlossener, als sonst seine Art war. Eine Zeit lang dachte er daran, Metz zu belagern und den rebellischen Bischof zu züchtigen; doch stand er von dem Unternehmen wieder ab, da er durch dasselbe die Auflehnung anderer Fürsten nur zu beschleunigen besorgte. Noch weniger wollte er sich in den Kampf gegen die Sachsen stürzen, da der Mainzer Tag nahe bevorstand, dessen Entscheidungen für ihn überaus wichtig waren. Denn dort hoffte er nicht nur Beistand gegen Hildebrand, sondern auch ausreichende Mittel zur Bewältigung der Empörung zu gewinnen. Vorläufig schien ihm deshalb genug erreicht, wenn nur die sächsischen Fürsten, die noch in Haft wären, nicht entkämen, wenn vor Allem Burchard von Halberstadt, den er am meisten fürchtete, nicht in die Heimath zurückkehren könne. Obgleich er diesen seinen Todfeind damals in seiner unmittelbaren Nähe bewahrte, glaubte er ihn doch selbst hier nicht völlig gesichert und beschloß ihn nach Ungarn zu schaffen. Als seine Schwester Sophia die Reise zu ihrem Gemahl antrat, der wohl noch immer in Mysburg verweilte, gab Heinrich ihr den Bischof mit und traf Veranstaltungen, daß er unterwegs auf das Strengste bewacht würde. Aber Burchard fand in der Ferne einen Freund; mit Hülfe desselben entkam er an der Donau und eilte zu derselben Zeit, wo der König die Fürsten in Mainz erwartete, der Elbe zu.

Von den oberdeutschen Herzögen und den sächsischen Großen stellte auch in Mainz Keiner sich ein, dagegen fanden sich die Bischöfe, die zum Könige hielten, in großer Zahl zusammen. Außer den Erzbischöfen von Mainz und Köln sah man dort Udo von Trier, der erst vor Kurzem von Rom heimgekehrt war. Er hatte sich vor dem Papste gerechtfertigt und die Erlaubniß von ihm erhalten, mit dem König verkehren zu dürfen, um dessen Gemüth auf andere Bahnen zu lenken. So trat er mit Heinrich in Verhandlung, verweigerte aber jede Gemeinschaft

mit Siegfried von Mainz und den anderen Excommunicirten. Durch Udos Auftreten kam in den deutschen Episcopat eine noch tiefere Spaltung. Manche Bischöfe — und gerade die strengeren und ernsteren — verfielen in schwere Bedenken und entfernten sich angstvoll vom Hofe; andere geriethen in den heftigsten Zorn gegen Udo, den sie einen Verräther des Reichs nannten. Die Gemüther erhitzten sich bei dem Anblick des mit Rom versöhnten Bischofs nur mehr und mehr; man ergoß sich in immer leidenschaftlichere Reden gegen Hildebrand und rief den König auf, endlich das Schwert gegen den Verwegenen zu zücken. Wirklich brachte man es dahin, daß der über Heinrich ausgesprochene Bann für ungerecht und ungültig erklärt, dagegen über den Papst auf Grund der gegen ihn vorgebrachten Zeugnisse die Excommunication verhängt wurde. Damit war aber wenig von dem erreicht, was in des Königs Absichten gelegen hatte. An die Bestellung eines neuen Papstes dachte man nicht, und sie hätte auch nur dann Bedeutung gehabt, wenn der König den Erwählten mit einem Heere sogleich nach Rom hätte geleiten können. Wie aber wäre dies bei der drohenden Stellung der oberdeutschen Fürsten und der Wendung möglich gewesen, welche die Dinge von Neuem in Sachsen nahmen?

Schon verzweifelte der König daran, seinen Gegnern mit Gewalt zu begegnen, und legte sich auf Verhandlungen. Er sandte versöhnliche Anerbietungen an die oberdeutschen Fürsten und ließ zugleich mehrere der gefangenen Sachsen nach Mainz bringen, um sie gegen ein Lösegeld freizugeben. Ein Zufall gab diesen Gefangenen die Freiheit auch ohne Lösegeld. Zwischen den Mainzer Stiftsvasallen und der Bamberger Dienstmannschaft, die mit Rupert gekommen war, brach ein Streit in Mainz aus; die Bamberger steckten ein Haus in Brand und gaben dadurch Veranlassung zu einer großen Feuersbrunst, die ganze Quartiere der Stadt einäscherte. Die größte Verwirrung herrschte aller Orten, und während derselben entkamen die Gefangenen. Unter ihnen war auch Gertrud, die Wittwe des Herzogs Ordulf, die Stiefmutter des gefangenen Magnus. Inzwischen gewann der sächsische Aufstand mit jedem Tage an Kraft.

Kein größerer Freudentag war seit lange von den Sachsen gefeiert, als der, an dem sie Bischof Burchard wieder in ihrer Mitte begrüßten. Alles lief herbei ihn zu sehen. Es war, als ob das Grab einen Todten zurückgegeben habe, und gerade den, nach dem man sich am meisten

gesehnt. Erst in Burchard hatte die Rebellion wieder den rechten Führer gewonnen. Für den König war die Nachricht von der Heimkehr des Bischofs ein Donnerschlag. So lange hatte er von Milde gegen die sächsischen Großen Nichts hören wollen; jetzt sah er in der Nachgiebigkeit die letzte und einzige Rettung. Er ließ die sächsischen Fürsten, die noch in seiner Gewalt waren, zu sich bringen — es waren der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Meißen, der Billinger Magnus, Pfalzgraf Friedrich nebst einigen anderen sächsischen und thüringischen Herren —, versprach sie zu entlassen, wenn sie ihm in Zukunft treu zu bleiben und zur Beruhigung Sachsens wirksamen Beistand zu leisten gelobten; sogar große Belohnungen stellte er ihnen in Aussicht, wofern es durch ihre Mühwaltung gelänge, die Sachsen zum Gehorsam zurückzubringen. Sie gelobten eidlich, was der König verlangte, sie aber entweder von vornherein nicht zu halten gedachten oder doch bald genug brachen. Was galten Eide, nachdem von Petri Stuhl der Eidbruch geheiligt war!

Otto von Nordheim hatte wiederholentlich dem Könige zur Nachgiebigkeit gerathen und mit ihm eine Zusammenkunft in Saalfeld verabredet, wo man über die Mittel zur Beruhigung Sachsens berathen wolle. Nachgiebig genug hatte sich nun der König nach seiner Meinung gezeigt, aber den Landfriedensbruch der Söhne Geros dachte er deshalb nicht ungerächt zu lassen, zumal er ihn ohne Zweifel mit dem Ehrgeiz Adelas und ihrer Sippschaft, wie mit neuen Ränken des Polenherzogs in Verbindung brachte *). Mit großer Hast brach er deshalb, nur von wenigen Vasallen begleitet, von Mainz auf und nahm seinen Weg nach Böhmen, um von dort durch die Mark Meißen einen Angriff auf Geros Söhne zu unternehmen. Er verlangte, daß die Fürsten, die er so eben der Haft entlassen, in der Mark zu ihm stoßen sollten; Gleiches verlangte er von Otto, zu dem er an seiner Statt den Bischof Eppo nach Saalfeld sandte. Es war wohl in dieser Zeit, daß er auch die beiden Söhne Ottos, die er noch als Geißeln in Händen hatte, dem Vater zurückgab.

Von Herzog Wratislaw und einem kleinen böhmischen Heere unterstützt, rückte der König alsbald in Meißen ein, aber vergebens erwartete er den Zuzug der sächsischen Herren. Otto hatte dem Bischof ge-

*) Man vergleiche oben S. 312.

antwortet, er wolle mit dem Könige, der sich mehr auf ein böhmisches Heer als deutsche Streitkräfte stütze, nichts ferner gemein haben, er halte sich, da man seine Rathschläge verachte und ihn unschuldiges Blut zu vergießen zwinge, an seinen Eid nicht mehr gebunden, die gerechte Sache seines Volkes werde er mit den Waffen in der Hand bis zum letzten Athemzug schützen. Auch die anderen sächsischen Fürsten erklärten Aehnliches den Boten des Königs. Und hätten sie wirklich ihren Versprechungen nachkommen wollen, sie würden es kaum vermocht haben: so allgemein war der Aufstand, so gereizt die Stimmung des ganzen Volkes gegen den König. Sobald die Sachsen vernahmen, daß Heinrich mit einem böhmischen Heere in das Meißensche einrücke, griff Alles zu den Waffen. Viele Tausende sammelten sich, voll brennenden Eifers dem verhaßten Feinde des Sachsenlandes auf dem Kampfplatz zu begegnen und sein Blut zu vergießen. Als es unmöglich fiel, die immer wachsende Heeresmasse in Bewegung zu setzen, eilten mindestens die Söhne des Gero mit siebentausend Reitern dem Könige entgegen.

Das Heer des Königs war inzwischen bis an die Mulde gekommen. Nur der stark angeschwollene Strom schützte Heinrich gegen einen Ueberfall der Feinde, den er mit seinen unzureichenden Streitkräften kaum hätte aushalten können. Er beschloß den Rückzug nach Böhmen, übergab aber zuvor auch die Mark Meißen, ohne auf des jungen Markgrafen Ekbert Anrecht weiter zu achten, an Herzog Wratislaw, wie er ihm vor einem Jahr die Ostmark verliehen hatte. Böhmische Besatzungen blieben hier, wie dort in den Burgen liegen, zum großen Verdruß der Sachsen und vor Allem Adelas. Auch mit den Liutizen, den alten Feinden des sächsischen Namens, scheint der König damals aufs Neue Verbindungen angeknüpft zu haben. Denn nur so wird erklärlich, weshalb die Sachsen alsbald mit Heeresmacht in das Gebiet der Liutizen einfielen und es mit Feuer und Schwert verheerten. Uebrigens blieben die Böhmen in den Marken nicht unberuhigt. Kaum war das Wasser in der Mulde gefallen, so kehrte Ekbert mit einem sächsischen Heere nach Meißen zurück und verjagte Wratislaws Besatzungen aus allen Burgen seiner Mark. Hier verdrängt, konnten auch in der Ostmark die Böhmen sich kaum noch halten.

Der König sah, Sachsen war ihm verloren. Otto von Nordheim und Burchard von Halberstadt, die gefährlichsten seiner Widersacher, standen abermals wider ihn in den Waffen; auf Treue hatte er bei den

sächsischen Fürsten nicht mehr zu rechnen. Aeußerst niedergeschlagen hatte er sich in Böhmen von dem Herzog getrennt und seinen Weg nach Baiern genommen. Er stellte zu Regensburg dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich ein Privilegium aus, und die ungarischen Angelegenheiten, bei denen beide so nahe betheiligt waren, mögen sie wohl lebhaft beschäftigt haben. Aber wichtiger für den König war doch zu erkunden, wie sich Herzog Welf mit seinen Freunden verhalte. Er erfuhr, daß sie das Schlimmste gegen ihn im Schilde führten, ernstlicher als je an seine Absetzung dachten. Als Heinrich etwa im Anfang des September zu seiner Gemahlin nach Worms zurückkehrte, war seine Macht in Deutschland, die noch vor Kurzem so gesichert schien, bereits ganz untergraben, seine Lage voll der größten Gefahren.

Wie sich die Stimmung geändert hatte, sah man am klarsten an Erzbischof Siegfried. Die Wetterfahne kann nicht anders, als sich nach dem Winde drehen. Schon dachte er, der mit seiner Autorität vor Allem die Wormser Beschlüsse getragen und noch auf dem Mainzer Tage das Anathem gegen den Papst geschleudert hatte, lediglich daran, wie er seinen Frieden mit Rom, mit den Sachsen und den oberdeutschen Fürsten machen könnte. Er war es, der den letzten Geißeln Sachsens zur Freiheit verhalf. Es waren die unmündigen Söhne der Markgrafen Udo und Dedi, welche der König einem fränkischen Ritter, mit Namen Eberhard, übergeben hatte*). Einen unbewachten Augenblick auf der Jagd hatten die Knaben zur Flucht benutzt und waren ungefährdet bis Mainz gekommen. Hier erreichte sie ihr Wächter und verlangte die Auslieferung. Aber der Erzbischof trat ihm entgegen, nahm sich der Knaben an und sorgte dafür, daß sie unter sicherem Geleit zu den Ihrigen kamen. Adela erhielt so ihren Sohn zurück; Nichts hinderte sie jetzt mehr, ihren Haß gegen den König frei walten zu lassen. Noch bedeutender war, daß Siegfried bei dieser Gelegenheit offen aller Welt zeigte, daß er seine Sache abermals von der des Königs trenne; es konnte nicht anders sein, als daß viele Bischöfe seinem Beispiele folgten. Wie der Schnee an der Sonne, zerrann der Anhang des Königs.

Die oberdeutschen Herzöge und die mit ihnen verbündeten Bischöfe, die eigentlich päpstliche Partei, hatten inzwischen mit Rom in ununter-

*) Man vergleiche oben S. 307 und 308.

brochenen Verhandlungen gestanden. Am 25. Juli schrieb Gregor diesen seinen Anhängern voll Freude über ihren Eifer und forderte sie auf, Nichts unversucht zu lassen, um den König zu aufrichtiger Reue zu bewegen. Zeige er sich bußfertig, so erklärte sich der Papst bereit ihn wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen, obwohl unter Bedingungen, die es ihm unmöglich machen würden, abermals die Christenheit zu verwirren und die Kirche mit Füßen zu treten; beharre er aber in seinem Trotz, so wollten sie gemeinsam bestimmen und beschließen, wie sie dem kirchlichen Verderben kräftig steuern könnten. Die bisherigen Anhänger des Königs, die sich von ihm trennen wollten, gab der Papst Vollmacht unbedenklich zu absolviren, gebot dagegen Alle zu meiden, die bei ihm verharrten, da diese Menschen es seien, die nicht allein den König selbst, sondern auch das Reich und die Kirche zu Grunde richteten.

Gregors Anweisungen wurden mißverstanden. Manche glaubten in Deutschland, daß auch der König, wofern er nur eine reumüthige Gesinnung an den Tag lege, von einem deutschen Bischof vom Banne gelöst werden könne, und es hieß, er gehe damit um, sich auf solche Weise die Absolution zu gewinnen. Durch ein Schreiben an Hermann von Metz vom 25. August erklärte deshalb der Papst auf das Nachdrücklichste, daß Niemand ohne seine besondere Genehmigung den König vom Banne lösen dürfe; zeige derselbe sich zu aufrichtiger Buße geneigt, so solle man ihm zuverlässige Meldung machen, damit er Legaten schicke und dann mit den deutschen Großen gemeinsam die Bedingungen feststelle, unter welchen die Absolution erfolgen könne. Wenige Tage darauf unterrichtete er noch durch ein zweites Schreiben alle Getreuen des heiligen Petrus von dieser seiner Entschließung.

Aber schon erfuhr Gregor, daß seine Bundesgenossen in Deutschland nichts Anderes beabsichtigten, als an Heinrichs Stelle, da er durch den Spruch des heiligen Petrus im Banne sei, einen anderen König einzusetzen, daß sie über die Person des neuen Herrschers bereits beriethen. Man verlangte seinen Rath zu hören, und Nichts ist merkwürdiger, als sein Schreiben an die Deutschen vom 3. September, in dem er ohne allen Rückhalt seine Meinung über die wichtigste Angelegenheit der Zeit entwickelt. Er geht davon aus, daß Heinrich durch den Spruch des apostolischen Stuhls allerdings entsetzt und alle ihm geschworenen Eide gelöst seien, er einen Anspruch an den Thron demnach nicht mehr habe. Indem er dies erklärt, beschwört er aber die Deutschen, mit Heinrich

nicht nach dem strengen Recht, sondern mit Milde zu verfahren; er bittet sie, mit Rücksicht besonders auf seine frommen Eltern, die unter den Fürsten der Zeit nicht ihres Gleichen fänden, ihn in der Herrschaft zu erhalten, wofern er sich nur von ganzem Herzen bekehre und sichere Bürgschaften gäbe, daß er nicht neues Unheil über Kirche und Reich bringen würde. Diese Bürgschaften giebt der Papst dann näher dahin an: die excommunicirten Räthe müssen entlassen werden und kirchlich gesinnte Männer in ihre Stelle treten, der König muß die Kirche, die er bisher als Magd behandelt, als eine Herrin über sich anerkennen und sich der Investitur enthalten. Gäbe Heinrich hierüber und einige andere nothwendige Dinge genügende Bürgschaften, so sollten die Deutschen es sogleich dem Papste mittheilen, damit sie dann gemeinsam die nothwendigen Schritte beschlössen, keinesfalls aber dürfe der König ohne besondere Genehmigung Roms vom Banne gelöst werden.

Der Papst wollte am liebsten, wie man sieht, Heinrich auf dem Throne erhalten, freilich nur unter der Bedingung, daß er sich vollständig ihm unterwürfe. Dennoch faßt er auch die Möglichkeit der Wahl eines neuen Königs in das Auge. „Was wir," schreibt er, „über die sich kreuzenden Absichten Mancher in Betreff der Wahl hören, erregt uns Bedenken, und wir besorgen, daß dabei Menschengunst und Menschenfurcht im Spiele ist. Bekehrt sich indessen Heinrich allen unseren Wünschen entgegen nicht aufrichtig zu Gott, so muß allerdings unter göttlichem Beistand zur Regierung des Reichs ein Anderer gewählt werden, aber nur ein Mann, der die obigen Bedingungen und andere, welche für die christliche Kirche und das Reichswohl nothwendig sind, durch ein völlig unverbrüchliches Versprechen zu erfüllen sich anheischig macht. Und damit wir eure Wahl, wenn eine solche nothwendig wird, durch apostolische Autorität bekräftigen und die neue Ordnung in gleicher Weise zu unseren Zeiten, wie es dereinst von unseren heiligen Vorfahren geschehen ist, genehmigen können, zeigt uns den Wahlvorgang, die Person und Denkungsart des Erwählten möglichst schnell an, damit ihr durch eure frommen und heilsamen Bestrebungen die Gunst des apostolischen Stuhls und den Segen des Apostels Petrus gewinnt." Auf das Unzweideutigste sprach so Gregor aus, daß er eine Bestätigung des Gewählten in Anspruch nahm, und wir wissen aus späteren Vorgängen, daß er die Bestätigung nur einem Manne zu ertheilen gewillt war, der sich einen förmlichen Vasalleneid dem Nachfolger Petri zu leisten entschloß. Bei

dieser seiner Forderung schwebten dem Papste offenbar Erinnerungen an die Rolle vor, die seine Vorgänger bei der Erhebung der Pippiniden gespielt hatten; auf jenes Ereigniß scheint er auch in dem Briefe selbst anzuspielen.

Die Deutschen hatten einst der Kaiserin Agnes — wie es scheint, unmittelbar nach dem Tode Heinrichs III. — eidlich versprochen, in dem Falle, daß ihr Sohn vor ihr sterben würde, nicht ohne ihre Einwilligung über den deutschen Thron zu verfügen. Dieser Eid erregte jetzt manche Bedenken, auf welche der Papst zuletzt in dem erwähnten Schreiben eingeht. Er erklärt den der Agnes geleisteten Schwur für unverbindlich, hält aber für passend, wenn Heinrichs Absetzung unabwendbar sein sollte, die Kaiserin gleich ihm bei der Wahl zu Rathe zu ziehen; bereite sie dann Schwierigkeiten, so werde die Kirche leicht jedes Hemmniß der gerechten Sache beseitigen.

Etwa zu derselben Zeit, wo dieser Brief nach Deutschland ging, hielten die oberdeutschen Herzöge mit mehreren Bischöfen eine Zusammenkunft in Ulm, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Verwundert sah man hier selbst Otto von Konstanz, der von dem Papste als ein Gegner der Reformbestrebungen lange bekämpft und dann zu Worms sehr hitzig gegen ihn aufgetreten war, erscheinen, um sich von Altmann von Passau absolviren zu lassen und an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Die versammelten Großen beschlossen auf den 16. October nach Tribur einen allgemeinen Fürstentag auszuschreiben, um dort den schon so lange gestörten Frieden der Kirche und des Reichs herzustellen. An alle deutschen Fürsten erging die Einladung, begleitet von den eindringlichsten Bitten, sich unter keinen Umständen dieser hochwichtigen Berathung zu entziehen. Auch den Papst setzte man von der Zusammenkunft in Kenntniß, und er bestimmte für dieselbe zu seinen Legaten den Bischof Altmann von Passau, den er schon früher zu seinem Vicar in Deutschland bestellt hatte, und den Patriarchen Sieghard von Aquileja, einen früheren Kanzler des Königs.

Unter Furcht und Zittern sah Heinrich den Tag von Tribur herannahen, da die Wirkungen des päpstlichen Bannes sich ihm aller Orten aufdrängten. Alle ihm geschworenen Eide schienen wie vergessen, nirgends fand er mehr Gehorsam, der Abfall war fast allgemein. Das Wort des Mönchs hatte furchtbare Erfolge erzielt: und was hatte er mit seinem Königsgebot: „Steige herab!“ erzielt? Hildebrand war nicht

nur nicht von seinem Bischofsstuhl gestiegen, sondern hatte erfahren, wie die Hand, die ihn hinabreißen wollte, schlaff, gleichwie vom Schlage gelähmt, zu Boden sank.

Allerdings war die Lage des Papstes in Italien nicht ohne Gefahren. Auf die Anhänglichkeit der Römer konnte er nicht mehr sonderlich bauen, seitdem die Normannen in unmittelbarer Nähe die Stadt bedrängten. Der Friede mit Robert und Richard war nicht zu Stande gekommen, und nirgends schien man mehr den vordringenden Normannen wehren zu können. Seit Monaten wurde Salerno belagert, die Mark von Camerino und das Herzogthum Spoleto waren zum Theil erobert, Benevent und die Campagna in gleicher Weise bedroht. Und zugleich hatte sich die ganze Lombardei und Romagna, so weit die Macht der Bischöfe reichte, völlig von Rom losgesagt, jeden Gehorsam dem apostolischen Stuhle offen aufgekündigt. Nur mit Mühe bewahrten Mathilde und die Pataria die Sache des heiligen Petrus in Italien vor dem Untergange. Dennoch war Gregor voll der besten Hoffnungen, wenn er auf den Gang der Dinge in Deutschland sah, und dorthin verwies er die Seinen, wenn ihr Muth sinken wollte. Am 31. October schrieb er den Patarenern in Mailand: „Die Zahl der Getreuen ist in Deutschland in stätem Wachsthum, und schon sprechen sie offen von der Wahl eines neuen Königs. So weit es die Gerechtigkeit zuläßt, haben wir versprochen ihr Vorhaben zu unterstützen und werden unser Versprechen halten.“ Noch kannte er die Beschlüsse nicht, die in denselben Tagen in Tribur und Oppenheim gefaßt waren, aber man sieht, daß er auf die Entsetzung Heinrichs und die Wahl eines neuen Königs gefaßt war, obschon er weder das Eine noch das Andere wünschte. Eine Besorgniß vor Heinrichs Macht regte sich nicht mehr in seiner Seele.

Die Beschlüsse von Tribur und Oppenheim.

Zahlreich waren die deutschen Fürsten am 16. October in Tribur versammelt, an einem bedeutungsvollen Ort. Hier hatten einst ihre Väter den letzten Kaiser aus dem ächten Stamm der Karolinger entsetzt, und sie waren mit dem besten Willen gekommen, dem Beispiele derselben zu folgen.

Alle waren wirklich einmal völlig einig. Wenig über ein Jahr war verflossen, seit die Schwerter der Oberdeutschen sich mit sächsischem

Blut gefärbt hatten, und man befürchtete, bei der Begegnung möchten die Schwerter leicht wieder aus der Scheide fahren: aber die Baiern und Schwaben zogen den Sachsen entgegen und begrüßten sie als Freunde und Brüder. Wie Vieles trennte Otto von Nordheim von dem undankbaren und treulosen Welf, der ihm die Tochter beschimpft, ihn um Baiern gebracht hatte! Jetzt reichte der Sachse seinem bösen Schwiegersohn die Hand und bot ihm die Lippen zum Kuß; sie wurden eins, daß der künftige König ihren Streit über Baiern schlichten und jeder von ihnen die Entscheidung desselben unweigerlich anerkennen sollte. So versöhnten sich auch die anderen Fürsten Sachsens und gleich ihnen ihre Vasallen und Aftervasallen mit ihren alten Feinden; Alles, was sie gegen einander auf dem Herzen hatten, vergaben sie sich unter vielen Thränen. Dann schlugen die Sachsen ihre Zelte den Oberdeutschen so nahe auf, daß die Worte vernehmlich herübertönten: dennoch hörte man von keinem Streite, keinem Zwiste. Als man von der Wahl des neuen Königs zu sprechen anfing, wollten die Sachsen nur einen Oberdeutschen, diese nur einen Sachsen wählen.

Auch die Spaltung unter den Bischöfen, welche in Mainz noch so ärgerliche Scenen herbeigeführt hatte, schien ausgeglichen. Die geistlichen Herren, welche noch nicht absolvirt waren, eilten zu Altmann von Passau und wurden ohne Schwierigkeit losgesprochen; selbst Siegfried von Mainz wurde vom Banne gelöst. Schon war der größere Theil der Bischöfe, die zu Worms dem Papste so dreist entgegengetreten waren, zu Kreuz gekrochen; nur wenige hielten beim Könige aus.

Die Stimmung war in Tribur so papistisch wie möglich. Besondere Verehrung genossen die päpstlichen Legaten und einige Laien, welche der Papst unmittelbar von Rom gesandt und die durch ihr ganzes Auftreten nicht geringes Aufsehen erregten. Sie waren von vornehmem Stande, hatten aber den Glanz ihres weltlichen Lebens Gott und dem Stuhle Petri zum Opfer gebracht, sich freiwillige Armuth erwählt und ganz dem Dienste des Papstes hingegeben. Diese Männer hörte man aller Orten verkündigen, daß Heinrich mit Recht von dem Bannstrahle des Papstes getroffen sei und der Beistand Roms den Deutschen nicht fehlen würde, sobald sie sich einen neuen König wählen wollten. Mit ängstlicher Sorgfalt mieden sie Jeden, der mit dem König oder einem anderen Gebannten, mit simonistischen oder verheiratheten Priestern irgend in Berührung gekommen war, und schärften so die Gewissen der Gläu-

digen. Mit ihnen war von Rom auch ein ritterlicher Mann aus Schwaben gekommen, der vordem seine Waffen niedergelegt und einen stillen Platz im Kloster St. Blasien im Schwarzwalde gesucht und gefunden hatte. Dem Tode nahe, war er nach Rom gepilgert, um dort Vergebung seiner Sünden zu erwirken, und der Papst hatte sie ihm versprochen, wenn er mit seinen Boten nach Tribur zöge. Er vollführte den Befehl des Papstes und starb bald darauf in seinem Kloster.

Als man zu den Verhandlungen schritt, wurden von den Weltgeistlichen und Mönchen zuerst die Fragen erörtert, ob der Papst überhaupt einen König excommuniciren könne und ob in diesem Falle er es aus gerechten Ursachen gethan habe. Man wird leicht über beide Fragen einig geworden sein, denn über ihre Bejahung konnte bei den Anwesenden kaum eine wesentliche Meinungsverschiedenheit herrschen. Schwieriger mochte dagegen die Entscheidung der Frage scheinen, ob Heinrich, weil ihn der Papst entsetzt und alle Unterthanen ihrer Verpflichtungen gegen ihn entbunden habe, nicht mehr als König anzuerkennen sei und ohne Weiteres ein Anderer auf den Thron gesetzt werden dürfe. Gewiß gestanden die Fürsten — denn über diese Frage konnten nur sie entscheiden — dem Papste das Recht nicht zu, durch einen einseitigen Machtspruch über den deutschen Thron zu verfügen, doch waren sie nur zu geneigt, ihrerseits als eine Folge der Excommunication die Entsetzung Heinrichs auszusprechen und ihm einen Nachfolger zu wählen. Noch einmal ergoß sich ein Strom von Klagen über das verbrecherische Leben des Königs, seine Härte und Grausamkeit, die schmähliche Behandlung der ersten Fürsten, die Auflösung aller Ordnung im Inneren, die hinschwindende äußere Macht des einst so blühenden Reichs, die Gefahren der christlichen Kirche. Der König war in den Augen dieser tugendhaften Fürsten die Wurzel aller Uebel der Zeit: weshalb sollten sie länger zaudern diese arge Wurzel auszureißen?

Und doch verhandelten sie sieben Tage zu Tribur, ohne zu einem Beschluß zu kommen! Wenn ein solcher nicht herbeigeführt werden konnte, lag der Grund unfehlbar zumeist in den keineswegs entschiedenen Aeußerungen des Papstes. Noch immer hatte er sich die Möglichkeit offen gelassen, dem reuigen König die Absolution zu ertheilen und das Reich seiner Väter zurückzustellen. Man wußte recht wohl, daß er gewisse persönliche Beziehungen zu Heinrich mit Vorliebe festhielt; überdies hatte er zu seinen Legaten zwei Männer bestellt, die dem jungen König nicht

fern standen, und Altmann, der vertraute Freund der Kaiserin Agnes, trug das Interesse seiner Herrin noch besonders im Herzen. Was geschah aber dann, wenn nach einer Neuwahl, deren Bestätigung sich der Papst vorbehalten hatte, er diese verweigerte und den gedemüthigten Heinrich wieder zu Gnaden annahm? Um so näher lag diese Frage, als Heinrich Nichts unterließ, um den Legaten und den Fürsten seine Bereitwilligkeit zur Buße an den Tag zu legen.

Der König war, als die Fürsten nach Tribur zogen, mit seinen Freunden von Worms aufgebrochen und nach Oppenheim gezogen; nur der Rhein trennte ihn hier von dem Felde, wo seine Widersacher über sein Schicksal beschlossen. Ihn umgaben die wenigen Bischöfe, die ihm treu geblieben waren, seine vom Papst gebannten Räthe und eine bewaffnete Dienstmannschaft, so zahlreich er sie eben aufzubringen vermochte. Er war völlig entmuthigt und sah, daß ihm Nichts blieb, als sich willig für den Augenblick in Alles zu ergeben, was die Fürsten über ihn beschließen möchten. Er wußte, sie wollten ihm die Krone nehmen, doch hoffte er noch sie umzustimmen, wie vor drei Jahren, als er hier in Oppenheim in gleich verzweifelter Lage war *). Täglich schickte er Gesandte nach Tribur hinüber, gelobte Besserung seines Lebenswandels, versprach den Fürsten die gesammte Regierung des Reiches zu überantworten, wenn sie ihm nur den königlichen Namen und die königlichen Insignien beließen, bot Geißeln und eidliche Versicherungen an, die keinen Zweifel an der Erfüllung aller dieser Versprechungen aufkommen lassen könnten; er beschwor sie den Glanz des deutschen Reiches, alle Jahrhunderte hindurch rein und unversehrt erhalten, nicht durch den Makel eines so schmählichen Abfalles für alle Zeiten zu trüben.

Leicht begreift sich, daß die Fürsten diesen Versprechungen wenig Glauben schenkten; sie wußten nur zu gut, daß dieser junge Fürst ein anderes Gesicht in den Stunden der Noth, ein anderes in den Tagen des Glückes zeigte. Ihre Antworten waren verletzend genug. Sie könnten auf des Königs Worte, sagten sie, nachdem sie so oft hinter das Licht geführt seien, nicht mehr bauen; nicht mit stürmischer Eile wären sie zum Aeußersten geschritten, sondern hätten Leiden über Leiden durch viele Jahre geduldet, ruhig geduldet um ihrer Eide willen, bis sie der Papst jetzt von diesen gelöst habe; nun aber könnten sie ohne Gefahr für ihr

*) Vergl. oben S. 283.

Seelenheil mit dem Könige nicht länger verkehren und müßten die ärgsten Thoren sein, wenn sie nicht jetzt, da Zeit, Ort und Umstände ihnen günstig, die weltlichen und geistlichen Gesetze nicht hinderlich seien, sofort ausführten, was sie lange beabsichtigt hätten; sie würden sich demnach einen König wählen, der sie vor Allem gegen jeden übermüthigen Frevler an der römischen Kirche in den Kampf führen solle.

Und die Fürsten schienen Ernst machen zu wollen. Schon gab Heinrich die Hoffnung auf sie zu erweichen, schon besorgte er von ihnen überfallen zu werden und zog seine Reisigen am Rhein zusammen; denn er sah, wie der Erzbischof von Mainz Fahrzeuge auf dem Flusse herbeischaffen ließ. Da erschienen ganz unerwartet Gesandte von den sächsischen und oberdeutschen Großen zu Oppenheim und erklärten, daß die Fürsten des Reiches mit dem Könige verhandeln wollten. Sie überbrachten Vorbedingungen der schmählichsten Art; doch es gab keine Bedingung, welche der König in diesem Augenblick nicht eingehen mußte, um seine Krone zu erhalten. Die Erregung drohte ihn zu ersticken, doch erklärte er sich bereit Alles zu thun, was die Fürsten des Reiches von ihm verlangen würden.

Umsonst forscht man nach den besonderen Umständen, welche die Fürsten noch in der letzten Stunde zu solcher Sinnesänderung vermochten. Nur das hören wir, daß der Abt Hugo von Cluny sich damals zum König begeben und daß er, die Kaiserin Agnes und die Gräfin Mathilde auf eine Verständigung der Fürsten mit Heinrich eingewirkt haben. So sehr jene der Sache Roms ergeben waren, hatten sie doch ein nahes und persönliches Interesse, daß Heinrich die Krone erhalten bliebe. Wie hätte Agnes ruhig länger diesen Dingen zusehen sollen? Mochte sie ihren Sohn für einen Verführten halten, den mit Recht die Strafen Roms getroffen hätten: ihr Mutterherz mußte im Innersten bewegt werden, als die deutschen Fürsten ihm die Krone des Vaters rauben wollten. Den Abt von Cluny kümmerten wenig die Händel der deutschen Großen mit ihrem Könige, während ihn im tiefsten Herzen das Unglück des Kaisersohns ergriff, den er einst aus der Taufe gehoben hatte. Selbst in Mathilde fingen sich die verwandtschaftlichen Gefühle noch einmal zu regen an. Dem Abt Hugo — denn er allein war gegenwärtig — scheint es der König am meisten verdankt zu haben, wenn die Fürsten von einer Neuwahl abstanden; nächst ihm wohl Altmann von Passau, dem Legaten des Papstes und Freunde der Kaiserin

Agnes. Aber alle persönlichen Verwendungen, die für Heinrich eintraten, würden doch kaum zum gewünschten Ziele geführt haben, wenn die Meinung des Papstes entschiedener ausgedrückt worden wäre, wenn er eine Versöhnung mit Heinrich nicht noch immer in Aussicht genommen hätte.

Die Verhandlungen mit dem König wurden in Oppenheim eröffnet und in den nächsten Tagen zum Abschluß gebracht. Ueber den Gang derselben sind wir nicht unterrichtet, aber ihr Ergebniß ist bekannt genug. Die Hauptsache war, daß der König sich in allen Dingen dem Papste zu unterwerfen, seine Fehler gegen den apostolischen Stuhl öffentlich zu bekennen und zu büßen anheischig machen mußte; die anderen schweren Beschuldigungen, welche man gegen ihn erhoben hatte, versprach er entweder durch den Beweis der Unschuld oder ein Gottesurtheil zu entkräften oder, wenn ihm dies nicht gelingen sollte, eine angemessene Buße auf sich zu nehmen. Von dieser seiner Unterwerfung und diesen Versprechungen mußte er dem Papste und allen Deutschen durch in Gegenwart der Fürsten besiegelte Schreiben Kenntniß geben und seine Anhänger, die noch im Banne ständen, anweisen unmittelbar beim Papste die Absolution nachzusuchen. Auch er selbst sollte nur durch den Papst vom Banne gelöst werden können und die Lossprechung spätestens bis zum Jahrestag des Bannes (22. Februar) erfolgen. Man beschloß den Papst zu einem feierlichen Fürstentag, der auf Mariä Reinigung (2. Februar) in Augsburg festgesetzt ward, einzuladen, damit er dort mit den Fürsten die Sache des Königs verhandele und das Urtheil über ihn fälle. Gelänge es dem Könige nicht bis zum Ablauf der jährlichen Frist die Absolution zu erlangen, so habe er unwiderruflich für immer, so beschloß man, das Reich verwirkt. Die Legaten und alle Fürsten gelobten eidlich, daß sie dann Heinrich nicht mehr als ihren Herrn anerkennen, ihm den königlichen Namen nicht mehr geben würden; auch schriftlich verzeichneten die geistlichen Herren dies ihr Gelöbniß.

Als die Fürsten Heinrich für immer des Thrones verlustig erklärten, wofern er sich innerhalb Jahr und Tag nicht vom Banne löse, beriefen sie sich auf alte Reichsgesetze. Es waren dies Bestimmungen Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, die sich jedoch nicht auf den Kirchen- sondern auf den Gerichtsbann bezogen und Jeden, der diesem über Jahresfrist nicht Folge leistete, mit Verlust der Habe, der Lehen und Würden bedrohten: aber weder diese noch andere Reichsgesetze paßten auf den

vorliegenden Fall. Indessen so wenig sich in Wahrheit die Festsetzung der Fürsten durch ältere Gesetze begründen ließ, mußte sie doch als eine Nothwendigkeit erscheinen, nachdem man dem Papste einmal das Recht den König zu bannen eingeräumt und Heinrichs Excommunication als gültig anerkannt hatte. Denn klar war, daß bei der Stimmung in Deutschland Heinrich im Bann nicht auf die Dauer regieren konnte, und nach anerkannten Bestimmungen des kanonischen Rechtes war ein volles Jahr die äußerste Frist, innerhalb deren die Lösung vom Banne zulässig blieb. Unterwarf man die deutsche Krone dem Papste, so konnte kaum fehlen, daß man sie auch von den Regeln der römischen Kirchendisciplin abhängig machte.

In den Oppenheimer Beschlüssen überlieferten die deutschen Fürsten ihren König dem Urtheilsspruche Roms: aber sie nutzten zugleich die Gelegenheit, um ihre eigene Macht ihn empfinden zu lassen. Die sächsischen Fürsten drangen ihm eine schriftliche Erklärung ab, daß er sie mit Unrecht verfolgt habe, und verbreiteten diese Erklärung dann geflissentlich überall in Deutschland und Italien, um das Ansehen des Königs zu untergraben. Die vollständigste Genugthuung gewann sich der gekränkte Bischof von Worms. Heinrich mußte ihm Worms zurückgeben, seine Besatzung herausziehen und ihm gegen eine neue Auflehnung der Bürger Sicherheit stellen. Es war eins der schwersten Opfer für den König, die treue Stadt zu verlassen und der Wuth ihres erbitterten Herrn zu überliefern.

Auch wurden Bestimmungen getroffen, wie sich der König bis zu seiner Absolution zu verhalten habe. Zum Aufenthaltsorte wies man ihm und seiner Gemahlin Speier an. Hier sollte Bischof Dietrich von Verdun, ein allseitig geachteter Mann, an Heinrichs Seite bleiben, außerdem eine Anzahl von Hofleuten und Dienern, welche die Fürsten ausgewählt hatten. Von seinen bisherigen Räthen mußte sich der König völlig zu trennen versprechen. Man untersagte ihm ferner jede selbstständige Verwaltung der Reichsgeschäfte, jede Entfaltung königlichen Glanzes und das Tragen der Reichsinsignien bis zur erfolgten Lossprechung vom Banne.

Wunderbar, daß man zugleich mit dieser tiefsten Erniedrigung des Königthums die Herstellung des Kaiserthums beschloß! Es wird glaubhaft berichtet, daß die Fürsten dem König, wenn er an seinen Versprechungen festhielt, ihre Unterstützung zum Römerzuge zusagten, um

nicht nur ihm die Kaiserkrone zu gewinnen, sondern auch die Normannen aus Italien ganz zu verjagen. Einen lockenden Lohn des Gehorsams stellten sie damit ihm in Aussicht, zugleich aber umgaben sie ihn mit allen Schrecken des Wortbruches. Wenn er irgend eines seiner Versprechen nicht hielte, erklärten sie, seien sie jeder Pflicht und jeder Treue gegen ihn entbunden und würden, ohne auf das Urtheil des Papstes weiter zu warten, für das Wohl des Reiches nach ihrem Ermessen sorgen.

Indem Heinrich diesen Bestimmungen sich unterwarf, gab er offenbar seine ganze bisherige Stellung auf. Er erkannte an, daß er kein Recht zur Entsetzung des Papstes, dieser aber ein Recht ihn zu bannen gehabt habe, er unterwarf sich dem Urtheilsspruche des römischen Bischofs, über den er bisher richterliche Rechte zu besitzen geglaubt hatte, er bekannte sich ihm zum Gehorsam verpflichtet „in allen Dingen". Und zugleich räumte er ein, daß er im Unrecht gewesen sei, wenn er die Macht der Krone den Fürsten gegenüber als eine selbstständige zur Geltung zu bringen suchte. Mochte er nun auch demnächst durch das Urtheil des Papstes und des Augsburger Tages wieder in den vollen Besitz der Regierungsgewalt kommen, mochte er selbst zur Kaiserkrone gelangen, so blieb er doch nimmerdar als ein Kaiser und König von Gottes Gnaden bestehen, sondern Alles, was er so wurde, war er von Gnaden des Papstes und der Fürsten; seine Gewalt blieb nicht frei, sondern wurde abhängig von Rom und den deutschen Herren. Nur der Zwang schließt Verträge, in denen das ganze Selbst zum Opfer gebracht wird, und es liegt in der Natur des Menschen, sich solchem Zwange zu entwinden, am meisten in der Natur dessen, der sich zur höchsten Freiheit berufen glaubt.

Man fühlte recht wohl schon in Oppenheim, daß die geschlossenen Verträge nur so lange halten könnten, als sich der König in der Gewalt seiner Feinde befinden würde. Die Netze waren rings um ihn zusammengezogen, nicht leicht war ein Ausweg zu finden: aber man kannte die Klugheit des Vielgewandten und fürchtete, daß es ihm doch gelingen möchte. Die Fürsten trennten sich deshalb nicht, ohne sich zuvor gegenseitigen Beistand für den Fall zuzuschwören, daß der König das Schwert zur Rache gegen sie ziehen sollte; viele wagten ihm nicht einmal zum Abschiedsgruß unter die Augen zu treten. Nichts besorgten die Fürsten mehr, als daß Heinrich den Papst für sich zu gewinnen

und gegen sie einzunehmen suchen würde, und seine Absichten hatten sie damit nur zu gut errathen.

Heinrich ergab sich scheinbar geduldig in sein Schicksal. Seine Räthe und Freunde entließ er und ging mit seiner Gemahlin nach Speier, wo er in größter Stille gleich einem Gefangenen lebte. Er mied allen öffentlichen Verkehr, enthielt sich der Reichsgeschäfte, besuchte als Gebannter selbst den Gottesdienst nicht. In trüber Einförmigkeit schleppten sich ihm die Wintertage hin. Aber der junge König erschien geduldiger, als er war. Unablässig arbeitete sein Geist, um die Fesseln zu sprengen, in die ihn seine Feinde geschlagen; unablässig dachte er daran, wie er seine Krone und sein königliches Recht retten könnte. Alles schien ihm zunächst darauf anzukommen, den Augsburger Tag zu vereiteln, wo der Bund des deutschen Fürstenthums mit dem römischen Bischof zur Knechtung der königlichen Gewalt besiegelt werden sollte, doch nur ein Mittel sah er, jene Zusammenkunft zu hintertreiben, wenn er nämlich binnen kürzester Frist die Absolution des Papstes gewinne und denselben überzeuge, daß es ihm mit seinen Versprechungen ein Ernst sei. Gelang ihm dies, so durfte er hoffen nicht allein dem Reichstage zu entgehen, sondern auch den Bund des Papstes und der Fürsten zu sprengen. Er hatte nicht vergessen, daß vor einem Jahre Gregor Nichts mehr gewünscht hatte, als ohne die Fürsten mit ihm zu verhandeln. So entschloß er sich sofort in Rom selbst Buße zu thun, wenn sich der Papst ihn dort loszusprechen bereit erklärte. Dem Erzbischof Udo von Trier, der die Unterwürfigkeitserklärung nach Rom überbringen sollte, trug er auf, Nichts unversucht zu lassen, um den Papst hierfür zu gewinnen.

Gregor hörte voll Freude den Ausgang der Oppenheimer Verhandlungen. Was er seit Jahren erstrebt hatte, sah er erreicht: die Rückkehr des Königs zu den Versprechungen, deren Erfüllung derselbe so hartnäckig verweigert hatte, und die Unterwerfung der deutschen Kirche. Seine kühnsten Erwartungen überstieg es, wenn ihn die deutschen Fürsten überdies in ihre Mitte einluden, um das Schicksal Deutschlands zu entscheiden und über den König Gericht zu halten. Welcher Triumph für den heiligen Petrus, nachdem die deutschen Herren mehr als einmal über seine Nachfolger in Rom das Urtheil gesprochen!

Die ersten Nachrichten über die wichtigen Vorgänge in Deutschland erhielt der Papst wohl durch Huzmann von Speier und einige andere

Bischöfe, welche Altmann zu ihrer Lossprechung nach Rom gesandt hatte. Sie hatten bisher treu zum Könige gehalten und mußten hart ihre Treue büßen; denn sie wurden zu strengen Bußübungen in verschiedene römische Klöster eingesperrt und erst nach längerer Zeit auf Bitten der Kaiserin Agnes entlassen. Bald darauf kamen die Gesandten der deutschen Fürsten nach Rom, um den verlangten Bericht abzustatten und Gregor zu dem Augsburger Tage einzuladen. Endlich erschien auch Erzbischof Udo von Trier, der Gesandte des Königs, mit seinen Begleitern; geraume Zeit hatte ihn der Bischof Dionysius von Piacenza, welcher der Reise einen dem Könige feindlichen Zweck beimaß, zurückgehalten und erst auf einen Brief aus Speier die Fortsetzung des Wegs ihm gestattet. Etwa zu derselben Zeit kam auch der Abt von Cluny nach Rom; schwerlich war Gregor mit dessen Bemühungen in Oppenheim unzufrieden, aber der Abt mußte doch Kirchenbuße thun, daß er ohne Erlaubniß des Papstes mit dem gebannten Könige verkehrt hatte.

Wie wenig Gregor noch immer Heinrich traute, zeigte sich sogleich beim Empfang der königlichen Botschaft. In Gegenwart der fürstlichen Gesandtschaft ließ er das Schreiben des Königs vorlesen, und es ergab sich sofort, was er vermuthet hatte, daß es nicht so lautete, wie es in Gegenwart der Fürsten besiegelt war. Vergeblich suchte Udo die Aenderung in Abrede zu stellen; er mußte sie einräumen, nur betheuerte er nicht zu wissen, wer der Urheber derselben sei. Sie lief wesentlich darauf hinaus, daß die Stelle wegen der dem Könige beigemessenen moralischen Verbrechen verdunkelt und am Schluß die Forderung hinzugefügt war, auch der Papst solle sich wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen rechtfertigen. Die Enthüllung dieser Fälschung — anders läßt die Aenderung kaum sich bezeichnen — machte den übelsten Eindruck und steigerte das Mißtrauen des Papstes. Als daher Udo ihm im Geheimen die Absicht des Königs eröffnete nach Rom zu kommen, um sich die Absolution zu gewinnen, fand er nichts weniger als williges Gehör. Der Papst erklärte trotz alles Andringens auf das Bestimmteste, daß er die Buße des Königs in Rom nicht annehmen, sondern nach Augsburg kommen werde, um mit den Fürsten des Reichs zu bestimmen, was für Kirche und Staat ersprießlich sei. Die Gesandten der Fürsten schickte er mit einem Schreiben zurück, worin er ihnen meldete: trotz des Widerspruchs seiner Freunde in Rom werde er über die Alpen kommen, für die Freiheit der Kirche und das Wohl des Reiches fürchte er keiner Ge-

fahr in das Auge zu sehen und sei selbst sein Leben zu opfern bereit; so hoffe er seine Reise zu beschleunigen, daß er schon am 8. Januar in Mantua eintreffe. Er forderte sie nun auf Anstalten zu sicherem Geleit und einem geziemenden Empfang für ihn zu treffen, auch für den Landfrieden bei sich zu sorgen, damit seine heilsamen Absichten für das Reich keine Hindernisse fänden.

Der Papst brannte, wie man sieht, über die Alpen zu kommen. Es duldete ihn nicht länger in Rom, welches er kurz vor Weihnachten verließ, indem er zugleich noch einmal ein Schreiben an die Deutschen mit der Aufforderung sandte, daß sie Alles zu seinem Empfange bereiten möchten. Am 28. December war er in Florenz, um Neujahr ging er über den Apennin und traf in der Lombardei etwa zwanzig Tage vor dem Termin ein, an dem ihn einer der Herzöge an der Etschklause erwarten sollte. Bis Mantua gab ihm Mathilde das Geleit, und zur bestimmten Zeit (8. Januar) scheint er dort eingetroffen zu sein; weiter sollte ihn Gregor von Vercelli, den er absolvirt hatte und der damals eine sehr zweideutige Rolle spielte, zu der Klause geleiten. Die Frist verstrich, ohne daß dort das Geleit sich einfand, und bald kam die unvermuthete Botschaft aus Deutschland, daß Heinrich heimlich Speier verlassen habe und in den Wirren des Augenblicks man das Geleit nicht schicken könne. Zugleich erhielt der Papst durch Bischof Gregor sichere Kunde, daß der König über die Alpen gekommen und in Vercelli eingetroffen sei. Er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Heinrich durch einen kühnen Entschluß den Netzen seiner Feinde entronnen sei.

Gregor stand in der Lombardei auf gefahrvollem Boden. Zwar hatte Heinrich noch kurz zuvor abermals Boten ihm geschickt, Reue und Unterwerfung versprochen und nur um die Lossprechung vom Bann und den apostolischen Segen gebeten, aber rauh und streng hatte der Papst abermals diese Bitte zurückgewiesen. Wie, wenn der König nun erzwingen wollte, was er nicht anders erreichen konnte? Ueberall fand er hier Waffen gegen Rom; mit leichter Mühe konnte er in den lombardischen Städten ein Heer sammeln, dem Mathilde kaum die Spitze zu bieten vermochte. Gregor mußte an seine Sicherung denken; er ging über den Po zurück und begab sich nach Canossa, der festesten Burg der großen Gräfin. Hier konnte er, für den Augenblick ungefährdet, Heinrichs weitere Schritte abwarten und danach seine Entschließung

richten. Schon nach kurzer Zeit erfuhr er, daß der König nicht mit feindlichen Absichten kam. Heinrich verlangte zunächst Nichts auf Italiens Boden, als die Lossprechung vom Banne, und sie wußte er dem widerstrebenden Papste abzudringen.

Die Lossprechung vom Banne.

Als der König in Speier vernahm, daß Gregor seine Buße in Rom nicht annehmen wolle, vielmehr die Reise nach Deutschland auf alle Weise beschleunige, entschloß er sich schnell dem Papste, ehe er noch die Alpen erreichte, entgegenzutreten, um ihn zur Absolution zu bewegen; er durfte keinen Augenblick säumen, wenn er den Papst noch erreichen und den Augsburger Tag hintertreiben wollte. Der Plan zur Flucht von Speier war schnell entworfen und wurde glücklich ausgeführt. Man hat allen Grund zu glauben, daß Dietrich von Verdun selbst um die Absicht des Königs wußte.

Einige Tage vor Weihnachten entkam der König mit seiner Gemahlin, mit dem kleinen Konrad und einem treuen Diener seinen Wächtern und nahm zunächst seinen Weg nach Hochburgund zu dem Oheim seiner Mutter, dem Grafen Wilhelm; hier feierte er zu Besançon das Weihnachtsfest, schon der Gefahr entronnen.

Die Absicht des Königs war seinen Freunden ohne allen Zweifel bekannt geworden. Denn um dieselbe Zeit machten sich fast alle Bischöfe, die noch im Banne waren, wie die meisten früheren Räthe des Königs auf den Weg, um ebenfalls dem Papste in der Lombardei zu begegnen. Auch müssen die deutschen Fürsten einen solchen Anschlag des Königs erwartet haben, da die Pässe der Alpen von Rudolf, Welf und Berchthold sorglich gehütet wurden. So kam es, daß Bischof Rupert von Bamberg, der große Schätze mit sich genommen hatte, von Herzog Welf an den Alpen angehalten wurde und dann von Weihnachten bis gegen Ende August in Gefangenschaft blieb. Auch Dietrich von Verdun, der dem Könige nach Italien folgen wollte, gerieth in Gefangenschaft; der Graf Adalbert von Calw ergriff ihn und ließ ihn erst nach längerer Zeit gegen ein Lösegeld frei. Die meisten Anhänger des Königs wußten den Wachen der Fürsten zu entgehen und gelangten glücklich auf den lombardischen Boden; auch Heinrich selbst, indem er einen Weg einschlug, wo ihn die Nachstellungen seiner Feinde nicht erreichen konnten.

Nur einen Tag verweilte der König in Besançon und setzte dann mit einem bereits ziemlich zahlreichen Gefolge die Reise fort. Bei Genf über die Rhone setzend, erreichte er bald das Gebiet seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid von Susa. Mit ihrem Sohn Amadeus kam sie dem König entgegen und empfing ihn ehrenvoll. Aber der Moment schien ihr günstig, die Bitte verlauten zu lassen, daß ihr der König über die fünf Bisthümer Verfügung ließe, welchen das geistliche Aufsichtsrecht in ihren Ländern zustand. Heinrich war nicht in der Lage, leicht eine Bitte versagen zu können: dennoch trug er Bedenken eine so außerordentliche Forderung zuzugestehen. Er suchte Adelheid durch die Abtretung eines Theils von Burgund, wahrscheinlich des Bugey zwischen Rhone und Ain zu befriedigen. Auf alle Weise unterstützte übrigens die Markgräfin die Reise ihres Schwiegersohnes, ihrer Tochter und ihres kleinen Enkels, eine Reise, deren Beschwerden sich nun mit jedem Tage steigerten.

Der König wählte den Weg über den Mont Cenis, und die ohnehin mühevolle Straße bot gerade damals fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar. Schon sehr früh war der Winter mit unerhörter Strenge eingetreten, und die Kälte dauerte in ganz ungewöhnlicher Weise an. Große Schneemassen bedeckten bereits im November das obere Deutschland und die Alpengegenden; Rhein und Po waren so fest gefroren, daß sie Monate lang Rosse und Wagen trugen. Gewiß war es ein Wagniß für den König mit einer zarten Frau und einem dreijährigen Knaben unter solchen Umständen den Weg über das Hochgebirge anzutreten: aber jedes Zögern war gefährlich, wenn er seine Krone erhalten wollte.

Große Noth standen der König und seine Begleiter aus, bis sie die Paßhöhe erstiegen. Die Straßen waren völlig verschneit und mußten mühsam durch Landleute, die man aufbot, gangbar gemacht werden. Aber die Mühen fingen doch erst recht an, als man den Gipfel erreicht hatte und das Hinabsteigen begann. Unmöglich war es, auf dem abschüssigen spiegelglatt gefrorenen Boden sich zu halten, und mehr als einmal verzweifelte man je das Thal zu erreichen. Kriechend auf Händen und Füßen oder die Schultern der Führer umklammernd, bald strauchelnd, bald weite Strecken hinabrollend, kamen die Männer endlich herunter. Die Königin mit ihren Dienerinnen wurden auf Rindshäute gesetzt und so hinabgezogen. Die meisten Schwierigkeiten machte das Wegschaffen der

Pferde. Man ließ sie theils mit Winden herab, theils schleppte man sie mit gebundenen Füßen fort, aber die meisten verendeten doch oder wurden mindestens unbrauchbar. Endlich kam man aus den Bergen heraus, und welche Schrecken man auch überstanden hatte, kein Menschenleben war verloren gegangen. Der König vergaß die bestandenen Leiden um so leichter, als er überall, wohin er kam, gute Aufnahme fand: in Susa, Turin, Vercelli und Pavia.

Von allen Seiten strömten die Bischöfe und Grafen, die Capitane und Valvassoren herbei; Alle sammelten sich um den König, die an der Herstellung der alten Ordnungen ein Interesse hatten, die Widersacher des Papstes, Mathildens und der Patarener zuhauf. So lange hatten sie den Erben des Kaiserthums erwartet, und sie dachten nicht anders, als daß er jetzt käme, um die kaiserlichen Rechte wahrzunehmen und jenen verwegenen Mönch zu züchtigen, der ihm seine Krone bestritten und Roms Bannstrahlen über die Lombardei ausgeschüttet hatte, als gäbe es hier keinen anderen Herrn. Ein gewaltiges Gefolge, gleichsam ein Heer, sammelte sich um den König, und es hätte nur bei ihm gestanden, dem Papste mit gewaffneter Hand entgegenzutreten.

Aber Heinrichs Gedanken waren damals, wie wir wissen, auf ganz Anderes gerichtet. Er sagte den Lombarden, er sei nicht gekommen, um den Papst anzugreifen, sondern um mit ihm über den Bann zu verhandeln, den er mit Unrecht gegen ihre Bischöfe und gegen ihn selbst geschleudert habe; diese Verhandlung sei ihm wegen der Beschlüsse der deutschen Fürsten geboten, ein feindliches Auftreten jetzt gegen den Papst würde das Reich in namenlose Verwirrung stürzen. Nur mit Mühe überzeugte er sie, daß die Klugheit ihm riethe für den Augenblick zu weichen: aber sie gaben endlich doch seinen Gründen nach, nur beschworen sie ihn mit Gregor bald Ernst zu machen, der sonst ihn und mit ihm sie alle verderben würde.

Inzwischen hatte der König erfahren, daß sich Gregor nach Canossa begeben habe, daß Mathilde und der Abt Hugo um ihn seien, und brach unverweilt auf, um diese Burg zu erreichen. Die Bischöfe und Herren, die sich ihm angeschlossen hatten, ließ er großentheils in Reggio zurück; von seiner Schwiegermutter, seinem Schwager Amadeus und dem Markgrafen Azzo von Este nebst einigen anderen Herren begleitet, ritt er auf Canossa zu und sah die stattliche, weithin schimmernde Feste

vor sich liegen, der er durch seine Buße einen ewig denkwürdigen Namen verleihen sollte.

Auf einem nackten, hohen und fast nach allen Seiten abschüssigen Felsen liegt Canossa, von Natur fest und durch Mathildens Vorfahren sorglich mit Allem ausgerüstet, was nach der Kunst der Zeit einen Platz zu sichern vermochte. Ein dreifacher Mauerring umgab die Burg, die für unbezwinglich galt, selbst wenn sie nur von einem kleinen Häuflein vertheidigt wurde. Sie war von nicht geringem Umfang und schloß geräumige Wohngebäude, eine Kirche und ein Mönchskloster in ihren starken Mauern ein. Jetzt sind von dem alten Glanz keine Spuren mehr geblieben: aber an den Trümmern der Burg und am Fuße des Berges lebt eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern. Von den Straßen des großen Verkehrs abgelegen, wird jene Stelle selten von Reisenden aufgesucht, wo das Papstthum fast widerwillig einen seiner größten Triumphe feierte, indem ein deutscher König, und zwar der stolzesten einer, sich zu der tiefsten Erniedrigung drängte.

Erst vor wenigen Tagen war Gregor auf Canossa angelangt, aber schon hatte er manchen Büßer den Mauern der Burg sich nahen sehen. Jene gebannten Bischöfe und Räthe Heinrichs, die glücklich über die Alpen gekommen waren, folgten dem Papste auf den Fersen und flehten bald barfuß und in härenen Kleidern vor dem Burgthore um Einlaß. Einige von ihnen scheinen sogleich absolvirt zu sein, bei Anderen behielt sich der Papst die Lossprechung vor, bis Heinrichs Sache entschieden sei. Denn schon hörte er, daß auch der König, der größte Sünder gegen den heiligen Petrus, sich Canossa nahe. Nicht mehr konnte er darüber im Unklaren sein, daß Heinrich bußfertig und zur Unterwerfung bereit wäre: dennoch trug er Bedenken die Buße und Unterwerfung des Königs anzunehmen.

Als Heinrich mit seinem Gefolge am Fuße des Berges ankam, ließ er Mathilde und den Abt Hugo zu einer Unterredung auffordern. Beide erschienen, und er zeigte ihnen seine Bereitwilligkeit, jeder Forderung des Papstes zu entsprechen, wenn er nur die Lossprechung vom Banne erwirke. Seinen Wünschen nicht abgeneigt, versprachen sie ihren Einfluß aufzubieten, um den Papst zur Milde zu stimmen. Von Adelheid, Amadeus und Azzo begleitet, kehrten sie in die Burg zurück, und alle legten hier ihre Fürsprache für den König ein. Aber Gregor verschloß sich ihren Vorstellungen; nur unter der Bedingung soll er sich zur Ab-

solution bereit erklärt haben, wenn Heinrich die Krone ihm übergeben und dem königlichen Namen für immer entsagen wolle. Wurde eine solche Bedingung gestellt, so konnte Gregor dabei keine andere Absicht haben, als sich dem Anliegen des Königs zu entziehen, und fest steht, daß dasselbe ihm überaus lästig war, da er sich durch frühere Versprechungen anheischig gemacht hatte, Heinrichs Sache nur gemeinschaftlich mit den deutschen Fürsten zu entscheiden, sie aber wesentlich verändert wurde, sobald er vom Banne ihn löste. Er mußte fürchten, daß sein Bund mit den Deutschen sich in demselben Augenblick lockerte oder gar löste, wo er eine solche Vorentscheidung zu treffen sich bewegen ließe.

Daß der Papst nicht durch Vorstellungen zu erweichen sei, muß Heinrich sogleich erfahren haben. Denn er schritt zu dem Aeußersten, dem Papste durch sittlichen Zwang die Lossprechung abzudringen. Er entschloß sich öffentlich die strengsten Bußübungen vorzunehmen, welche die Kirche von reuigen Sündern fordert, um vor aller Welt zu zeigen, daß er jede Genugthuung dem Papste zu leisten bereit sei, die derselbe beanspruchen könne; weigerte der Papst sich dann ihm den Schooß der Kirche zu öffnen, so lag klar vor Augen, daß ihm die Eigenschaft fehlte, die kein Priester und am wenigsten der höchste Priester der Christenheit verleugnen darf, die Barmherzigkeit. Der Papst richtete sich selbst, wenn er die unzweideutige Buße des Königs verwarf, und dieser gewann gerade in der tiefsten Erniedrigung einen unzweifelhaften sittlichen Sieg.

Es war am 25. Januar, als der König und mit ihm einige andere Gebannte barfuß und in härenen Büßerhemden vor dem Burgthor erschienen und Einlaß begehrten. Die Pforten blieben ihnen geschlossen: trotz des dringenden Flehens des königlichen Mannes, trotz der bitteren Kälte öffneten sie sich mit Nichten. Auch als am folgenden Morgen Heinrich von Neuem um Aufnahme bat, als er bis zum Abend nicht müde wurde unter Thränen das Mitleid des apostolischen Vaters anzurufen, blieb Gregors Herz unbewegt; er gewann es über sich, daß Canossa noch am dritten Tage dies kläglichste aller Schauspiele ansehen mußte. Doch schon war von Allen, die Canossas Mauern umfingen, er der Einzige, der ohne Herzensregung den Sohn Heinrichs III. in solcher Erniedrigung anblicken konnte. Man bestürmte ihn unter Thränen sich durch Heinrichs Noth erweichen zu lassen, man warf ihm unerhörte Herzenshärtigkeit vor, man schalt ihn, wir wissen es aus seinem eigenen Munde, einen rohen und grausamen Tyrannen.

Schon wollte Heinrich Canossa verlassen: da gab der Papst nach. Der Abt von Cluny und vornehmlich Mathilde hatten ihn zum Weichen gebracht. Unaufhörlich während dieser drei Tage hatten sie mit Heinrich und seinen Anhängern verhandelt und endlich in der letzten Stunde eine Verständigung erzielt. Sie vermochten den König Sicherheiten zu stellen, wie sie der Papst theils im Interesse Roms, theils zu seiner Rechtfertigung vor den deutschen Fürsten zu bedürfen meinte; sie vermochten den Papst gegen solche Sicherung Heinrich in den Schooß der Kirche aufzunehmen.

Am 28. Januar traten von Seiten des Papstes zwei Cardinalbischöfe, zwei Cardinalpriester, zwei Cardinaldiakone und ein Subdiakon, von Seiten des Königs der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Vercelli und Osnabrück, der Abt von Cluny und einige vornehme Laien zusammen, um die Sicherheiten, welche der Papst verlangte, schriftlich festzustellen. Wir besitzen den Wortlaut des Schriftstückes, welches aus diesen Berathungen hervorging, und der wesentliche Inhalt desselben faßt sich in folgenden Sätzen zusammen: Heinrich gelobt zu einer von Gregor festzusetzenden Frist den von ihm abgefallenen Fürsten nach dem Urtheil des Papstes Genugthuung zu geben oder sich mit ihnen nach dem Wunsch des Papstes zu vergleichen; sollte er oder der Papst jene Frist einzuhalten aus bestimmten Gründen verhindert sein, so wird der König sich nach Beseitigung des Hindernisses die Anberaumung einer anderen Frist gefallen lassen; sollte endlich der Papst über die Alpen oder sonst wohin reisen wollen, so verspricht der König ihm und seinem Gefolge Sicherheit des Leibes und Lebens, wie Beseitigung jeder Verzögerung auf der Reise, das Gleiche auch in Bezug auf alle Gesandte, welche der Papst auszusenden für gut finden sollte.

Diese Bestimmungen genügten dem Papste, und wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß außer ihnen Nichts in Canossa festgestellt ist: aber er verlangte, daß sie vom Könige in Person beschworen würden. So hart die Bedingungen Heinrich und seinen Freunden schienen, hatte er sie in der Noth des Augenblicks sich gefallen lassen, doch gegen alles Herkommen sich dem Papst persönlich durch einen Eid zu verpflichten weigerte er sich entschieden. Gregor stellte sich endlich damit zufrieden, daß die Bischöfe von Vercelli und Naumburg, der Markgraf Azzo und einige andere Laienfürsten im Namen des Königs auf Reliquien beschwuren, daß alles Versprochene unverbrüchlich gehalten werden sollte.

Der Abt von Cluny, der als Mönch nicht schwören durfte, verbürgte sein Wort vor den Augen des allsehenden Gottes. Er, die Markgräfinnen Mathilde und Adelheid, einige andere geistliche und weltliche Fürsten bestätigten überdies das Schriftstück durch ihre Unterschrift.

Als so sich der Papst für gesichert hielt, öffnete sich die Pforte der Burg, und Heinrich trat mit den anderen Gebannten ein. Bald standen sie vor den Augen des gewaltigen Priesters, der mit seinem Anathem das Kaiserthum entwaffnet hatte; unter einem Strom von Thränen warfen sie sich vor ihm zu Boden. Die ganze Umgebung weinte laut, und auch ihm, dem noch vor wenigen Stunden so eisernen Mann, feuchteten sich jetzt die Augen. Er hörte Heinrichs Schuldbekenntniß, die Beichte seiner Genossen, und ertheilte den Reuigen die Absolution mit dem apostolischen Segen. Dann erhob er sie und führte sie nach der Burgkirche. Nach einem feierlichen Dankgebet reichte er hier ihnen allen die Lippen zum Kuß und hielt dann selbst die Messe.

Lambert von Hersfeld erzählt, der Papst habe, als er die Hostie consecrirt, sich zum Könige gewendet und in eindringlicher Rede demselben vorgehalten, wie man mit Unrecht auf ihn, den Nachfolger Petri, die schwersten Beschuldigungen gehäuft; zum Zeugniß seiner Unschuld habe er dann die Hälfte der gebrochenen Hostie verzehrt und den König die andere Hälfte zu nehmen aufgefordert, wenn er in gleicher Weise sich frei von den Sünden wisse, die ihm zum Vorwurfe gemacht würden; der König habe darauf Schwierigkeiten erhoben und sich schließlich solchem Gottesurtheile entzogen. In ergreifendster Weise stellt Lambert den Vorgang dar und auch von einem anderen Zeitgenossen wird Aehnliches berichtet: dennoch erwachsen Zweifel, ob solche Dinge in Canossa sich zugetragen haben. Nicht nur Gregors Politik scheint damit in Widerspruch zu stehen, sondern auch die Aussage mehrerer Quellen, daß Papst und König mit einander das Abendmahl gefeiert hätten, macht bedenklich. In Deutschland wurde ohne Frage erzählt und nacherzählt, was wir bei Lambert lesen, und die Gegner Heinrichs sahen in der Verweigerung der Hostie den klarsten Beweis für das Schuldbewußtsein des Königs.

Nach der Messe setzte sich der Papst mit dem König an derselben Tafel zum Mahle. Als dies beendet war, verlangte der König die Burg zu verlassen. Beim Abschiede erinnerte ihn der Papst noch einmal an seine Versprechungen, warnte ihn vor erneutem Umgang mit

den Excommunicirten, versprach ihm übrigens seinen Beistand gegen die Fürsten, so weit er ohne die Gerechtigkeit zu verletzen und ohne ihrer beider Seelenheil zu gefährden sich der königlichen Sache annehmen könne; dann ertheilte er ihm nochmals seinen Segen. So schieden Gregor und Heinrich; es war das erste Gespräch, das der König seit den frühsten Knabenjahren mit dem Papste gepflogen, und blieb das letzte. Mit anderen Gefühlen ritt Heinrich von der Burg, als er gekommen war. Er hatte erreicht, was er zunächst erreichen wollte, aber die Erinnerung an die vier Tage von Canossa hat ewig auf seiner Seele gebrannt.

Zweierlei hatte der König gewonnen, was für ihn von der höchsten Bedeutung war: er war vom Banne gelöst und der Augsburger Tag vereitelt. Damit schienen zugleich die Oppenheimer Beschlüsse beseitigt, die den König ja nur deshalb von den Regierungsgeschäften entfernt hatten, weil der Bann auf ihm lastete. Gelöst von dem Fluch der Kirche, meinte er ohne Weiteres wieder zu dem vollen Besitz seiner königlichen Rechte gelangt zu sein. Unzweifelhaft hatte er dem Papste versprochen seine Streitigkeiten mit den deutschen Fürsten entweder mit dessen Einwilligung gütlich beizulegen oder, wenn dies nicht gelingen sollte, jenen jede Genugthuung zu geben, welche der Papst für billig hielte: aber die selbstverständliche Voraussetzung dieses Versprechens war, daß er das Oberhaupt des Reiches sei und bleiben werde. Freilich berichtet Lambert von Hersfeld, der Papst habe ausdrücklich alle Regierungshandlungen dem Könige bis auf Weiteres untersagt, alle Eide der Unterthanen bis zur endgültigen Entscheidung des zwischen dem Könige und den Fürsten entstandenen Streites auch ferner für gelöst erklärt: doch ist Lamberts Darstellung hier erweislich irrig, und Gregor selbst hat, obwohl er das größte Interesse dabei gehabt hätte, nie Aehnliches behauptet. Wohl hat er später darauf Gewicht gelegt, daß er mit der Lösung vom Banne nicht Heinrich ausdrücklich die Regierung des Reichs wieder übertragen habe: aber eine solche Uebertragung hat Heinrich auch weder gefordert, noch hätte er sie fordern können, ohne dem Papste ein Recht einzuräumen, welches nicht einmal die deutschen Fürsten ihm bisher zugestanden hatten. Ihre Beschlüsse flossen lediglich aus der Ueberzeugung, daß der König im Banne nicht regieren könne, und schienen deshalb mit der Lösung des

Bannes, soweit sie die Regierung des Reiches betrafen, erledigt. Nicht anders sah Heinrich die Sache an und hatte unseres Erachtens das Recht auf seiner Seite. Waren die Oppenheimer Beschlüsse durch die Vorgänge in Canossa in ihrem Fundament erschüttert, so hatten die deutschen Fürsten deshalb mehr noch den Papst, als den König in Anspruch zu nehmen.

Aber was der König auch glaubte gewonnen zu haben, es war mit einem Opfer erkauft, dessen Schwere jeden Gewinn überbot. Offen vor den Augen der ganzen Welt hatte er bekannt, daß der römische Bischof das Recht ihn zu binden und zu lösen habe; ihm, der als deutscher König und Erbe des Kaiserthums das höchste Richteramt im Abendlande überkommen hatte, war das Geständniß entwunden, daß der Erwählte der römischen Cardinäle der Mächtigere sei, der ihn in den Staub stürzen, ihn aus dem Staube erheben könne. Als Heinrich vor dem Thore von Canossa im Büßerhemde vergeblich um Einlaß flehte, erblaßte der Glanz des deutschen Kaiserthums und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofs. Jene Tage von Canossa konnten niemals wieder vergessen werden; Blutströme sind in einem mehr als hundertjährigen Kampfe vergossen worden, um das Andenken an dieselben zu tilgen, aber sie haben es nimmer vermocht. Von Canossa beginnt eine neue Periode unserer Kaisergeschichte, der Geschichte des Papstthums, eine neue Epoche in der Weltgeschichte.

Als der Roms Geboten widerstrebende Erbe der kaiserlichen Gewalt verlassen und vernichtet am Boden lag, war er nach der Meinung Gregors an der Stelle, die ihm und Jedem gebührte, der dem heiligen Petrus sich nicht willig fügte; da sah er endlich einmal erfüllt, was er Gerechtigkeit nannte und allein als solche begriff. Es war ein großer Triumph der Kirche, in dem Gregor für die zahllosen Mühen und langen Kämpfe eines arbeitsvollen Lebens wohl hätte einen genügenden Lohn finden können. Aber gewiß ist, er befriedigte ihn nicht. Ein köstlicherer Sieg wäre ihm bereitet worden, wenn er im Herzen Deutschlands inmitten der deutschen Fürsten über den höchsten Thron des Abendlands hätte verfügen, wenn er dort Heinrich hätte aus dem Staube erheben können: und diesen Sieg entzog ihm Heinrichs Klugheit damals und für immer.

War dieser Erfolg ihm mißgönnt, so rechnete Gregor doch noch auf andere und größere Siege der Sache, die er für die gerechte hielt. Er

begriff, daß die Saat, die er ausgestreut, tausendfältige Frucht treiben müßte: auch war die Ernte reich genug, nur sollte er nicht selbst sie in die Scheuern bringen. Die Tage in Canossa, so wenig er sich ihrer gefreut hat, waren der Höhepunkt seines Lebens. Noch stand er, obschon von Feinden umgeben, frei und beherrschend da; bald gerieth er von Verwickelungen in Verwickelungen, aus denen er sich nicht zu lösen wußte, und sein Ende war der Triumph seiner Gegner. Nach wenigen Jahren mußte er aus seinem Rom vor dem Manne flüchten, dem er das Thor von Canossa geschlossen. Aber wohl nie faßt der Sterbliche, wann er die Höhe seiner Laufbahn erreicht: ein gnädiges Geschick hat ihm diese Erkenntniß versagt.

Ergebniß.

Schritt für Schritt nach allen Seiten hin haben wir die Erhebung des Papstthums verfolgt, eine Entwickelung eigenthümlichster Art. Reformatorische Ideen, die zunächst nur ein unmittelbar kirchliches Interesse berühren, die von einer französischen Klostercongregation weithin durch die Welt getragen und von den deutschen Kaisern lange begünstigt sind, ergreift das Papstthum mit ganzer Energie in dem Augenblick, wo das Kaiserthum in den Erbansprüchen eines Kindes ruht und aller realen Bedeutung entbehrt. Mitten in die kirchliche Bewegung, in die mächtigste Strömung der Zeit, tritt damit das römische Bisthum; die im Augenblick wichtigsten geistigen Interessen des Abendlands finden bei ihm Förderung und Vertretung; der Nachfolger Petri wird wirklich einmal, was er immer zu sein behauptet hatte, der Regent der abendländischen Kirche.

Aber Kirche und Staat waren längst in eine völlig unlösbare Verbindung getreten, mit, durch und in einander fest verwachsen: deshalb führt die Herrschaft über die Kirche auch sofort Rom zu den tiefsten Eingriffen in den Gang der weltlichen Dinge. Die fortschreitende Lösung Italiens vom deutschen Reiche, die Vertreibung der Araber aus Sicilien, die Ausbreitung der christlichen Herrschaften in Italien, die Vernichtung der angelsächsischen Macht auf der brittischen Insel, der Thronwechsel in Ungarn, die Erhebung der fürstlichen Gewalten gegen das König-

thum in Deutschland und Frankreich, fast jede andere folgenreiche Bewegung der Zeit erfolgt unter dem Einfluß der päpstlichen Curie, welche dem Gange der Dinge oft die entscheidende Wendung giebt. Die Mandate der römischen Bischöfe werden für die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse nicht minder wichtig, als für die Förderung kirchlichen Lebens; die apostolischen Legaten dienen zugleich weltlichen und kirchlichen Zwecken in ähnlicher Weise, wie einst die Sendboten Karls des Großen; nicht die klerikalen Interessen allein, auch die politischen finden in Rom einen Mittelpunkt, wie es im Abendland zur Zeit keinen zweiten giebt.

Man weiß, wie Pseudoisidor der Kirche die Gestalt einer absoluten Monarchie vorgezeichnet, dem Papste die Rechte eines absoluten Herrschers in der Kirche eingeräumt hatte: jetzt war es an der Zeit diese Rechte in vollem Umfange in Anspruch zu nehmen, und trotz des heftigsten Widerspruchs geschah es mit großem Erfolg. Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die weltliche Macht des römischen Bischofs sich nach demselben Ideal gestaltete, das ihm bei dem kirchlichen Primat vor Augen stand, daß er eine absolute Gewalt auch in der Herrschaft über die Staaten anstrebte. Die Analogie, die man allerwege in Kirche und Staat durchzuführen geneigt war, leitete ihn dahin, auch alle Macht weltlicher Fürsten nur als einen Ausfluß seiner Plenipotenz anzusehen, wie ihm jede geistliche Gewalt nur als eine von ihm delegirte galt. Nie ist in der That der Gedanke einer absoluten Vollgewalt über alle staatlichen und kirchlichen Dinge zugleich, der Gedanke der absolutesten Universalmonarchie in schärferer Weise ausgesprochen worden, als es Hildebrand auf der Fastensynode des Jahres 1080 that. Er maß da der römischen Kirche das Recht bei, ebenso Kaiser- und Königreiche, Fürsten- und Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, kurz jede Macht und jedes weltliche Eigenthum geben und nehmen zu können, wie sie über die Patriarchate, Primate, Erzbisthümer und Bisthümer oft verfügt habe und verfüge; denn wenn sie, sagte er, über alles Geistliche entscheidet, wie sollte sie es nicht viel mehr über das Weltliche vermögen?

Häufig hat man diese Erhebung des Papstthums lediglich als ein Werk Hildebrands angesehen, und ohne Frage beruht sie zum großen Theil auf seiner in ihrer Art einzigen Persönlichkeit. Denn wo hat sich je eine gleiche Verbindung religiöser Devotion mit irdischer Betriebsamkeit, mönchischer Weltverachtung mit imperatorischem Triebe, idealen

Aufschwungs mit spähender und zäher Staatskunst gefunden? Seine Seele lebt in den heiligen Schriften, und die Friedensworte des neuen Testaments hört man von seinen Lippen tönen: aber neben ihnen wiederholt er immer von Neuem mit furchtbarem Nachdruck die scharfen Drohungen der Propheten des alten Bundes. „Ungehorsam ist Abgötterei", sagt Samuel *), und kein Wort kehrt häufiger in Hildebrands Briefen wieder; nächst ihm liebt er vornehmlich den Ausspruch des Jeremias **): „Verflucht sei, der das Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße." Jeder Ungehorsam gegen Roms Gebot ist nun in Hildebrands Augen Abgötterei, und wo er auf Ungehorsam stößt, fühlt er sich das Schwert zu zücken verpflichtet. Allerdings versteht er unter dem Schwert zunächst geistliche Waffen, aber keineswegs diese allein. Ein Friedensfürst nach seinem mönchischen und priesterlichen Stande, hält er sich doch auch zum äußeren Kampf gegen die Feinde des Herrn berufen. Er sammelt eine Miliz des heiligen Petrus um sich, zieht selbst gegen die Normannen ins Feld, mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele ergreift er den Gedanken, sich an die Spitze eines großen Heerzuges zur Befreiung des heiligen Grabes zu stellen. Mit der Kunst des gewandtesten Demagogen weiß er dann den inneren Krieg in Italien und Deutschland zu nähren: die Gemeinden ruft er zum Kampf gegen die Bischöfe auf, die Unterthanen entbindet er von der Treue gegen den König. Die Autorität gilt ihm Alles, aber ihm giebt es nur e i n e, die eine selbstständige Bedeutung besitzt, die des römischen Bischofs, der an Petri Statt die Welt zu regieren bestimmt ist. Alles in ihm ist Eifer und Kraft, zugleich Plan und Berechnung.

Wieviel man indessen auch Hildebrands Persönlichkeit zuschreiben mag, klar ist doch, daß die Ideen seiner Zeit ihn ebenso beherrschten, wie er sie. Die hierarchischen Tendenzen, die sich seit Jahrhunderten bald freier, bald mehr im Stillen entwickelt hatten, brachen in gewaltiger Gährung mit einer nicht mehr zu hemmenden Gewalt durch, als das Kaiserthum, nachdem man seinen Druck tiefer als je gefühlt hatte, gerade die ungenügendste Repräsentation erhielt. Was Hildebrand die unwiderstehliche Macht über die Gemüther gab, war doch zuletzt nichts Anderes, als daß er die Ideen der Zeit in ihrer Consequenz ergriff, in

---

*) 1. Buch Samuelis 15, 23.
**) Jeremias 48, 10.

ein übersichtliches, leicht faßliches System brachte und diesem unter der Gunst der Verhältnisse Geltung zu geben wußte. Theokratische Vorstellungen beherrschten längst die Gemüther, und Hildebrands System war lediglich die vollendete Theokratie nach der Auffassung jener Zeiten.

Das hierarchische System, die Summe der tiefsten Erregungen der Zeit, welches die Keime einer ungeheuern Revolution in sich schloß, mußte aber mit Nothwendigkeit in einen Kampf mit allen Gewalten gerathen, die ihre Selbstständigkeit festhalten wollten und ein unzweifelhaftes historisches Recht hierfür aufweisen konnten. Wir sahen, wie der Streit auf dem kirchlichen und politischen Gebiet zugleich ausbrach, wie er bald zu Conflicten zwischen dem Papste und dem Erben des Kaiserthums führte und führen mußte. Denn keine Macht gab es, die höhere, weitgreifendere Anrechte aus der Geschichte herleiten konnte als das Kaiserthum, keine, deren Ansprüche sich so unmittelbar überall mit den neuen Anforderungen des Papstthums begegneten. Die Weltherrschaft, welche der Nachfolger Petri verlangte, sah der deutsche König als Nachfolger Karls des Großen als sein ererbtes Recht an und führte auf sie, wenn sie seine Vorgänger auch niemals hatten durchsetzen können, eine Summe von Befugnissen zurück, die er weder aufgeben wollte noch konnte.

Mit bewunderungswürdiger Klugheit wußte Gregor den Ausbruch eines blutigen Kampfes mit dem deutschen König hinzuhalten; die Umstände schienen ihm günstig, auch ohne Waffengewalt das mächtigste Reich des Abendlandes mit allen seinen Anrechten an den Principat dem römischen Bisthum zu unterwerfen. Die Vormundschaft erst eines schwachen Weibes, dann hadernder Bischöfe brach die innere Kraft des Reiches, ehe der junge König zur Selbstständigkeit gelangte; dann suchte er mit leidenschaftlicher Hitze, nicht ohne Willkür und Härte die Stellung seiner Vorfahren wiederzugewinnen und erregte dadurch einen Widerstand, den er nicht zu besiegen vermochte und der ihn mehr als einmal mit dem Verlust seiner Krone bedrohte. Indem der Papst diese inneren Kämpfe mehr unterhielt als erstickte, brachte er, bald der geheime, bald der offene Bundesgenosse der aufständigen Großen, es in der That dahin, daß der König ihm Unterwerfung gelobte, in der offenkundigsten Weise sich vor ihm erniedrigte. Es war nie Gregors Absicht gewesen, das Kaiserthum, welches mit den kirchlichen Ideen eng verwachsen war, ganz zu beseitigen, doch sollte die kaiserliche Gewalt gleich

jeder anderen Macht eine von Rom abhängige, von dem Nachfolger Petri lediglich delegirte werden: und schien nicht ihre Selbstständigkeit in Canossa für alle Zeiten gebrochen?

Aber es schien nur so. Bald mußte Gregor erfahren, daß mit jenem Bußact, zu dem sich Heinrich im Augenblick höchster Bedrängniß verstanden hatte, die Widerstandskraft dieses jungen Königs und des deutschen Kaiserthums keineswegs erschöpft war. Mit Gewalt raffte sich Heinrich aus der Tiefe des Elends auf und schlug an das Schwert, seine letzte Hoffnung. So wenig ihm sonst das Glück hold war, auf der Wahlstatt wußte er dasselbe zu fesseln. Der Papst mußte erleben, wie seine Bundesgenossen in Deutschland und Italien zu Paaren getrieben wurden, wie der König dann ohne Aufenthalt gegen ihn selbst vordrang. Der Kampf, den er hatte vermeiden wollen, entbrannte nun in der schreckendsten Gestalt; mit einem Ingrimm und einer Hartnäckigkeit ohne Gleichen wurde er geführt, so daß die ihn begannen, das Ende nicht sahen. Es handelte sich bei ihm nicht so sehr um Priesterehe oder Simonie oder Laieninvestitur, wie um die höchste Gewalt im Abendlande, um die ganze weitere Entwickelung des europäischen Lebens.

Nur das Bewußtsein einer gerechten Sache und einer unausweichlichen Nothwendigkeit konnte den König vermögen sein Schwert gegen den Papst und dessen Verbündete zu ziehen. Denn wie hätten ihn nicht die Erfahrungen seines bisherigen Regiments auf das Tiefste entmuthigen sollen? Und schien nicht der Kampf, wenn er seine Mittel überschlug, der ungleichste von der Welt? Wohl waren die Ansprüche des deutschen Königthums die alten, aber die Machtstellung desselben hatte sich in den beiden letzten Jahrzehnten erheblich gemindert.

Wir wissen, wie vollständig der Abfall der Fürsten des Reiches war, wie die Treue eher Schmach als Ehre brachte; wenige Wochen nach dem Tage von Canossa wurde Heinrich trotz seiner Absolution entsetzt und Herzog Rudolf zum deutschen Könige gewählt. Das Werk der Treulosigkeit vollendete sich und mußte sich wohl vollenden. Schon oft waren unsere Könige mit ihren Fürsten in die erbittertsten Streitigkeiten gerathen, und der Verrath gegen die Krone war in unserer Geschichte wahrlich keine neue Erscheinung. Aber unerhört war, daß der Eidbruch mit der Autorität des Papstes gerechtfertigt wurde und daß der Aufstand sich wesentlich zum Ziel setzte, mit deutscher Fürstenmacht zugleich die beanspruchten Rechte des römischen Pontifex zur Geltung

zu bringen. Und auch das hatte man zuvor nicht erlebt, daß der deutsche Episcopat in der Mehrzahl dem Throne den Rücken wandte. Wie lange hatte das Königthum in den deutschen Bischöfen die kräftigste Stütze gegen die weltlichen Fürsten gesucht und gefunden: auch diese Stütze brach zusammen, und keine andere war zu ihrem Ersatze bereit.

Die deutsche Geistlichkeit war bisher nicht sonderlich dem Romanismus ergeben gewesen: jetzt machte er bei ihr und namentlich in dem Mönchsstande reißende Fortschritte. Wiederum waren Klostergründungen an der Zeit, doch waren die neuen Stiftungen ebenso papistisch in ihrer Grundlage, wie die früheren mit der Geschichte des Königthums in enger Verbindung standen. Auch in der Litteratur macht sich die veränderte Richtung der Geistlichkeit bemerkbar genug. Nachdem die litterarische Production lange sich in den engen altgewohnten Geleisen bewegt, schlägt sie nun weitere Bahnen ein. Die Chronik gewinnt Wärme und Leben, der theologische Tractat wirft sich auf die großen kirchlichen Fragen des Augenblicks; der Schriftsteller verräth, daß er mitten in einer großen Bewegung der Geister steht. Aber Alles, was in den Jahren von 1075 bis 1080 geschrieben, verräth wenig Anhänglichkeit an das Königthum, das Meiste eine entschiedene Abneigung. Adam von Bremen steht noch in der alten Zeit, und königlicher, als in seinem Domstift, war man nirgends; aber Vorliebe für den Hof wird man ihm nicht nachsagen können. Unverhohlen tritt der Ingrimm gegen die Tyrannei Heinrichs in Lambert von Hersfeld hervor, und doch war sein Kloster eins von denen, wo der Abt königliche Gesinnung pflegte. Wie papistisch die schwäbischen Domstifte und Klöster waren, zeigen Bernold von Sanct Blasien und Berthold von Konstanz; beide knüpfen ihre Annalen an das Werk Hermanns von Reichenau, doch ist der Geist ihrer Arbeit ein völlig anderer.

In den Bürgerschaften der rheinischen Städte, auch hier und da in der Ritterschaft war man dem Könige hold: aber im Ganzen und Großen stand ihm die deutsche Nation nicht zur Seite, und auf willige Opfer von Seiten derselben hatte er kaum zu rechnen. Noch weniger konnte er auf Unterstützung zählen bei den unterworfenen Völkern, wenn man von solchen noch sprechen konnte. Denn mit dem Wachsen der inneren Zerwürfnisse war der Einfluß des deutschen Reiches auf die Nachbarstaaten fast völlig geschwunden; der Principat desselben bestand in der Erinnerung seiner glänzenden Zeiten dem Namen nach fort, in

Wirksamkeit trat er nirgends. So gebietend die Stellung des durch eine starke Regierungsgewalt geeinten Deutschlands gewesen war, verrieth sich doch die innere Lähmung der zusammenhaltenden Kraft sogleich überall in den äußeren Verhältnissen. Das uneinige Deutschland war gegen seine Nachbarn so ohnmächtig, wie es immer im Widerstreit der Parteien gewesen ist und sein wird.

Die Vorfahren des Königs hatten dem Reiche besonders einen überlegenen Einfluß im Osten zu sichern gesucht durch die Abhängigkeit der Herrscher von Ungarn und Polen: was sie erreicht hatten, war inzwischen untergegangen. Man weiß, wie mit polnischem Beistand Heinrichs Schwager König Salomo aus Ungarn vertrieben wurde, wie sich Geisa die freie Krone der Magyaren auf das Haupt setzen ließ. Vergebens suchte Salomo mit deutscher Unterstützung die Rückkehr in sein Reich zu gewinnen; er mußte schließlich mit seiner deutschen Gemahlin in dem Kloster Admunt, welches der eifrige Gebhard von Salzburg kürzlich gestiftet hatte, das Gnadenbrod essen. Am Weihnachtsfest 1076 ließ sich auch Boleslaw von Polen die Königskrone in Gegenwart von fünfzehn Bischöfen aufsetzen; wie überall, wandelte er auch hier in den Bahnen Boleslaw Chrobris. Mit Recht sahen die deutschen Fürsten in dem Unterfangen des Polen eine Schmach für ihr Reich, dessen tributpflichtiger Vasall derselbe einst gewesen war; sie warfen sich einander vor, daß ihre Streitigkeiten die Ehre der deutschen Nation beeinträchtigten. Die Erkenntniß kam ihnen zu spät. Noch wenige Jahre zuvor hatte sie der König zu einer großen Heerfahrt gegen Polen aufgerufen, aber sie hatten dieselbe zu vereiteln gewußt. Dem ehrgeizigen Polenfürsten gegenüber blieb Heinrich kein anderer Rückhalt als der Böhmenherzog, der einzige verläßliche Bundesgenosse der Deutschen im Osten und doch die verhaßteste Person bei den deutschen Herren.

Wie der polnische Einfluß damals die östlichen Reiche beherrschte, zeigten die russischen Thronstreitigkeiten nach des Großfürsten Jaroslaw Tode. Das Reich war unter seine Söhne getheilt worden, von denen der älteste, Isäslaw, der Kiew zum Sitz erhielt, eine Oberherrschaft über die Brüder führen sollte, jedoch bald mit ihnen zerfiel. Aus dem Reiche vertrieben, wurde er durch den Polenherzog, seinen Schwestersohn, hergestellt, fand aber, nach nicht langer Zeit abermals verjagt, nicht nur bei diesem kein Gehör weiter, sondern sogar Mißachtung der schlimmsten Art. Hülfeflehend wandte er sich nun an König Heinrich (1075), und

dieser sandte eine Botschaft unter dem Dompropst Burchard von Trier nach Kiew, wo damals Isäslaws Bruder Swätoslaw herrschte *). Aber die Gesandtschaft des Königs richtete Nichts aus; ebenso wenig brachte es Isäslaw Gewinn, daß er seinen Sohn nach Rom schickte, um das Reich Ruriks vom Papste zu Lehen zu nehmen. Swätoslaw blieb Herr in Kiew, weil es Boleslaw so wollte; erst nach Swätoslaws Tode kehrte Isäslaw zurück, und jetzt abermals durch polnische Unterstützung (1077).

Auch im Norden war die Achtung vor dem deutschen Namen im Schwinden. Welchen Einfluß hatten dort lange unsere Kaiser durch das Erzbisthum Hamburg-Bremen geübt. Jetzt lag Hamburg in Schutt und Asche, und mit der alten Herrlichkeit des nordischen Patriarchats ging es auf die Neige; es war hohe Zeit, daß sich Meister Adam daran machte, mindestens die Erinnerung an dieselbe durch sein berühmtes Buch der Nation zu erhalten. Der alte Svend Estrithson galt als ein Freund des fränkischen Königshauses, Gleiches ließ sich von seinen Söhnen nicht rühmen. Als sie nach dem Tode des Vaters (1076) in Streitigkeiten geriethen, trat nicht König Heinrich, sondern der Papst als Vermittler ein und wandte sich an den Norwegerkönig, um einer Zersplitterung des Dänenreichs, die nicht ohne Gefahr für den Bestand der christlichen Kirche sei, vorzubeugen. Seit Erzbischof Liemar im Banne stand, entwöhnte sich der scandinavische Klerus nach Bremen zu kommen, und noch vor Ablauf eines Menschenalters erhielt der Norden seine eigene Metropole in Lund.

Schwand das Ansehen des deutschen Reiches bei jenen noch halbbarbarischen Völkern, so erstarb dasselbe vollends bei den entwickelteren Nationen im Westen und Süden, zumal überdies, während die Entwickelung der germanischen Elemente in Stillstand gerieth, das Leben der Romanen einen bemerkenswerthen Aufschwung gewann. Mit dem Ruhme seiner Waffenthaten erfüllte jenes halbschlächtige Mischvolk der Normannen, welches durch französische Sprache und Sitte seine nordische Abkunft in Vergessenheit gebracht hatte, die weite Welt. Im ganzen Westen Europas gab es keinen gefürchteteren Namen, als den Wilhelms des Er-

*) Als Swätoslaw den deutschen Gesandten seine Schätze zeigte, sagten diese: „Das Alles ist todt und dienet zu Nichts; besser sind Ritter, denn sie werden dir auch noch Größeres gewinnen." So erzählt der russische Chronist Nestor.

oberers; an allen Gestaden des mittelländischen Meeres erzählte man von Robert Guiscard und seinen Rittern. Wer, wie Amatus von Monte Cassino, das Glück der Normannen auf dem Felde von Hastings, vor den Thoren von Barbastro und Palermo, auf den Bergen Sklavoniens und den Hochebenen Armeniens übersah, mußte wohl zu der Meinung kommen, daß Gott dieses Volk zu besonderen Dingen ersehen habe. Aber es waren nicht die Normannen allein, welche die romanische Ritterlichkeit zu Ehren brachten: neben der Eroberung Siciliens ging die Ausbreitung der christlichen Reiche in Spanien, gingen die Seekämpfe der Pisaner gegen die arabischen Flotten. Und nicht nur in kriegerischer Tüchtigkeit schritten die Romanen vor, auch das geistige Leben entfaltete bei ihnen frische und kräftige Triebe. Berengars Streitigkeiten gaben den philosophischen und theologischen Studien in den französischen Schulen das regste Leben; Medicin und Jurisprudenz fingen an in Italien mit immer größerem Eifer gepflegt zu werden.

Früher ist darauf hingewiesen worden, wie die normannische Eroberung Englands das Uebergewicht der Romanen im westlichen Europa feststellte: es geschah zu derselben Zeit, daß Italien sich dem deutschen Einfluß fast völlig entzog. Wie lange hatten sich unsere Kaiser bemüht den Süden der Halbinsel zu gewinnen: das Schicksal desselben wurde jetzt entschieden. Mit der Eroberung Salernos, welches nach siebenmonatlicher Belagerung am 13. December 1076 in Herzog Roberts Hände fiel, waren die Normannen hier völlig Herr geworden, und die schwächliche Selbstständigkeit, welche Neapel und Benevent noch fristeten, kam nicht in Betracht. Wir wissen, wie wenig Robert Guiscard und Richard von Capua eine Abhängigkeit vom deutschen König anzuerkennen geneigt waren, wie auch der Papst sich als ein völlig selbstständiger Herr ansah; schon verfügte er über das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino, als ob sie sein Eigenthum wären. Und was galt sonst die königliche Autorität jenseits der Alpen? Es geschah noch im Jahre 1077, daß Mathilde, die Alles, was sie war, nur durch Gottes Gnade sein wollte, ihren ganzen Besitz in sehr unbestimmten Ausdrücken dem heiligen Petrus vermachte. Die lombardischen Bischöfe mit ihrem adligen Anhang erschienen allerdings zeitweise als die eifrigsten Partisane des deutschen Königthums, aber doch nur, weil sie dasselbe als Schild gegen Rom und die Pataria brauchten. Als Bischof Eppo von Naumburg den in Reggio versammelten Bischöfen und Herren meldete, daß der König vom Papste

absolvirt und gnädig entlassen sei, geriethen sie in die äußerste Wuth, wollten dem Könige absagen und seinem dreijährigen Sohne Italiens Krone aufsetzen, den Knaben als Kaiser nach Rom führen. Und nicht anders war es in den Bürgerschaften der lombardischen Städte. Sie zogen dem König nach den Tagen von Canossa nicht mehr mit Fackeln in festlichen Aufzügen entgegen, wie einst seinen Vorgängern; sie öffneten ihm nicht einmal ihre Thore, sondern wiesen ihm in den Vorstädten Wohnung und dürftigen Unterhalt an. Als man in Mailand die Absolution des Königs erfuhr, gab man den Kampf gegen die Patarener auf und unterwarf sich dem Papste. Mit Riesenschritten eilte Italien der Selbstständigkeit entgegen.

Eine mächtige Erhebung des Romanismus zeigte sich aller Orten: und jene hierarchischen Tendenzen, welche das Papstthum aufnahm, wurzelten nicht auch sie zum großen Theil in dem Ideenkreis der romanischen Völker? Es war ein großer gemeinsamer Zug in der ganzen Entwickelung, der unbehindert seiner Richtung folgend nicht allein die Herrschaft unserer Könige, sondern auch die freie Gestaltung des deutschen Lebens gefährdete. Nicht länger war zu säumen, wenn nicht das deutsche Reich und die deutsche Nation von der forteilenden Bewegung der Zeit überholt und niedergeworfen werden sollten. Es war ein Glück, daß Heinrich noch zur rechten Stunde die Erinnerungen des deutschen Kaiserthums erweckte: dadurch rettete er Deutschland und Europa von der Gefahr, mit der sie römischer Absolutismus aufs Neue bedrohte.